LA 4831
6

6

Die

Geheimnisse von Paris.

Von

Eugène Sue.

Uebersetzt

von

A. Diezmann.

Sechster Band.

Mit Illustrationen von Theodor Hosemann.

Berlin, 1843.

Verlag von Meyer & Hofmann.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

CIV.

Die Mutter und der Sohn.

Martial, der die bösen Absichten seiner Familie nicht kannte, trat langsamen Schrittes in die Küche.

Der Leser kennt die seltsame Existenz dieses Mannes bereits aus einigen Worten der Wölfin in deren Unterredung mit Marien-Blume.

Martial, der ein natürliches gutes Gefühl hatte und keiner positiv niederträchtigen oder schlechten Handlung fähig war, führte doch nichts destoweniger ein nicht eben geregeltes Leben. Er fischte da, wo er zu fischen kein Recht hatte, und seine Körperkraft wie seine Kühnheit flößten den Fischereiaufsehern so große Furcht ein, daß sie sein Thun und Treiben absichtlich nicht sahen.

Mit dieser nicht eben sehr legalen Beschäftigung verband Martial eine andere, völlig unerlaubte.

Als gefürchteter Bravo übernahm er es gern, mehr noch aus Uebermuth und Liebhaberei als aus Gewinnsucht, mit der Faust oder dem Stocke diejenigen zu rächen, welche sich über stärkere Gegner zu beklagen hatten. Indeß muß zugleich bemerkt werden, daß Mar-

tial mit einem gewissen Rechtsgefühle die Prozesse auswählte, die er mit Faustschlägen führte; im Allgemeinen nahm er die Partei des Schwachen gegen den Stärkern.

Der Liebhaber der Wölfin glich seinen Geschwistern Franz und Amandine; er war von mittler Größe, aber stark und breitschultrig; sein dichtes rothes, bürstenartig abgeschnittenes Haar bildete fünf Spitzen auf seiner ziemlich offenen Stirn; sein dicker, starrer und kurzer Bart, seine großen Backen, seine breite vorspringende Nase und seine blauen kecken Augen gaben diesem männlichen Gesichte einen sehr entschlossenen Ausdruck.

Auf dem Kopfe hatte er einen alten lackirten Hut; trotz der Kälte trug er nur eine schlechte blaue Blouse über der Jacke und den Pantalons von grobem abgeschabten Manchester. In der Hand hielt er einen dicken Knotenstock, den er neben sich stellte.

Ein dicker schwarzer rothgefleckter Hund mit krummen Beinen war mit Martial hereingekommen, blieb aber an der Thüre und wagte sich weder dem Feuer noch den Personen zu nähern, die schon am Tische saßen, da die Erfahrung dem alten Nimrod — dem ehemaligen Wilddiebereigehülfen Martials — bewiesen hatte, daß er wie sein Herr bei der Familie sehr schlecht angeschrieben stehe.

„Wo sind die Kinder?"

Das waren die ersten Worte Martials, als er sich an den Tisch setzte.

„Da, wo sie sind," antwortete ihm die Schwester.

„Wo sind die Kinder, Mutter?" fragte Martial nochmals, ohne auf die Antwort seiner Schwester zu hören.

„Im Bett," antwortete die Wittwe kurz.

„Und sie haben nicht gegessen, Mutter?“

„Was geht das Dich an?“ fiel Nicolaus ein, nachdem er ein großes Glas Wein ausgetrunken hatte, um sich mehr Muth zu machen, denn er fürchtete sich vor dem Charakter und der Kraft seines Bruders.

Martial achtete so wenig auf die Worte des Bruders wie auf die der Schwester und sagte zu der Wittwe weiter:

„Es thut mir leid, daß die Kinder schon schlafen —“

„Desto schlimmer,“ antwortete die Wittwe.

„Ja, desto schlimmer, — denn ich sehe sie gern neben mir, wenn ich esse.“

„Uns sind sie zur Last, und so haben wir sie fortgeschickt,“ fiel Nicolaus ein. „Wenn Dir das nicht ansteht, so geh zu ihnen.“

Martial sah seinen Bruder verwundert an, dann zuckte er aber die Achseln, als habe er die Nutzlosigkeit eines Zankes erkannt, schnitt sich ein Stück Brod ab und nahm ein Stück Fleisch.

Der Hund hatte sich Nicolaus genähert, ob er gleich in einer gewissen sehr ehrerbietigen Ferne blieb, und der Bandit, den die verächtliche Sorglosigkeit seines Bruders aufbrachte und der denselben zu reizen hoffte, wenn er den Hund schlage, gab Nimrod einen so gewaltigen Fußtritt, daß der Arme laut heulte.

Martial wurde purpurroth, faßte das Messer, das er in der Hand hielt, krampfhaft fest und schlug heftig auf den Tisch, aber auch diesmal hielt er an sich; er rief seinen Hund und sagte sanft zu demselben:

„Hier, Nimrod!“

Der Hund legte sich vor den Füßen seines Herrn nieder.

Diese Mäßigung war den Plänen des Nicolaus völlig entge-

gegen; er wollte seinen Bruder zum Aeußersten treiben, um einen Bruch herbeizuführen.

Er setzte also hinzu:

„Mir sind die Hunde zuwider. — Dein Hund darf nicht hier bleiben.“

Statt aller Antwort schenkte sich Martial ein Glas Wein ein und trank es langsam aus.

Die Wittwe wechselte flüchtig einen Blick mit Nicolaus und forderte ihn durch einen Wink auf, seine Neckereien gegen Martial fortzusetzen, weil sie, wie gesagt, hoffte, ein heftiger Zank würde einen Bruch und eine vollständige Trennung herbeiführen.

Nicolaus holte das Weidenstäbchen, mit welchem die Wittwe ihren Sohn Franz geschlagen hatte, trat damit an den Hund, schlug denselben und sagte:

„Hinaus, Nimrod!“

Bis dahin hatte Nicolaus seinen Bruder immer nur heimtückischer Weise angegriffen, aber nie gewagt, ihn so keck und ausdauernd zu reizen.

Der Geliebte der Wölfin nahm sich absichtlich immer mehr zusammen, weil er errieth, daß man ihn aus irgend einer Absicht zum Aeußersten treiben wolle.

Als sein Hund schmerzlich heulte, stand Martial auf, öffnete die Thüre, ließ den Hund hinaus und setzte sich dann ruhig wieder an den Tisch.

Diese unglaubliche Geduld, die mit dem gewöhnlich so hitzigen Charakter Martials so wenig zusammenpaßte, brachte seine Gegner in Verlegenheit; sie sahen einander, höchlich verwundert, an.

Martial schien gar nicht zu bemerken, was um ihn her vorging, sondern aß ruhig weiter und schwieg.

„Trage den Wein fort," sagte die Wittwe zu ihrer Tochter.

Diese wollte eben gehorchen, als Martial sagte:

„Warte noch, ich bin noch nicht fertig."

„Desto schlimmer," entgegnete die Wittwe, indem sie selbst die Flasche wegnahm.

„Das ist etwas Anderes," sagte der Geliebte der Wölfin, der sich ein großes Glas voll Wasser goß, dies austrank, mit der Zunge schnalzte und sagte:

„Prächtiges Wasser!"

Diese unverwüstliche Kaltblütigkeit reizte den gehässigen Zorn des Nicolaus, der durch den Wein sehr aufgeregt war; nichts destoweniger wich er vor einem directen Angriffe zurück, da er die ungewöhnliche Kraft seiner Bruders recht wohl kannte. Mit einem Male aber rief er aus, entzückt über seinen Einfall:

„Du thatest recht, daß Du mit Deinem Hunde nachgabst, Martial; das solltest Du Dir überhaupt angewöhnen, denn Du mußt erwarten, daß wir Deine Geliebte eben so mit Fußtritten forttreiben wie Deinen Hund."

„Ja, denn wenn Deine Wölfin das Unglück hätte, hierher auf die Insel zu kommen," fiel die Schwester ein, welche die Absicht des Nicolaus errieth, „so würde ich sie rechts und links maulschelliren."

„Und ich würde sie in dem Schlamme an der Insel eintauchen," setzte Nicolaus hinzu.

Diese beleidigenden Reden über die Wölfin, welche Martial mit wilder Leidenschaft liebte, warfen seine friedlichen Vorsätze um; er runzelte die Stirn; das Blut schoß ihm in das Gesicht; die Adern an der Stirn schwollen auf und spannten sich wie Stricke; trotzdem hatte er so viel Herrschaft über sich, daß er mit

einer nur leicht vom Zorn veränderten Stimme zu Nicolaus sagen konnte:

„Nimm dich in Acht! Du suchst Streit mit mir, würdest aber wieder etwas finden, was Du nicht erwartest.“

„Ich?“

„Ja, — Du sollst daran denken.“

„Was, Nicolaus?“ fiel die Schwester mit höhnischer Verwunderung ein — „Martial hat Dich geschlagen? Mutter, hörst Du? Nun wundert es mich freilich nicht mehr, daß Nicolaus sichfürchtet.“

„Er hat mich geschlagen, weil er mich unerwartet überfiel,“ antwortete Nicolaus, der bleich vor Wuth wurde.

„Du lügst; Du hattest mich heimtückisch angefallen, und ich habe Dich nur gewarnt; wenn Du aber noch einmal von meinem Mädchen sprichst — diesmal vergebe ich es Dir — so sollst Du lange daran denken.“

„Und wenn ich von der Wölfin reden will?“ sagte die Schwester.

„So werde ich Dir ein Paar freundschaftliche Winke geben, und wenn Du wieder anfängst, werde ich noch einmal winken —“

„Und wenn ich rede?“ fiel langsam die Wittwe ein.

„Du?“

„Ja — ich?“

„Du?“ fragte Martial, der mit aller Macht an sich hielt, „Du?“

„So wirst Du mich auch schlagen, nicht?“

„Nein, aber wenn Du von der Wölfin schlecht sprichst, so werde ich den Nicolaus prügeln —“

„Du,“ rief der Bandit wüthend, indem er sein gefährliches Messer erhob, „Du willst mich prügeln?“

„Nicolaus — nicht das Messer!“ rief die Wittwe aus, indem sie schnell aufstand, um den Arm ihres Sohnes zu ergreifen; dieser aber, trunken von Wein und Zorn, stieß seine Mutter roh zurück und stürzte sich auf seinen Bruder.

Martial wich zurück, ergriff den dicken Knotenstock, den er bei dem Eintreten hingestellt hatte, und nahm eine vertheidigende Stellung an.

„Nicolaus, nicht das Messer!“ wiederholte die Wittwe.

„Laß ihn doch,“ fiel die Schwester der beiden Brüder ein, die selbst ein Beil ergriff.

Nicolaus fuhr noch immer mit seinem fürchterlichen Messer herum und lauerte auf den Augenblick, um sich auf seinen Bruder stürzen zu können.

„Ich sage Dir,“ rief er aus, „daß ich Dich und die Canaille von Wölfin ersteche. Zu mir, Mutter! Her, Schwester — wir wollen ihn kalt machen. — Es kann so nicht mehr bleiben.“

Er hielt jetzt den Augenblick günstig für seinen Angriff und stürzte mit hoch erhobenem Messer auf seinen Bruder.

Martial, ein gewandter Stockschläger, zog rasch den Oberkörper zurück und erhob den Stock, der blitzschnell pfeifend eine 8 beschrieb und dann so gewaltig auf den rechten Vorderarm des Nicolaus auffiel, daß dieser vor Schmerz das Messer fallen ließ.

„Räuber! Du hast mir den Arm zerschlagen!“ rief er aus, indem er mit der linken Hand den rechten Arm faßte, der schwer an der Seite herabhing.

„Nein; ich fühlte, daß der Stock zurückschnellte,“ antwortete Martial, indem er mit dem Fuße das Messer unter den Küchenschrank stieß.

Dann benutzte er den Schmerz, welchen Nicolaus empfand, faßte ihn am Kragen, trieb ihn unbarmherzig zurück bis an die Thür des kleinen Kellers, den wir erwähnt haben, öffnete diese mit der einen Hand und warf mit der andern seinen Bruder hinein, der durch diesen plötzlichen Angriff noch ganz betäubt war.

Dann kehrte er zu den beiden Frauen zurück, faßte seine Schwester an den Achseln und schloß sie trotz ihrem Widerstreben, ihrem Geschrei und einem Beilhiebe, der ihn leicht an der Achsel verwundete, in dem niedrigen Saale der Schenkstube ein, welche an die Küche stieß.

Darauf wendete er sich an die Wittwe, welche über dieses eben so geschickte wie unerwartete Manöver ganz erstaunt war, und sagte kalt:

„Nun, Mutter, haben wir beide es mit einander zu thun.“

„Ja, wir beide,“ antwortete die Wittwe, deren kaltes, bleiches Gesicht sich lebhaft färbte, deren fast erloschene Augen zu funkeln begannen und deren Zügen der Haß einen entsetzlichen Ausdruck gab; — „ja, wir beide!“ wiederholte sie mit drohender Stimme. „Ich erwartete diesen Augenblick; Du sollst endlich erfahren, was ich auf dem Herzen habe.“

„Auch ich werde sagen, was mir das Herz drückt.“

„Du sollst an diese Nacht denken, und würdest Du hundert Jahre alt —“

„Ich werde daran denken! — Mein Bruder und meine Schwester wollten mich ermorden, Du thatest nichts, um sie daran zu hindern. — Aber nun laß hören, — sprich, — was habt Ihr gegen mich?“

„Was ich habe?“

„Ja.“

„Seit dem Tode Deines Vaters bist Du nichts gewesen als eine feige Memme.“

„Ich?“

„Ja, eine feige Memme! — Statt bei uns zu bleiben und uns beizustehen, bist Du nach Rambouillet entlaufen, um mit dem Wildpretshändler, den Du in Bercy kennen gelernt, Wilddieberei zu treiben —“

„Wenn ich hier geblieben wäre, würde ich jetzt auf den Galeeren sein wie Ambrosius, oder nahe daran wie Nicolaus; ich mochte kein Dieb sein wie die Andern, — daher Euer Haß!“

„Und welches Gewerbe treibst Du? Du stahlst Wild und stiehlst jetzt Fische, — ein Diebstahl ohne Gefahr, ein feiger Diebstahl!“

„Das Wild und die Fische gehören Niemandem; heute sind sie bei dem, morgen bei jenem; wer sie fängt, dem sind sie. — Ich stehle nicht. — Und was die Feigheit betrifft —“

„Du schlägst, für Geld, Menschen, die schwächer sind als Du!“

„Weil sie noch Schwächere gemißhandelt haben.“

„Handwerk einer feigen Seele!“

„Es giebt ehrlichere, ja, aber Dir kommt es nicht zu, mir das zu sagen.“

„Warum betreibst Du diese ehrlichen Gewerbe nicht, statt hier zu faulenzen und auf meine Kosten zu leben?“

„Ich gebe Dir die Fische, welche ich fange, und das Geld, welches ich verdiene, — es ist nicht viel, aber genug; ich koste Dich nichts. Ich wollte Schlosser werden, um mehr zu verdienen, wenn man aber von Jugend auf sich auf dem Flusse und in dem Walde herumgetrieben hat, kann man nirgends anders aushalten;

man ist lebenslang verdorben. Und dann," setzte Martial finster hinzu, „bin ich noch immer lieber allein auf dem Flusse und in dem Walde gewesen, — da fragt mich Niemand. Sonst überall fragt man mich nach meinem Vater, und muß ich nicht sagen, daß er — geköpft worden? Muß ich nicht sagen, daß mein Bruder auf den Galeeren, daß meine Schwester eine Diebin ist?!"

„Und was sagst Du über Deine Mutter?"

„Ich sage —"

„Was?"

„Ich sage, sie sei — todt."

„Daran thust Du recht. — Ich verläugne Dich auch. — Dein Bruder ist im Bagno; Dein Vater und Dein Großvater sind auf dem Schaffot gestorben. — Statt sie zu rächen, zitterst Du —"

„Sie rächen?"

„Ja; Du solltest Dich als ächten Martial zeigen, dem Beile und dem rothen Kittel des Henkers trotzen und endigen wie Vater und Mutter, wie Bruder und Schwester —"

Martial schauderte unwillkührlich, so sehr er auch an ähnliche Aeußerungen seiner Mutter schon gewöhnt war.

Das Gesicht der Wittwe des Gerichteten war schrecklich in dem Augenblicke, als sie diese schauerlichen Worte sprach.

Mit steigender Wuth setzte sie hinzu:

„Du bist noch dümmer als feig! Ein ehrlicher Mann willst Du sein!? Ehrlich? Wirst Du nicht immer verachtet und zurückgestoßen werden als Sohn eines Mörders, als Bruder eines Galeerensträflings? Aber statt an Rache zu denken, fürchtest Du Dich! statt Dich zu vertheidigen, entfliehst Du. — Als sie Deinen Vater köpften, verließest Du uns, feige Memme! Und Du wußtest,

daß wir die Insel nicht verlassen, in das Städtchen nicht gehen konnten, ohne daß das Volk hinter uns her schrie und uns mit Steinen warf wie tolle Hunde! Dafür sollen sie uns büßen! Das sollen sie entgelten!"

„Ich fürchte mich vor keinem Menschen, ich fürchte mich nicht vor zehn; aber von Jedermann verwünscht zu werden als Sohn und Bruder eines Verurtheilten . . .! — Nein, ich konnte es nicht, lieber ging ich fort und trieb Wilddieberei mit Peter, dem Wildpretshändler."

„So hättest Du in Deinem Walde bleiben sollen."

„Ich bin zurückgekommen wegen meiner Sache mit dem Wildhüter und besonders — wegen der Kinder, weil sie in dem Alter waren, in welchem das Beispiel sie zum Bösen verleiten konnte."

„Was geht das Dich an?"

„Ich werde es nicht zugeben, daß sie werden wie meine andern Geschwister!"

„Nicht möglich!"

„Und sie würden es geworden sein, wenn sie allein hier bei Euch gewesen wären. Ich trat in die Lehre, um wo möglich so viel zu verdienen, daß ich die Kinder zu mir nehmen und die Insel verlassen könnte, aber in Paris weiß man Alles, — ich hieß überall der Sohn des Gerichteten, der Bruder des Sträflings, — ich hatte alle Tage Schlägereien und wurde es endlich überdrüssig —"

„Aber ehrlich zu sein, wurdest Du nicht überdrüssig; das bliebst Du, statt zu uns zu halten, statt zu handeln wie wir und wie die Kinder handeln werden, Dir zum Trotze, ja — Dir zum Trotze. — Du glaubst, sie durch Deine Predigten für Dich zu ge-

winnen, aber wir sind auch noch da. — Franz ist schon beinahe der unsrige; — eine Gelegenheit, und er gehört uns ganz."

„Ich sage, das geschieht nicht."

„Du wirst es ja sehen — oder ich will mich nicht darauf verstehen. — Im Grunde ist er schon unser; Du stehst ihm nur noch im Wege. Ist Amandine nur erst funfzehn Jahre alt, so wird sie schon allein dahin kommen, wohin sie kommen muß. Man hat uns mit Steinen geworfen, man hat uns verfolgt wie tolle Hunde, — nun soll man sehen, was unsere Familie kann — Dich feige Memme, ausgenommen —, denn Du nur machst uns Schande*)."

„Das ist Schade —"

„Und da Du bei uns verderben könntest, so wirst Du Dich morgen von hier entfernen, um nie wieder zu kommen —"

Martial sah seine Mutter staunend an; nach einer kurzen Pause antwortete er sodann:

„Ihr habt absichtlich bei meiner Ankunft Streit mit mir gesucht —"

„Ja, um Dir zu zeigen, was Dich erwartet, wenn Du gegen unsern Willen hier bleiben wolltest, — eine Hölle, hörst Du? — eine Hölle! jeden Tag ein Zank und eine Prügelei, und wir werden nicht allein sein wie heute Abend; wir werden Freunde hier haben, die uns beistehen. — Du wirst Dich nicht acht Tage halten können."

---

*) Diese entsetzlichen Lehren sind leider nicht übertrieben. Man lese nur den trefflichen Bericht des Herrn von Bretignères über die Pönitentiaranstalt zu Mettray. (S. Sitzung der französischen Deputirtenkammer vom 12. März 1843.)

„Ihr glaubt mich einzuschüchtern?"

„Ich sage Dir, was geschehen wird."

„Mir gleichviel, — ich bleibe."

„Du willst hier bleiben?"

„Ja."

„Gegen unsern Willen?"

„Gegen Euern Willen —"

„Lächerlich!"

„Ich sage Dir, daß ich hier bleiben werde, bis ich Mittel finde, mit den Kindern anderswo meinen Lebensunterhalt zu verdienen; stände ich allein, so würde ich ohne Sorgen sein und in den Wald zurückkehren, der Kinder wegen aber brauche ich mehr Zeit, zu finden, was ich suche — bis dahin bleibe ich."

„Du willst also bleiben, bis Du die Kinder mit Dir nehmen kannst?"

„So ist es."

„Die Kinder willst Du mitnehmen?"

„Wenn ich zu ihnen sage: kommt, so werden sie kommen, so schnell als sie laufen können; ich weiß es."

Die Wittwe zuckte die Achseln und entgegnete:

„So höre mich an. Ich habe Dir eben gesagt, Du würdest an diese Nacht denken, und wenn Du noch hundert Jahre leben solltest. Ich will Dir erklären warum; aber bist Du wirklich entschlossen, von hier nicht fortzugehen?"

„Ja, tausendmal ja!"

„Du wirst sogleich: nein, tausendmal nein! sagen. Höre mich wohl an. — Weißt Du, welches Gewerbe Dein Bruder treibt?"

„Ich ahne es, mag es aber nicht wissen —"

„Du sollst es wissen; — er stiehlt.“

„Desto schlimmer für ihn.“

„Und für Dich.“

„Für mich?“

„Er bricht ein, das kann ihn auf die Galeeren bringen; wir verbergen, was er stiehlt; wenn man es herausbekommt, werden wir als Hehler zu derselben Strafe verurtheilt, und Du auch; man nimmt die ganze Familie zusammen, und die Kinder werden auf die Straße hinausgestoßen, wo sie das Gewerbe Deines Vaters und Deines Großvaters eben so gut lernen werden wie hier.“

„Ich als Hehler, als Euer Mitschuldiger verhaftet? Wer soll mir das beweisen?“

„Man weiß nicht, wie Du lebst; Du streichst überall umher, stehst in schlechtem Rufe und wohnst bei uns; wem willst Du beweisen, daß Du von unserm Hehlen und Stehlen nichts wüßtest?“

„Ich werde es beweisen.“

„Wir werden Dich als unsern Mitschuldigen angeben —“

„Mich angeben? und warum?“

„Um Dich dafür zu belohnen, daß Du gegen unsern Willen hier bleiben wolltest —“

„Eben wolltest Du mich auf die eine Weise in Furcht jagen, jetzt versuchst Du es auf eine andere; aber es hilft Dir nichts; ich werde beweisen, daß ich nie gestohlen habe. — Ich bleibe —“

„Du bleibst? So höre noch mehr. Erinnerst Du Dich, was im vorigen Jahre in der Weihnachtsnacht hier vorgegangen ist?“

„In der Weihnachtsnacht? fragte Martial, der sich an nichts erinnern konnte.

„Denke nur nach! Denke nur nach! —“

„Ich erinnere mich an nichts.“

„Weißt Du nicht, daß an jenem Abende Roth-Arm einen gut gekleideten Mann hierherbrachte, der Ursache hatte sich zu verbergen?“

„Ja, jetzt erinnere ich mich; ich ging zu Bett und ließ ihn hier bei Euch zurück. Er kam in der Nacht in das Haus; vor Tagesanbruch brachte ihn Nicolaus nach St. Ouen.“

„Weißt Du es gewiß, daß Nicolaus ihn nach St. Ouen gebracht hat?“

„Ihr habt mir es am andern Morgen gesagt.“

„Du warst also in der Weihnachtsnacht hier?“

„Ja — nun?“

„In jener Nacht ist dieser Mann, der viel Geld bei sich hatte, in diesem Hause ermordet worden.“

„Er — hier?“

„Und beraubt und in dem Holzstalle begraben.“

„Das ist nicht wahr,“ entgegnete Martial, der todtenbleich wurde und an dieses neue Verbrechen der Seinigen nicht glauben wollte. — „Du willst mich erschrecken. — Noch einmal, es ist nicht wahr.“

„Frage Deinen Liebling Franz, was er heute in dem Holzstalle gesehen hat.“

„Franz! Und was hat er gesehen?“

„Einen Fuß des Mannes, der aus der Erde hervorragt. — Nimm die Laterne, geh hin und überzeuge Dich selbst —“

„Nein,“ antwortete Martial, indem er seine mit kaltem Schweiß bedeckte Stirn abwischte, — „nein, ich glaube Dir nicht. — Du sagst es nur, um . . .“

„Um Dir zu beweisen, daß, wenn Du gegen unsern Willen bleibst, Du jeden Augenblick der Gefahr ausgesetzt bist, als Dieb und Mörder mit verhaftet zu werden; Du warst in der Weihnachtsnacht hier; wir werden behaupten, Du hättest uns bei dem Morde beigestanden. Wie willst Du das Gegentheil beweisen?"

„Gott! Gott!" rief Martial aus, indem er beide Hände auf das Gesicht schlug.

„Wirst Du nun gehen?" fragte die Wittwe mit höhnischem Lachen.

Martial war wie vom Donner getroffen; er zweifelte leider nicht an dem, was seine Mutter ihm gesagt hatte; sein Umherstreifen und das Beisammenwohnen mit einer so verbrecherischen Familie mußten ihn wirklich in schrecklichen Verdacht bringen, und dieser Verdacht konnte sich in den Augen der Justiz in Gewißheit verwandeln, wenn seine Mutter, sein Bruder und seine Schwester ihn als ihren Mitschuldigen bezeichneten.

Die Wittwe weidete sich an der Niedergeschlagenheit ihres Sohnes.

„Du hast ein Mittel, aus der Verlegenheit zu kommen; zeige uns an!"

„Ich sollte es eigentlich thun, — aber ich werde es nicht thun. — Ihr wißt es nur zu wohl."

„Ich sage es Deinetwegen. — Wirst Du nun gehen?"

Martial wollte versuchen, die Megäre zu rühren; mit minder rauher Stimme sagte er zu ihr:

„Mutter, ich halte Dich dieses Mordes nicht für fähig —"

„Wie Du willst, mach' nur, daß Du fortkommst —"

„Ich werde gehen, aber unter einer Bedingung —"

„Keine Bedingung!"

„Gieb die Kinder in die Lehre, — weit weg von hier —, irgendwo in der Provinz.“

„Sie werden hier bleiben —“

„Was nützt es Dir, wenn sie geworden sind, wie die ältere Schwester, wie Nicolaus, wie Ambrosius und mein Vater?“

„Sie werden mir helfen, manchen guten Fang zu machen. — Wir sind unserer nie zu viele. — Deine Schwester bleibt hier bei mir, um die Wirthschaft mit zu führen; Nicolaus ist allein; Franz und Amandine können ihm beistehen, sobald sie abgerichtet sind; man hat sie auch mit Steinen geworfen, ob sie gleich noch klein sind; sie müssen sich rächen —“

„Mutter, Du liebst Kürbiß und Nicolaus, nicht wahr?“

„Nun?“

„Wenn die Kinder werden wie diese, wenn Euere und ihre Verbrechen herauskommen —“

„Nun?“

„So sterben sie auf dem Schaffot, wie mein Vater —“

„Nun? Nun?“

„Zitterst Du nicht vor ihrem Schicksale?“

„Ihr Schicksal wird das meinige sein, nicht besser und nicht schlechter. — Ich stehle, — sie stehlen; ich morde, — sie morden; wer die Mutter nimmt, wird auch die Kinder nehmen. — Wir werden uns nicht von einander trennen. Fallen unsere Köpfe, so sollen sie in einen Korb fallen und da von einander Abschied nehmen. — Wir weichen nicht zurück; Du allein bist der Feige in der Familie, und wir verjagen Dich; — geh' und packe Dich!“

„Aber die Kinder? Die Kinder?“

„Die Kinder werden groß werden; sie wären schon anders, wenn Du nicht in das Haus gekommen. Franz ist so ziemlich

schon bereit; sobald Du fort bist, wird auch Amandine die verlorene Zeit bald einholen —"

„Mutter, ich beschwöre Dich, schicke die Kinder weit weg von hier in die Lehre."

„Wie oft soll ich Dir's sagen, daß sie ihre Lehrzeit hier bestehen werden?"

Die Wittwe des Gerichteten sprach die letztern Worte in einem so entschiedenen, unerbittlichen Tone, daß Martial die Hoffnung verlor, ihr Eisenherz zu erweichen.

„Nun, da es so ist," sagte er ebenfalls kurz und entschlossen, „so höre Du mich auch an, Mutter; — ich bleibe."

„Ah!"

„Nicht in diesem Hause, denn hier würde mich der Bruder erschlagen oder die Schwester vergiften; aber ich werde, da ich nicht Geld genug besitze, um mir eine Wohnung mit den Kindern zu miethen, in dem Schuppen am Ende der Insel wohnen; die Thüre ist fest, und ich werde sie noch fester machen. — Bin ich erst da, wohl verbarricadirt, mit meiner Flinte, meinem Stocke und meinem Hunde, so fürchte ich Niemanden. — Morgen früh nehme ich die Kinder mit mir; den Tag über bleiben sie mit mir in einem Boote oder wo ich sonst bin; Abends schlafen sie bei mir in der Hütte; wir nähren uns von meinem Fischfange, so lange bis es mir gelungen ist, sie unterzubringen, und es wird mir gelingen."

„So ist es?"

„Weder Du, noch Kürbiß, noch Nicolaus könnt das verhindern, nicht wahr? Wenn man Euere Räubereien und Mordthaten während meiner Anwesenheit auf der Insel entdeckt, — desto schlimmer, so setze ich mich der Gefahr aus; ich werde es nicht verschweigen, warum ich zurückgekehrt, warum ich geblieben bin, wegen der

Kinder, — damit sie nicht auch Diebe würden, — und man mag dann das Urtheil sprechen. Aber das Donnerwetter soll mich erschlagen, wenn ich die Insel verlasse und wenn die Kinder noch einen Tag länger in dem Hause bleiben. — Ja, und ich trotze Euch Allen; jagt mich von der Insel fort, versucht es!"

Die Wittwe kannte die Entschlossenheit Martials; die Kinder liebten ihren ältern Bruder eben so wie sie die Mutter fürchteten; sie folgten ihm sicherlich dahin, wohin er sie führte. Er selbst, gut bewaffnet, fest entschlossen, immer auf seiner Hut, am Tage in dem Boote, während der Nacht in der Hütte am Ende der Insel verschanzt und verbarricadirt, hatte von den schlimmen Plänen seiner Familie nichts zu fürchten.

Das Vorhaben Martials konnte demnach recht wohl ausgeführt werden; aber die Wittwe hatte viele Gründe, diese Ausführung zu verhindern.

Erstens zählte die Wittwe auf Amandine und Franz zur Unterstützung bei ihren Verbrechen, wie die ehrlichen, fleißigen Handwerker bisweilen die Zahl ihrer Kinder für einen Segen Gottes, für einen Reichthum halten, wegen der Hülfe, die sie ihnen bei ihrer Arbeit leisten müssen.

Dann war es wahr, was sie von ihrer Absicht gesagt hatte, ihren Mann und ihren Sohn zu rächen. Manche Menschen, die im Verbrechen aufgezogen, alt geworden und verhärtet sind, treten in offener Empörung mit erbittertem Kriege gegen die Gesellschaft auf und glauben, durch neue Verbrechen sich wegen der gerechten Strafe zu rächen, welche sie oder die Ihrigen getroffen hat.

Endlich konnten die Absichten des Nicolaus gegen Marien-Blume und später gegen die Mäklerin durch die Anwesenheit Martials vereitelt werden. Die Wittwe hatte gehofft, eine sofortige

Trennung zwischen ihr und Martial herbeizuführen, entweder wenn sie Nicolaus zum Zanke gegen ihn aufreize oder wenn sie ihm mittheile, daß er sich der Gefahr aussetze, für einen Mitschuldigen ihrer Verbrechen zu gelten, wenn er durchaus auf der Insel bleibe.

Die Wittwe war indeß so schlau wie scharfsinnig und fühlte, als sie einsah, daß sie sich in ihrer Erwartung getäuscht hatte, daß sie zu einem scheuslichen Mittel greifen müsse, um ihren Sohn in eine blutige Schlinge fallen zu lassen. Sie fuhr demnach nach einer langen Pause und mit erheuchelter Bitterkeit fort:

„Ich sehe Deinen Plan; Du willst uns nicht selbst anzeigen, sondern durch die Kinder anzeigen lassen."

„Ich?"

„Sie wissen jetzt, daß ein Mensch hier begraben worden ist; sie wissen, daß Nicolaus gestohlen hat... Sind sie in die Lehre gegeben, so werden sie davon reden, man wird uns ergreifen, und wir werden Alle, Du mit uns, in das Gefängniß wandern; das würde geschehen, wenn ich auf Dich hörte, wenn ich Dich die Kinder irgendwo unterbringen ließe. — Und doch sagst Du, Du wolltest uns nichts Schlimmes zufügen! Ich verlange nicht, daß Du mich lieben sollst, — aber beschleunige wenigstens den Augenblick unserer Verhaftung nicht."

Der weicher gewordene Ton der Wittwe brachte Martial zu dem Glauben, seine Drohungen hätten einen heilsamen Eindruck auf sie gemacht; er ging in eine schreckliche Schlinge.

„Ich kenne die Kinder," fuhr er fort, „und bin überzeugt, daß sie nichts sagen werden, wenn man ihnen Schweigen anempfiehlt. Uebrigens werde ich ja immer bei ihnen sein, und ich stehe für ihr Schweigen."

„Kann man denn für die Worte eines Kindes bürgen, namentlich in Paris, wo man so neugierig und so schwatzhaft ist! Ich will sie hier behalten, damit sie uns bei unsern Unternehmungen unterstützen, und auch damit sie uns nicht verrathen können."

„Gehen sie nicht bisweilen in das Städtchen und nach Paris? Wer hindert sie zu reden, wenn sie etwas zu reden haben? Wenn sie weit weg von hier wären, würde es ganz anders sein! es hätte keine Gefahr, was sie auch sagten —"

„Weit von hier und wo?" fragte die Wittwe, indem sie ihren Sohn unverwandt ansah.

„Laß sie mich mitnehmen; — es liegt Dir doch wenig daran."

„Wie willst Du mit ihnen leben können?"

„Mein ehemaliger Schlossermeister ist ein braver Mann; ich werde ihm sagen, was zu sagen ist, und vielleicht leiht er mir etwas der Kinder wegen; damit bringe ich sie weit weg in die Lehre. — Nach zwei Tagen brechen wir auf, und Ihr werdet nie wieder etwas von mir hören —"

„Nein — sie bleiben hier; ich habe sie so mehr in meiner Gewalt."

„So nehme ich morgen mein Quartier in der Hütte — bis auf bessere Zeiten. — Ich habe auch einen harten Kopf —"

„Ich weiß es wohl und wollte, Du wärst, wo der Pfeffer wächst! Warum bist Du nicht in dem Walde geblieben?"

„Ich erbiete mich ja, Euch von mir und den Kindern zu befreien. —"

„Du willst also die Wölfin verlassen, die Du so sehr liebst?" fragte die Wittwe plötzlich.

„Das ist meine Sache; ich weiß, was ich zu thun habe; ich habe meine Idee —"

„Ihr würdet also Paris nie wieder betreten, wenn ich Dich mit den Kindern fortgehen ließe?"

„Vor drei Tagen würden wir fort und für Euch todt sein."

„Das ist mir immer noch lieber, als Dich hier zu haben und vor den Kindern stets auf der Hut sein zu müssen. — Nimm sie also mit, — ich füge mich. — Macht, daß Ihr sobald als möglich fortkommt und daß ich Euch nie wiedersehe! —"

„Abgemacht?"

„Ja. — Gieb mir den Schlüssel zum Keller, damit ich den Nicolaus herauslassen kann —"

„Nein; erst muß er seinen Rausch ausschlafen; den Schlüssel gebe ich Dir morgen früh."

„Und Deine Schwester?"

„Das ist etwas anderes; laß sie heraus, — wenn ich fort bin, ich mag sie nicht sehen —"

„Geh, und möge Dich der Teufel holen!"

„Ist das Dein Gute=Nacht=Wunsch, Mutter?"

„Ja —"

„Zum Glück ist es der letzte," sagte Martial.

„Der letzte," wiederholte die Wittwe.

Ihr Sohn zündete ein Licht an, dann öffnete er die Küchenthüre und pfiff seinem Hunde, der freudig hereinkam und seinem Herrn in das obere Stockwerk des Hauses folgte.

„Geh. — Deine Rechnung ist gut!" murmelte die Mutter, indem sie hinter ihrem Sohne die Faust ballte; „Du hast es selbst gewollt."

Dann öffnete sie mit ihrer Tochter, die eine Anzahl Dieteriche und Nachschlüssel hatte, die Thüre des Kellers, in welchem sich Nicolaus befand, und ließ diesen heraus.

CV.

Franz und Amandine.

Franz und Amandine schliefen in einer Kammer unmittelbar über der Küche am Ende eines Ganges, auf welchen sich mehrere Stuben öffneten, die den Stammgästen des Wirthshauses als „Gesellschaftszimmer" dienten.

Die beiden Kinder hatten, nachdem sie ihr frugales Abendbrod verzehrt, statt, wie die Mutter ihnen befohlen, die Laterne auszulöschen, gewacht und die Thüre halb offen gelassen, um auf ihren Bruder Martial zu warten.

Die Laterne stand auf einem lahmen Schemel und warf ein bleiches Licht durch die durchscheinenden Hornseiten.

Mit Kalk beworfene Wände, ein schlechtes Lager für Franz, ein altes kleines viel zu kurzes Kinderbett für Amandine, ein Haufen von Stuhl= und Banküberresten, welche von den unruhigen Gästen des Wirthshauses zerschlagen worden waren, weiter sah man in der Kammer nichts.

Amandine saß auf dem Rande des Lagers ihres Bruders und suchte das gestohlene Tuch, das Geschenk ihres Bruders Nicolaus, zierlich um den Kopf zu binden.

Franz kniete vor seiner Schwester und hielt ihr ein Spiegelstück vor; sie hatte eben den Kopf halb zur Seite gewendet und zupfte eine dicke Rosette an der Schleife, die sie von den Zipfeln des Tuches gebunden hatte.

Franz, der diesen Putz sehr bewunderte, versäumte einen Augenblick, das Spiegelstück so zu halten, daß die Schwester ihr Gesicht darin sehen konnte.

„Halte doch den Spiegel höher,“ sagte Amandine; „ich sehe mich ja nicht mehr. — So — nun warte noch ein Weilchen; jetzt bin ich fertig. Sieh mich einmal an! Wie gefällt Dir's?“

„Sehr gut, sehr gut. — Und die schöne Schleife! Du wirst mir so eine an meinem Halstuche binden, nicht wahr?“

„Ja, gleich, — erst muß ich aber ein Bischen umhergehen. — Du gehst vor mir — rückwärts und hältst immer den Spiegel hoch, so daß ich mich im Gehen sehen kann —“

Franz führte nach besten Kräften dieses schwierige Manöver zur großen Zufriedenheit Amandinens aus, die sich an ihrem Putze nicht satt sehen konnte und mit freudigem Stolze einherschritt.

Diese Koketterie, die bei jedem andern Umstande sehr unschuldig und sehr naiv gewesen sein würde, wurde tadelnswerth, da, wie die Kinder wohl wußten, die Tücher gestohlen waren. Es ist dies wieder ein Beweis von der entsetzlichen Leichtigkeit, mit welcher Kinder, fast ohne daß sie es wissen, verdorben werden, wenn sie fortwährend in einer unreinen Atmosphäre zubringen müssen.

Ueberdies war der einzige Führer und Lehrer dieser unglücklichen Kinder, ihr Bruder Martial, selbst nicht ohne Tadel, wie schon gesagt; wenn er auch nicht zu stehlen und zu morden vermochte, so führte er doch nichts destoweniger ein unstätes, regello-

ses Leben. Ohne Zweifel empörten ihn die Verbrechen seiner Familie; er liebte die beiden Kinder zärtlich, er vertheidigte sie gegen Mißhandlungen, suchte sie dem verderblichen Einflusse seiner Familie zu entziehen; aber seine Ermahnungen gewährten den Kleinen nur geringen Schutz, da sie sich nicht auf Lehren einer strengen bestimmten Moral stützten. Sie weigerten sich, gewisse schlechte Handlungen zu begehen, nicht aus Rechtschaffenheit, sondern um Martial zu gehorchen, den sie liebten, und um gegen den Willen ihrer Mutter zu handeln, die sie fürchteten und haßten.

Sie hatten keine Begriffe von Recht und Unrecht, da ihnen jeden Tag abscheuwürdige Beispiele vor Augen lagen, denn das Wirthshaus wurde von dem Auswurfe des gemeinsten Pöbels besucht und war der Schauplatz gemeiner Orgien und Ausschweifungen, und gegen diese schmutzigen Saturnalien hatte Martial nichts einzuwenden.

Man erkennt daraus, wie zweifelhaft, wie schwankend und unsicher der moralische Instinct der Kinder, namentlich bei Franz war, der jenen gefährlichen Punkt erreicht hatte, wo die Seele zwischen dem Guten und dem Schlechten unentschieden hin- und herschwankt und in einem Augenblicke für immer verloren gehen oder auch gerettet werden kann.

— — — — — — — — — — — — —

„Wie schön Dir dieses rothe Tuch steht, Schwester!“ fuhr Franz fort; „ach, das ist hübsch! Wenn wir vor dem Gipsofen drüben am Ufer spielen, mußt Du es so umbinden, damit die Kinder des Kalkbrenners neidisch werden, die uns immer mit Steinen werfen und kleine Gerichtete nennen. — Ich binde auch mein schönes rothes Halstuch um, und dann sagen wir zu ihnen: Ihr habt doch nicht so schöne seidene Tücher wie wir!“

„Aber, Franz —," antwortete Amandine nach kurzem Nachdenken, „wenn sie wüßten, daß die Tücher, die wir tragen, gestohlen sind, würden sie uns kleine Diebe schimpfen —"

„Sie mögen sich hüten!"

„Wenn es nicht wahr ist, mögen sie uns immer Diebe nennen, aber jetzt —"

„Nicolaus hat uns die Tücher gegeben, wir haben sie nicht gestohlen —"

„Ja, aber Nicolaus hat sie auf einem Boote weggenommen, und Bruder Martial sagt, man dürfe nicht stehlen —"

„Nicolaus hat ja gestohlen, das geht uns nichts an."

„Meinst Du, Franz?"

„Gewiß —"

„Lieber wäre mir es doch, der Mann hätte mir das Tuch gegeben, dem sie gehörten. — Und Du, Franz?"

„Mir ist es einerlei. — Man hat uns die Tücher geschenkt, und sie sind unser."

„Weißt Du das gewiß?"

„Nun freilich, sei doch ruhig darüber."

„Desto besser, so thun wir nichts, was Martial uns verbietet, und haben doch schöne Tücher."

„Wenn er es wüßte, Amandine, daß Du letzthin das carrirte Tuch aus dem Packet des Herumträgers nehmen mußtest, als er sich umgedreht hatte!"

„Ach, Franz, erwähne das nicht!" sagte das arme Kind, dessen Augen sich mit Thränen füllten. — „Der Bruder Martial wäre im Stande, mich nicht mehr zu lieben — uns hier allein zu lassen —"

„Fürchte Dich nicht, — werde ich es ihm erzählen? Ich lachte —“

„Lache nicht darüber, Franz, es hat mir so leid gethan, aber ich mußte, die Schwester knipp mich bis auf's Blut, und dann machte sie mir so fürchterliche Augen. — Zweimal verging mir der Muth, — ich glaubte, ich würde es nicht thun können. — Der Herumträger bemerkte aber nichts, und die Schwester hat das Tuch behalten. — Wenn er mich ertappt hätte, Franz, wäre ich in das Gefängniß gekommen —“

„Man hat Dich nicht ertappt, und es ist so gut, als hättest Du nicht gestohlen —“

„Meinst Du?“

„Nun freilich!“

„Wie schrecklich muß es im Gefängnisse sein!“

„Im Gegentheile . . .“

„Wie, Franz, im Gegentheile?“

„Du kennst doch den dicken Lahmen, der in Paris bei dem Vater Micou, dem Hehler des Bruders Nicolaus, wohnt?“

„Einen dicken Lahmen?“

„Nun ja, er kam zu Ende des Herbstes hierher, da ihm Micou aufgetragen hatte, einen Affenführer und zwei Weiber zu uns zu führen —“

„Ja, ja, der dicke Lahme, der so viel Geld verthat!“

„Er bezahlte für Alle. — Erinnerst Du Dich der Spazierfahrten auf dem Wasser? Ich ruderte sie, und der Affenführer hatte seine Drehorgel mitgenommen, um Musik zu machen.“

„Abends brannten sie das schöne Feuerwerk ab —“

„Der dicke Lahme war nicht geizig; er gab mir zehn Sous!

Er trank nur Wein aus versiegelten Flaschen; bei jeder Mahlzeit mußte Huhn dabei sein; er hat wenigstens 80 Frcs bezahlt."

„So viel, Franz?"

„Ja —"

„So war er wohl recht reich?"

„Nein, Alles, was er ausgab, war Geld, das er in dem Gefängnisse verdient hatte, aus dem er eben entlassen worden war—"

„Er hatte alles dies Geld im Gefängnisse verdient?"

„Ja, er sagte, er habe noch 700 Frcs., und wenn er damit fertig sei, werde er wieder stehlen, und wenn man ihn ertappte, so sei es ihm einerlei, weil er dann wieder in das Gefängniß komme —"

„Er fürchtete sich also nicht vor dem Gefängnisse, Franz?"

„Im Gegentheil, er sagte zu unserer Schwester, es wären da eine große Menge Freunde, und sie lebten ganz vergnügt mit einander, er hätte in seinem Leben kein besseres Bett und kein besseres Essen gehabt als in dem Gefängnisse, — viermal in der Woche gutes Fleisch, den ganzen Winter Feuer und bei der Entlassung ein hübsches Sümmchen Geld, während dumme ehrliche Arbeiter fast verhungern und erfrieren müßten."

„Das sagte der dicke Lahme, Franz?"

„Ich habe es selbst gehört, weil ich ruderte, als er es der Schwester und den beiden Frauenzimmern erzählte, die sagten, es sei in dem Weibergefängnisse, aus dem sie kämen, eben so —"

„So muß es doch nicht so schlecht sein zu stehlen, da man sich in dem Gefängnisse so wohl befindet?"

„Ich weiß nicht, — nur der Bruder Martial sagt, es sei schlecht zu stehlen, — vielleicht irrt er sich —"

„Wir müssen ihm doch glauben, Franz, denn er meint es so gut mit uns —"

„Ja, er liebt uns, das ist wahr; wenn er da ist, brauchen wir uns vor Schlägen nicht zu fürchten. — Wenn er heute Abend da gewesen wäre, würde mich die Mutter nicht so geprügelt haben, die alte Hexe! Ach, ich hasse die Mutter, ich hasse sie und möchte groß sein, um ihr alle Schläge wiedergeben zu können, mit denen sie uns tractirt hat, Dich zumal, da Du nicht so viel aushalten kannst wie ich —"

„Franz, rede nicht so, — mich schaudert es, wenn Du sagst, Du wolltest die Mutter schlagen," entgegnete die arme Kleine weinend, indem sie die Arme um den Hals ihres Bruders schlang.

„Es ist aber doch wahr," sprach Franz, indem er sich sanft von Amandine losmachte; „warum sind die Mutter und die Schwester immer so böse gegen uns?"

„Ich weiß es nicht," entgegnete Amandine, welche die Augen mit dem Rücken der Hand abwischte, „vielleicht weil man den Bruder Ambrosius auf die Galeeren gebracht und den Vater geköpft hat, sind sie ungerecht gegen uns —"

„War das unsere Schuld?"

„Mein Gott, nein, aber warum sonst?"

„Wenn ich immer und immer Schläge bekommen soll, so werde ich am Ende doch lieber stehlen, wie sie es wollen. — Was hilft es mir, daß ich nicht stehle?"

„Und was würde Martial sagen?"

„Wäre er nicht, ich hätte schon längst Ja gesagt, denn ich bin es überdrüssig, immer geschlagen zu werden. — Siehst Du, die Mutter ist nie so böse gewesen wie heute Abend; sie war wie eine Furie; — es war stockfinster, — sie sagte kein Wort, — ich

fühlte nur ihre kalte Hand am Halse, während sie mich mit der andern schlug, und dann war es mir, als funkelten ihre Augen im Dunkel —"

„Armer Franz! — Weil Du gesagt hattest, Du hättest einen Todtenknochen in dem Holzstalle gesehen."

„Ja, es guckte ein Fuß aus der Erde," sagte Franz, der vor Schrecken schauderte, — „ich habe es ganz deutlich gesehen —"

„Vielleicht ist sonst ein Kirchhof hier gewesen, nicht wahr?"

„Wahrscheinlich, aber warum sagte da die Mutter, sie würde mich todtschlagen, wenn ich etwas von dem Todtenknochen gegen den Bruder Martial erwähnte? Vielleicht ist gar Jemand im Streite hier erschlagen worden, und man hat ihn hier eingescharrt, damit Niemand etwas davon erfahre —"

„Du hast Recht, denn, erinnerst Du Dich? ein solches Unglück ist schon einmal beinahe geschehen —"

„Wann denn?"

„Weißt Du, als Barbillon dem Großen, der so dürr, so dürr ist, daß er sich für Geld sehen läßt, einen Messerstich gab —"

„Ach ja, das wandelnde Skelett, wie sie ihn nennen; die Mutter kam dazu und trennte sie, sonst würde Barbillon den Dürren vielleicht ermordet haben. Hast Du gesehen, wie der Barbillon schäumte und wie ihm die Augen fast aus dem Kopfe heraustraten?"

„Der giebt Einem einen Messerstich wegen gar nichts —"

„So jung und so schlecht, — Franz!"

„Der kleine Lahme ist noch jünger und würde wenigstens eben so schlecht sein, wenn er stark genug wäre —"

„Ach ja, er ist sehr schlecht. — Letzthin hat er mich geschlagen, weil ich nicht mit ihm spielen wollte —"

„Er hat Dich geschlagen? Gut, sobald er wieder kommt —"

„Nein, nein, siehst Du, Franz, es war nur im Spaße —"

„Gewiß?"

„Ja, gewiß."

„Das ist sein Glück, sonst — Aber ich weiß nicht, wie der Junge es anfängt, immer so viel Geld zu haben. Als er einmal mit der Eule daher kam, zeigte er uns Goldstücke von 20 Frcs. Wie spöttisch sagte er: Ihr würdet auch Geld haben, wenn Ihr nicht so dumm wäret."

„Ja, das ist wahr."

„Vierzig Francs in Gold! Wie viele schöne Sachen wollte ich dafür kaufen! — Und Du, Amandine?"

„Ich auch."

„Was würdest Du Dir kaufen?"

„Wart' einmal," antwortete das Mädchen, indem es nachdenkend das Köpfchen sinken ließ, „zuerst würde ich für meinen Bruder Martial einen guten warmen Rock kaufen, damit er in seinem Boote nicht friere."

„Aber für Dich — für Dich!"

„Ich möchte gern einen kleinen Jesus von Wachs mit dem Schäfchen und dem Kreuze haben, wie ich es bei dem Gipsfigurenhändler am Sonntage gesehen, weißt Du? vor der Kirche in Asnières —"

„Wenn es nur Niemand der Mutter oder der Schwester sagt, daß man uns in der Kirche gesehen hat!"

„Ja, das ist wahr, sie hat es uns immer so streng verboten, dahin zu gehen. — Es ist Schade, denn es gefällt mir sehr in der Kirche, Dir auch, Franz?"

„Ja. — Welche schöne silberne Leuchter!"

„Und das Bild der heiligen Jungfrau! Wie gut sie aussieht!"

„Und die schönen Lampen — hast Du gesehen? Und das schöne Tuch auf dem großen Tische hinten, an welchem der Priester die Messe las mit seinen beiden Freunden, die eben so angezogen waren wie er, und die ihm Wasser und Wein gaben?"

„Erinnerst Du Dich noch, Franz, als wir im vorigen Jahre alle kleinen Communicantinnen mit den weißen Schleiern hier über die Brücke gehen sahen?"

„Sie hatten so schöne Blumensträuße!"

„Und wie lieblich sie sangen, während sie die Bänder ihrer Fahne hielten!"

„Und wie die Silberstickerei auf ihrer Fahne in der Sonne blitzte! Das mußte viel Geld gekostet haben!"

„Ach, wie schön das war, nicht wahr, Franz?"

„Und die jungen Communicanten mit den weißen Atlaspüffchen am Arme und den Kerzen mit rothsammetnem Griff!"

„Sie hatten auch ihre Fahne, nicht wahr, Franz? Ach und wie hat mich die Mutter an diesem Tage geschlagen, weil ich sie fragte, warum wir nicht auch bei der Prozession wären wie die andern Kinder!"

„Ja, damals hat sie es uns verboten, in eine Kirche zu gehen, wenn wir in dem Städtchen oder in Paris wären, wir müßten denn den Armenstock bestehlen oder Taschendieberei treiben wollen, während die Leute die Messe hörten, setzte die Schwester lachend hinzu, so daß man ihre langen gelben Zähne sah."

„In einer Kirche zu stehlen, Franz! Das könnte ich um keinen Preis thun."

„Hier oder dort, das bleibt sich gleich, wenn man einmal stehlen will."

„Ich weiß es doch nicht, — in der Kirche würde ich doch mehr Furcht haben, — ich könnte es nicht."

„Wegen der Priester —"

„Nein, — vielleicht wegen des Bildes der heiligen Jungfrau, die so mild und so gütig aussieht."

„Was sollte Dir denn das Bild thun! Wie dumm Du bist!"

„Es würde mir freilich nichts thun, aber ich könnte es doch nicht. — Es ist nicht meine Schuld."

„Bei den Priestern fällt mir ein, Amandine, daß Nicolaus mir einmal tüchtige Ohrfeigen gab, weil er gesehen hatte, daß ich einen Geistlichen gegrüßt; ich glaubte nichts Böses zu thun; andere Leute grüßten ihn und so that ich es auch."

„Ja, ich erinnere mich und der Bruder Martial sagte auch, wie Nicolaus, wir brauchten die Geistlichen nicht zu grüßen."

In diesem Augenblicke hörten Franz und Amandine auf dem Gange gehen.

Martial begab sich ohne Argwohn nach der Unterredung mit seiner Mutter in sein Schlafgemach, weil er glaubte, Nicolaus sei bis zum andern Morgen eingeschlossen.

Als er einen Lichtstreifen aus der Kammer der Kinder durch die angelehnte Thüre herausfallen sah, trat Martial zu ihnen hinein.

Beide liefen ihm entgegen und er küßte sie zärtlich.

„Nun, ihr kleinen Plaudermäuler, ihr habt Euch noch nicht niedergelegt?"

Nein, Bruder, wir warteten auf Dich, um Dir guten Abend zu sagen," antwortete Amandine.

„Und dann hörten wir auch unten sehr stark reden, als wenn Zank wäre," setzte Franz hinzu.

„Ja," sagte Martial, „ich hatte Streit mit Nicolaus, aber es ist nichts. Uebrigens freue ich mich, Euch noch auf zu finden, da ich Euch eine gute Nachricht mitzutheilen habe."

„Uns, Bruder?"

„Würdet Ihr gern von hier fort und mit mir anderswohin gehen — fort, weit fort?"

„Ja, Bruder."

„Ja, Bruder."

„Nun, nach zwei oder drei Tagen verlassen wir alle drei die Insel —"

„Welches Glück!" rief Amandine aus, die freudig in die Hände klatschte.

„Und wohin gehen wir?" fragte Franz.

„Das wirst Du wohl sehen; wir gehen an einen Ort, wo Du ein gutes Handwerk lernst, mit dem Du Dir Deinen Lebensunterhalt verdienen kannst. — So viel ist gewiß."

„Ich soll nicht mehr mit Dir fischen?"

„Nein, mein Sohn, Du trittst in die Lehre bei einem Tischler oder Schlosser; Du bist stark und gewandt, und wenn Du fleißig arbeitest, wirst Du nach einem Jahre schon etwas verdienen. — Nun? Du scheinst damit gar nicht zufrieden zu sein?"

„Ich —, ich — Bruder —"

„Nun, so rede —"

„Ich möchte Dich lieber nicht verlassen, sondern lieber mit Dir fischen, Deine Netze ausbessern, als ein Handwerk lernen."

„Wirklich?"

„O, den ganzen Tag in einer Werkstatt eingesperrt zu sein,

das ist traurig, und dann — Lehrling zu sein — das ist langweilig!"

Martial zuckte die Achseln.

„Nicht wahr, es ist besser faul zu sein und sich zwecklos umher zu treiben," sagte er mit strengem Ernst, „bis man ein — Dieb wird."

„Nein, Bruder, aber ich möchte anderswo mit Dir so leben, wie hier, weiter nichts."

„Ja, essen, trinken, schlafen, zur Unterhaltung fischen, nicht wahr?"

„Das würde mir allerdings besser gefallen —"

„Wohl möglich, — aber etwas Anderes wird Dir auch gefallen. — Siehst Du, armer Franz, es wird hohe Zeit, daß ich Dich von hier wegbringe; Du würdest, ohne daß Du es merkst, so schlecht werden wie die Andern. — Die Mutter hat Recht, — ich fürchte, daß Du von dem Laster bereits angesteckt bist. — Und Du, Amandine, möchtest Du nicht etwas lernen?"

„O ja, Bruder, ich möchte gern etwas lernen; ich will Alles thun, wenn ich nur nicht hier zu bleiben brauche. Ich würde so gern mit Dir und Franz fortgehen!"

„Aber was hast Du da auf dem Kopfe, Mädchen?" fragte Martial, als er den prächtigen Kopfputz Amandinens bemerkte.

„Ein Tuch, daß Nicolaus mir geschenkt hat."

„Er hat mir auch eins gegeben," fiel Franz stolz ein.

„Woher sind diese Tücher? Ich bezweifle, daß Nicolaus sie gekauft hat, um sie Euch zu schenken."

Die beiden Kinder ließen den Kopf sinken, ohne zu antworten.

Nach einer Secunde endlich sagte Franz entschlossen:

„Nicolaus hat sie uns gegeben; wir wissen nicht, woher er sie hat, nicht wahr, Amandine?“

„Nein, — nein, — Bruder,“ setzte Amandine stotternd und hocherröthend hinzu und sie wagte es nicht die Augen aufzuschlagen.

„Lügt nicht!“ sprach Martial ernst.

„Wir lügen nicht,“ antwortete Franz keck.

„Amandine, sage Du mir die Wahrheit,“ fuhr Martial sanft fort.

„Nun, um die Wahrheit zu sagen,“ entgegnete das Mädchen schüchtern, „diese schönen Tücher sind aus einer Kiste, welche Nicolaus heute Abend auf seinem Boote mitgebracht hat.

„Und die er gestohlen hat?“

„Ich glaube es, Bruder —“

„Siehst Du, Franz, Du hast gelogen,“ sagte Martial.

Der Knabe ließ den Kopf sinken, ohne zu antworten.

„Gieb mir das Tuch, Amandine, und Du, Franz, gieb mir auch das Deinige.

Das Mädchen nahm das Tuch ab, betrachtete noch einmal die schöne Schleife und übergab es Martial mit einem unterdrückten Seufzer.

Franz nahm sein Tuch langsam aus der Tasche und übergab es, wie seine Schwester, Martial.

„Morgen früh,“ sagte dieser, „werde ich die Tücher dem Nicolaus zurückgeben; Ihr hättet sie gar nicht nehmen sollen, meine Kinder; wer von einem Diebstahle etwas benutzt, ist so schlimm wie der Dieb selbst.“

„Es ist Schade, die Tücher waren so hübsch!“ fiel Franz ein.

„Wenn Du durch Arbeit selbst Geld verdienst, wirst Du Dir eben so schöne kaufen. Jetzt legt Euch nieder, es ist schon spät, Ihr Kinder."

„Du bist nicht böse, Bruder? fragte Amandine schüchtern.

„Nein, mein Kind, — es ist ja nicht Eure Schuld. — Ihr lebt bei schlechten Menschen und handelt wie sie, ohne daß Ihr es wißt. Wenn Ihr bei rechtlichen Leuten sein werdet, werdet Ihr wie diese handeln, und das soll bald geschehen — oder der Teufel soll mich holen! Gute Nacht!"

„Gute Nacht, Bruder!"

Martial küßte die Kinder.

Sie blieben allein.

„Was hast Du nur, Franz? Du siehst ja ganz traurig aus!" sagte Amandine.

„Der Bruder hat mir das schöne Tuch genommen und dann, hast Du nicht gehört —?"

„Was?"

„Er will uns mit fortnehmen, um uns in die Lehre zu geben."

„Macht Dir das kein Vergnügen?"

„Wahrhaftig nicht —"

„Du willst hier lieber alle Tage geprügelt werden?"

„Ich bekomme Schläge, aber ich arbeite doch auch nicht, ich bin den ganzen lieben Tag in dem Boote oder fange Fische oder spiele oder bediene die Gäste, die mir bisweilen etwas geben, wie der dicke Lahme; das ist viel unterhaltender, als von früh bis Abends in einer Werkstatt eingesperrt zu sein und arbeiten zu müssen wie ein Hund."

„Hast Du aber nicht auch gehört, daß der Bruder sagte, wir würden schlechte Menschen werden, wenn wir noch länger hier bleiben?"

„Das ist mir ganz einerlei, da die andern Kinder uns schon kleine Diebe, kleine Geköpfte nennen. — Und dann — das Arbeiten ist zu langweilig —"

„Aber hier werden wir immer geschlagen."

„Man schlägt uns, weil wir lieber auf Martial hören als auf die Andern."

„Er ist so gut gegen uns!"

„Er ist gut, ja, er ist gut, und ich liebe ihn auch. — Man wagt es nicht, in seiner Gegenwart uns etwas zu Leide zu thun, — er nimmt uns mit spazieren, — aber das ist auch Alles, — er giebt uns nie etwas."

„Er hat ja nichts! was er verdient, giebt er der Mutter für das Essen —"

„Nicolaus hat etwas. — Wenn wir auf ihn hörten und auf die Mutter, würden sie uns das Leben nicht so schwer machen, sondern schöne Sachen geben wie heute; sie würden nicht mehr mißtrauisch gegen uns sein und wir hätten Geld wie der kleine Lahme."

„Aber, mein Gott, dann müßten wir ja auch stehlen und das würde unserm Bruder Martial so leid thun!"

„Desto schlimmer."

„Ach, Franz, und wenn man uns ertappte, müßten wir in das Gefängniß gehen."

„Es bleibt sich gleich, ob man im Gefängnisse oder in einer Werkstatt den ganzen Tag eingeschlossen ist. Der dicke Lahme sagt auch, man unterhielte sich im Gefängnisse ganz gut."

„Aber bedenkst Du gar nicht, welchen Kummer wir dem Bruder Martial machen würden? Unsertwegen ist er hierher zurückgekommen, unsertwegen bleibt er hier; wäre er allein, so würde er durch nichts gehindert sein und in den Wald zurückkehren, den er so sehr liebt.“

„So mag er uns in den Wald mitnehmen,“ sagte Franz, „das wäre besser als Alles. Ich wäre dann bei dem Bruder, den ich liebe und brauchte doch auch nicht zu arbeiten.“

Das Gespräch der Kinder wurde unterbrochen.

Man verschloß ihre Thüre von außen.

„Man schließt uns ein!“ rief Franz aus.

„Mein Gott, warum, Bruder? Was will man mit uns vornehmen?“

„Vielleicht ist es Martial —“

„Horch — horch, wie sein Hund bellt!“ sagte Amandine horchend.

Nach einigen Augenblicken setzte Franz hinzu:

„Es ist als klopfe man mit einem Hammer an seine Thüre; man will sie vielleicht einschlagen —“

„Ja, ja, sein Hund bellt noch immer.“

„Horch, Franz! Jetzt ist es, als nagelte man etwas an. — Ach Gott, ich fürchte mich! Was thut man unserm Bruder? Sein Hund heult jetzt!“

„Amandine, — man hört nichts mehr,“ fuhr Franz fort, indem er näher an die Thüre trat.

Die Kinder wagten kaum zu athmen und horchten ängstlich.

„Jetzt kommen sie wieder von dem Bruder,“ sagte Franz leise; „ich höre auf dem Gange gehen.“

„Wir wollen uns niederlegen; die Mutter schlägt uns todt, wenn sie uns noch auf findet,“ sagte Amandine erschrocken.

„Nein,“ entgegnete Franz, der noch immer lauschte, „sie sind an unserer Thüre vorbei gegangen, — sie gehen schnell die Treppe hinunter —“

„Mein Gott! was giebt es nur?“

„Jetzt macht man die Küchenthüre auf.“

„Meinst Du?“

„Ja, ja, ich habe es deutlich gehört.“

„Der Hund Martials heult noch immer,“ sagte Amandine.

Mit einem Male rief sie:

„Franz, der Bruder ruft uns!“

„Martial?“

„Ja. — Hörst Du? Hörst Du?“

Wirklich, es drang trötz den beiden verschlossenen Thüren die schallende Stimme Martials, der von seiner Kammer aus die beiden Kinder rief, zu diesen.

„Gott, wir können nicht zu ihm gehen, — wir sind eingesperrt,“ sagte Amandine; „man will ihm gewiß etwas zu Leide thun, da er uns ruft.“

„Wenn ich es hindern könnte,“ sprach Franz entschlossen, „ich würde es hindern und zerhackte man mich auch in kleine Stücke.“

„Der Bruder weiß nicht, daß man unsere Thüre zugeschlossen hat und er wird glauben, wir wollten ihm nicht zu Hilfe kommen; rufe ihm zu, daß wir eingeschlossen sind, Franz!“

Der Letztere wollte dem Rathe seiner Schwester folgen, als ein kräftiger Schlag von außen den Lader an dem kleinen Fenster der beiden Kinder erschütterte.

„Sie steigen durch das Fenster herein, um uns todt zu ma-

chen!“ rief Amandine aus, die sich in ihrer Angst auf das Bett warf und die Hände über das Gesicht schlug.

Franz blieb unbeweglich stehen, ob er gleich die Angst seiner Schwester theilte.

Der Fensterladen öffnete sich trotz dem gewaltigen Schlage nicht und in dem Hause herrschte die tiefste Stille.

Martial rief nicht mehr nach den Kindern.

Franz, der wieder etwas ruhiger geworden war und durch eine unbezwingliche Neugierde getrieben wurde, suchte das Fenster halb auf zu machen und zwischen den Brettern der Jalousie hinauszusehen.

„Nimm Dich in Acht, Bruder,“ sagte Amandine leise, welche sich aufgesetzt hatte, als sie das Fenster öffnen hörte. „Siehst Du etwas?“ setzte sie hinzu.

„Nein, es ist zu finster.“

„Hörst Du nichts?“

„Nein, der Wind lärmt zu sehr.“

„So komm, komm fort vom Fenster —“

„Jetzt sehe ich etwas!“

„Was?“

„Den Schein einer Laterne, — er geht hin und her —“

„Wer trägt sie?“

„Ich sehe nur den Schein. — Jetzt kommt er näher, — man spricht —“

„Wer?“

„Horch! horch — es ist Kürbiß!“

„Was sagt sie?“

„Sie sagt, man möge die Leiter unten festhalten.“

„Man wird die große Leiter an unsere Jalousie gelegt haben; daher kam der starke Schlag.“

„Ich höre nichts mehr.“

„Was machen sie jetzt mit der Leiter?“

„Ich kann nichts mehr sehen.“

„Hörst Du nichts mehr?“

„Nein —“

„Gott, vielleicht wollen sie durch das Fenster zu Martial hineinsteigen —“

„Das ist wohl möglich!“

„Wenn Du die Jalousie ein wenig aufmachtest, um zu sehen —“

„Das wage ich nicht.“

„Nur ein klein wenig —“

„Nein, nein. Wenn es die Mutter bemerkte!“

„Es ist ja so finster und nichts zu fürchten —“

Franz fügte sich, wenn auch ungern in den Wunsch seiner Schwester, öffnete die Jalousie ein wenig und sah hinaus.

„Nun, Bruder?“ fragte Amandine, welche ihre Angst niederkämpfte und auf den Zehen zu Franz schlich.

„Ich sehe im Scheine der Laterne,“ sagte dieser, „die Schwester, welche die Leiter unten hält; sie ist an das Fenster Martials angelehnt.“

„Und dann?“

„Nicolaus steigt auf der Leiter herauf; er hat sein kleines Beil in der Hand —“

— „Ah —, Ihr seid noch im Bette, — Ihr spionirt!“ rief plötzlich die Wittwe, indem sie von außen nach Franz und Amandine herauf sprach. Sie hatte in dem Augenblicke, als sie in die

Küche zurückgehen wollte, den Lichtschein bemerkt, welcher durch die halbgeöffnete Jalousie herausfiel.

Die unglücklichen Kinder hatten vergessen, das Licht auszulöschen.

„Ich komme hinauf," setzte die Wittwe mit schrecklicher Stimme hinzu, „ich komme hinauf, — wartet, Ihr kleinen Spione!"

Das geschah auf der Insel des Aussuchers an dem Abende vor dem Tage, an welchem Madame Seraphin Marien=Blume dahin bringen sollte.

CVI.

Eine meublirte Miethwohnung.

Die passage de la Brasserie, ein dunkler und wenig bekannter Durchgang, obgleich im Mittelpunkt von Paris gelegen, stößt auf der einen Seite auf die Querstraße Saint Honoré und auf der andern auf den Hof St. Guillaume.

In der Mitte dieses feuchten, schmutzigen, düstern und traurigen Gäßchens, in welches die Sonne fast nie scheint, stand ein Haus, in welchem meublirte Zimmer vermiethet wurden.

Auf einem schlechten Aushängeschilde las man: Hier sind meublirte Zimmer und Schlafcabinets zu vermiethen. Rechts in der dunkeln Hausflur führte eine Thür in ein nicht minder dunkeles Magazin, in welchem sich der Hauptmiether des Hauses gewöhnlich aufhielt.

Dieser Mann, dessen Name auf der Insel des Aussuchers bereits mehrmals genannt worden ist, heißt Micou; öffentlich handelt er mit altem Eisen, in Geheimen aber kauft und verkauft er gestohlene Metalle, wie Eisen, Blei, Kupfer und Zinn.

Wenn man weiß, daß der Vater Micou in Geschäfts- und Freundschaftsverhältnissen mit den Martials stand, so kennt man auch seinen moralischen Werth.

Es ist überhaupt eine merkwürdige und schreckliche Thatsache, daß fast alle Uebelthäter von Paris in einer gewissen Verbindung, in einer geheimnißvollen Gemeinschaft mit einander stehen. Die gemeinsamen Gefängnisse sind die großen Mittelpunkte, zu denen hin und von denen zurück fortwährend jene Fluthen des Verderbens wogen, welche allmälig die Hauptstadt erfüllen.

Der Vater Micou ist ein dicker Mann von funfzig Jahren mit gemeinem, schlauem Gesichte, einer blütenreichen Nase und weinrothen Backen; er trägt eine Mütze von Fischotterfell und einen alten grünen Carrick.

Ueber dem kleinen eisernen Ofen, an welchem er sich wärmt, bemerkt man an der Mauer ein numerirtes Brett, an welchem die Schlüssel der Zimmer hängen, deren Inhaber ausgegangen sind. Das Glas des Ausbaues, der hinter dicken Eisenstangen auf die Straße hinausging, war bestrichen, so daß man von außen nicht sehen konnte, was in dem Laden vorging.

Es ist in der großen Niederlage ziemlich dunkel; an den schwärzlichen und feuchten Mauern hängen verrostete Ketten von jeder Stärke und Länge; der Fußboden verschwindet fast ganz unter Haufen von allerlei altem Eisengeräthe.

Ein dreimaliges eigenthümliches Klopfen an der Thür erregte die Aufmerksamkeit des Mannes, der Vermiether, Hehler und Trödler war.

„Herein!" rief er.

Man kam herein.

Es war Nicolaus, der Sohn der Wittwe des Gerichteten.

Er sah sehr bleich aus; sein Gesicht war noch finsterer als den Tag vorher, und doch wird man ihn in dem nachfolgenden Gespräche eine gewisse lärmende Heiterkeit zur Schau tragen sehen.

„Da bist Du ja!" sagte der Vermiether herzlich zu ihm.

„Ja, Vater Micou; ich habe Geschäfte mit Ihnen."

„So mache die Thür zu, mache die Thür zu —"

„Ich habe meinen Hund und meinen Karren draußen mit etwas —"

„Was bringst Du mir? Blei?"

„Nein, Vater Micou."

„Nun, Ausgesuchtes ist es nicht; Du bist jetzt zu faul, Du arbeitest nicht mehr; ist es vielleicht Rost *)?"

„Nein, Vater Micou, es ist Bläres **), vier Stück, wenigstens 150 Pfund. — Mein Hund konnte es kaum ziehen."

„Hole mir Bläres herein; wir wollen es wiegen."

„Sie müssen mir helfen, Vater Micou, ich habe einen bösen Arm."

Und bei der Erinnerung an seinen Kampf mit dem Bruder Martial drückten die Züge des Banditen zu gleicher Zeit Haß und wilde Freude aus, als sei seine Rachsucht bereits befriedigt.

„Was hast Du am Arme, mein Sohn?"

„Nichts besonderes."

„Du mußt ein Eisen im Feuer rothglühend machen, dann in Wasser tauchen und in dies fast kochende Wasser den Arm halten; es ist dies ein Mittel der Schmiede und sehr gut."

---

*) Eisen.

**) Kupfer.

„Ich danke, Vater Micou."

„Komm nun, wir wollen Bläres holen; ich helfe Dir."

Auf zweimal trugen sie die Kupferstücke von dem kleinen Karren herein, den ein großer Hund zog.

„Dein Karren ist eine gute Idee!" sagte der Vater Micou, indem er die hölzernen Wagschaalen einer großen Wage zurecht machte, welche an der Decke hing.

„Ja, wenn ich etwas zu bringen habe, nehme ich meinen Hund und meinen Karren in mein Boot und am Ufer spanne ich an. Ein Fiacre schwatzt vielleicht, mein Hund plaudert nichts aus."

„Es geht gut zu Hause?" fragte der Hehler, indem er das Kupfer wog; „Deine Mutter und Schwester befinden sich wohl?"

„Ja, Vater Micou!"

„Die Kinder auch?"

„Die Kinder auch. Und wo ist Ihr Neffe Andreas?"

„Sprich nicht von dem! Barbillon und der dicke Lahme hatten ihn mitgenommen, und er ist erst heute früh wiedergekommen. — Jetzt ist er wieder ausgegangen, nach der Post. Und Dein Bruder Martial will sich noch immer nicht fügen?"

„Ich weiß es nicht."

„Du weißt es nicht?"

„Nein," sagte Nicolaus, der sich gleichgiltig anstellte. „Wir haben ihn seit zwei Tagen nicht gesehen. Vielleicht ist er in den Wald zurückgekehrt, um Wilddieberei zu treiben, wenn nicht etwa sein Boot, das sehr alt war, mitten im Flusse gesunken ist und er mit —"

„Das würde Dir gar nicht leid thun, Taugenichts, denn Du konntest Deinen Bruder nicht ausstehen —"

„Das ist wahr, — man hat so seine Gedanken über die Leute. — Wie viel Pfund hat das Kupfer?“

„Du hast ein gutes Augenmaß, 148 Pfund.“

„Und was zahlen Sie mir dafür?“

„Gerade dreißig Francs.“

„Dreißig Francs! Und das Pfund Kupfer kostet 20 Sous?“

„Nun, ich will Dir 35 Francs geben, und nun sagst Du kein Wort weiter, oder ich schicke Dich, Dein Kupfer, Deinen Karren und Deinen Hund zum Teufel.“

„Aber, Vater Micou, Sie machen es zu arg mit mir.“

„Willst Du mir beweisen, daß das Kupfer Dein Eigenthum ist, so gebe ich Dir für das Pfund 15 Sous.“

„Immer das alte Lied. — Es ist doch Einer von Euch wie der Andere! Wie können Sie nur Ihre Freunde so schinden! — Wenn ich Waaren dagegen nehme, werden Sie mir doch wenigstens gutes Maß geben?“

„Das versteht sich. Was brauchst Du? Ketten oder Klammern?“

„Nein, ich möchte drei bis vier sehr starke Eisenbleche, die man zum Beschlagen von Fensterladen brauchen kann.“

„Ich habe solches Blech, — vier Linien dick. — Es dringt keine Pistolenkugel durch.“

„So etwas suche ich.“

„Und von welcher Größe?“

„Im Ganzen sieben bis acht Fuß im Quadrat.“

„Gut. — Brauchst Du sonst noch etwas?“

„Drei Eisenstangen, drei bis vier Fuß lang und zwei Zoll stark.“

„Ich habe gestern ein Gitterthor auseinander genommen; — das wird Dir passen wie ein Handschuh. — Und dann?"

„Zwei starke Charniere und eine Klinke, um eine Klappe von zwei Fuß im Quadrat nach Belieben schließen und öffnen zu können."

„Eine Fallthüre meinst Du?"

„Nein, eine Klappe —"

„Ich begreife nicht, wozu Du eine Klappe brauchen kannst —"

„Wohl möglich; ich begreife es."

„Nun meinetwegen; Du brauchst Dir nur auszusuchen, ich habe da einen ganzen Haufen von Charnieren. Suchst Du noch etwas?"

„Nein. Suchen Sie mir Alles zusammen, ich werde es auf dem Rückwege mitnehmen; jetzt habe ich noch einige Wege zu gehen."

„Mit Deinem Karren? Ich habe da einen Ballen gesehen, Du hast gewiß noch etwas zu verkaufen?"

„Sie haben Recht, Vater Micou, aber das ist nicht für Sie. — Lassen Sie mich mit dem Eisenzeuge nicht warten, denn ich muß vor Mittag wieder auf der Insel sein —"

„Jetzt ist es erst acht Uhr, — wenn Du nicht weit gehst, kannst Du in einer Stunde wieder hier sein; Alles ist da bereit, Geld und Waare. — Willst Du einen Schluck trinken?"

„Ja wohl, — Sie sind mir es schuldig."

Der Vater Micou nahm aus einem alten Schranke eine Flasche mit Branntwein, ein zersprungenes Glas, eine Tasse ohne Henkel und schenkte ein.

„Auf Ihre Gesundheit, Vater Micou!"

„Auf die Deinige, mein Sohn, und auf die Damen bei Dir zu Hause!“

„Ich danke. Und hier bei Ihnen geht es auch immer gut?“

„So so; ich habe immer einige Miether, die vor der Polizei nicht sicher sind; aber sie bezahlen auch darnach.“

„Warum?“

„Wie kannst Du so dumm sein! Ich nehme bisweilen Leute auf, wie ich Waaren kaufe, — die ich eben so wenig nach dem Passe frage, wie ich Dich gefragt habe, woher Du das Kupfer hast.“

„Ich verstehe, aber die Leute müssen ihre Wohnung in dem Verhältnisse theuer bezahlen, wie Sie mir meine Waaren wohlfeil abkaufen.“

„Man muß die Feste feiern, wie sie fallen. Ein Vetter von mir hält ein hübsches Haus mit Vermiethungen in der Rue St. Honoré, während seine Frau eine vortreffliche Näherin ist und bis zwanzig Mädchen beschäftigt.“

„Darunter sind wohl recht hübsche, Alter?“

„Das glaube ich! Zwei oder drei habe ich bisweilen Arbeit bringen sehen. Der Tausend! Das waren Mädchen! Eine Kleine besonders, die bei sich zu Hause arbeitet, die immer lacht und deshalb Lachtaube heißt! Ich habe es immer bedauert, wenn ich sie sah, daß ich nicht mehr zwanzig Jahre alt bin.“

„Vater Micou, Sie brennen ja lichterloh. Soll ich: Feuer! schreien?“

„Alles in Ehren, Alles in Ehren, mein Sohn.“

„Ihr Vetter also? —“

„Hält sein Haus immer rein, und da er ist wie die kleine Lachtaube —“

„Das heißt ehrlich?“

„Ja —“

„Alter Fuchs!“

„So mag er keine Miether, deren Papiere nicht in Ordnung sind. Kommen solche, so schickt er mir sie zu —“

„Und sie müssen tüchtig zahlen?“

„Immer.“

„Aber die, welche keine Papiere haben, sind doch immer Diebe.“

„O nein; erst vor ein paar Tagen hat mir mein Vetter Kunden zugeschickt, aus denen ich nicht klug werde. — Willst Du noch ein Glas? —“

„Ja —, der Schnaps ist gut. — Auf Ihre Gesundheit, Vater Micou!“

„Auf die Deinige auch! Ich sagte eben, mein Vetter habe mir Leute zugeschickt, aus denen ich nicht klug werde. Denke Dir eine Mutter und eine Tochter, die freilich sehr ärmlich aussahen; sie hatten ihr ganzes Hab und Gut in einem Taschentuche. Ob nun gleich nicht viel mit ihnen sein kann, da sie keine Papiere haben und nur auf vierzehn Tage sich einmietheten, so rühren sie sich doch nicht, seit sie eingezogen sind; es kommen keine Herren zu ihnen, kein einziger. Wenn sie nicht so mager und blaß wären, müßte man sie schön nennen, das Mädchen zumal. Sie ist höchstens funfzehn bis sechszehn Jahre alt, weiß wie ein weißes Kaninchen mit großen schwarzen Augen —, die solltest Du einmal sehen!“

„Sie gerathen schon wieder in Feuer und Flammen, Vater Micou! Was treiben die beiden Frauenzimmer?“

„Ich sage Dir ja, daß ich aus ihnen nicht klug werde; sie müssen rechtschaffene Leute sein und gleichwohl haben sie keine Papiere. — Zwar erhalten sie Briefe ohne Adresse, aber ich glaube doch, ihr Name müßte sich, geschrieben, gut ausnehmen.“

„Wie so?“

„Sie schickten diesen Morgen meinen Neffen Andreas in das Bureau der poste restante, um dort einen Brief an Madame X. Z. abzuholen. Der Brief soll aus der Normandie kommen, aus einem Orte Aubiers. Sie haben das auf ein Papier geschrieben, damit Andreas den Brief nach diesen Angaben erhalte. Du siehst, daß das nach nicht viel aussieht; — Frauen, die sich X. Z. nennen! Und doch erhalten sie keinen Herrenbesuch!“

„Sie werden nicht bezahlen.“

„Mir macht man nichts vor. Sie haben eine Stube ohne Kamin genommen, für die sie zwanzig Francs den halben Monat vorausbezahlen müssen. Vielleicht sind sie krank, denn seit zwei Tagen sind sie nicht herunter gekommen. Na, den Magen haben sie sich nicht überladen, denn seit sie hier sind, haben sie nichts Warmes gegessen, glaube ich. — Aber ich komme immer wieder darauf, — sie erhalten keine Herrenbesuche und haben keine Papiere —“

„Wenn Sie nur solche Miethsleute haben, Vater Micou —“

„Man kommt und geht; mein Haus ist wie ein Taubenschlag; es wohnen da Leute mit und ohne Paß; in diesem Augenblicke habe ich auch zwei Reisediener, einen Briefträger, den Dirigenten des Orchesters im Casino der Blinden und eine Frau, die von ihrem Gelde lebt, lauter ehrliche Leute. — Sie würden den Ruf

meines Hauses aufrecht erhalten, wenn die Polizei einmal genauer sich darin umsehen wollte. — Diese Miether brauchen sich nicht zu verstecken. — Willst Du noch ein Glas?"

„Ja, aber das ist das letzte, — ich muß weiter. Apropos, wohnt Robin, der dicke Lahme, noch hier?"

„Oben, neben der Mutter mit der Tochter. Er verthut das Geld, das er aus dem Gefängnisse mitgebracht hat, und ich glaube, er wird bald fertig sein."

„Nehmen Sie sich in Acht; er hat sich aus dem ihm angewiesenen Bezirke entfernt."

„Ich weiß es, kann ihn aber nicht loswerden. Er hat wahrscheinlich etwas im Sinne; der kleine Lahme, der Sohn Roth-Arms, kam letzthin Abends mit Barbillon her, um ihn abzuholen. Wenn er nur meinen Miethsleuten nichts anthut! Ist seine Zeit um, so muß er fort; ich dulde ihn nicht länger und sage, sein Zimmer sei für einen Gesandten oder für den Mann der Madame St. Ildefonse bestimmt, — das ist die Frau, die bei mir wohnt und von ihrem Gelde lebt."

„Von ihrem Gelde lebt?"

„Das glaube ich! Sie hat drei Zimmer und ein Schlafcabinet vorn heraus, — Alles neu meublirt, — und unter dem Dache ein Stübchen für ihr Mädchen, — 80 Frcs. monatlich, die durch ihren Onkel vorausbezahlt werden, dem sie ein Zimmer als Absteigequartier überläßt, wenn er von dem Lande hereinkommt. Uebrigens glaube ich, er wohnt gar nicht auf dem Lande."

„Man kennt das. — Der Alte wird der Frau das Geld geben, von dem sie lebt."

„Halt das Maul! Da kommt ihre Dienerin."

Eine schon ziemlich bejahrte Frau, die eine Schürze von zweifelhaft weißer Farbe trug, trat in diesem Augenblicke herein.

„Was steht zu ihren Diensten, Madame Charles?"

„Vater Micou, ist Ihr Neffe nicht da?"

„Er ist noch auf der Briefpost, muß aber sogleich wiederkommen."

„Herr Badinot wünscht, er möge sogleich den Brief abgeben; er braucht nicht auf Antwort zu warten, — aber es ist sehr dringend."

„In einer Viertelstunde wird er unterwegs sein, Madame Charles."

„Daß er nur recht schnell geht!"

„Verlassen Sie sich darauf."

Die Alte entfernte sich.

„Das ist also die Dienerin eines ihrer Abmiether, Vater Micou?"

„Nein doch, die Dienerin der Dame, welche von ihrem Gelde lebt, der Madame St. Ildefonse. Herr Badinot ist ihr Onkel; er kam gestern vom Lande herein," sagte Micou, indem er den Brief betrachtete; dann setzte er hinzu, indem er die Adresse las: „Sieh! sieh! Schöne Bekanntschaften! Wie gesagt! Er schreibt an einen Vicomte —"

„Ah bah!"

„Da lies: An den Herrn Vicomte von Saint Remy, Rue de Chaillot. Sehr eilig. — Eigenhändig. Wenn man Frauen im Hause hat, die von ihrem Gelde leben und Oheime haben, welche an Vicomtes schreiben, so braucht man es doch wohl mit den Pässen einiger Miether nicht so genau zu nehmen."

„Das glaube ich auch. — Vater Micou, ich will meinen Hund

mit dem Wagen an ihrer Thüre anbinden und das, was ich habe, selbst forttragen. — Halten Sie meine Waaren und mein Geld bereit, so daß ich mich nicht aufzuhalten brauche."

„Sei unbesorgt; vier gute Stücke Blech, jedes zwei Fuß im Quadrat, drei Eisenstäbe von drei Fuß Länge und zwei Charniere zu einer Klappe. Diese Klappe kommt mir lächerlich vor, aber das bleibt sich gleich; ist das Alles?"

„Ja, und mein Geld?"

„Und Dein Geld. Aber ehe Du fortgehst, muß ich Dir etwas sagen; ich habe Dich, seit Du da bist, genau angesehen —"

„Nun?"

„Ich weiß nicht, aber es kommt mir vor, als hättest Du etwas —"

„Ich?"

„Ja."

„Sie sind nicht wohl bei Troste. — Was soll ich haben? — Hunger habe ich."

„Du hast Hunger, — Du hast Hunger, wohl möglich, aber Du stellst Dich lustig, und in Dir hast Du etwas, was Dich brennt und foltert, man könnte Gewissensbisse sagen."

„Ich sage noch einmal, Sie sind nicht wohl bei Troste, Vater Micou," antwortete Nicolaus, den es unwillkührlich schauderte.

„Siehst Du, ich wollte darauf schwören, daß Du zitterst —"

„Weil mich mein Arm schmerzt."

„So vergiß mein Hausmittel nicht, das wird Dir helfen."

„Ich danke, Vater Micou, und werde es brauchen."

Der Bandit ging hinaus.

Der Hehler versteckte die Kupferblöcke hinter einem Schranke

und suchte sodann die verschiedenen Gegenstände zusammen, welche Nicolaus verlangt hatte, als wieder Jemand eintrat.

Es war ein Mann von etwa funfzig Jahren mit pfiffigem Gesichte, einem dicken grauen Backenbarte, der unter dem Kinne herumgezogen war, und einer goldenen Brille. Er war ziemlich elegant gekleidet; die weiten Aermel seines braunen Palletots mit schwarzen Sammetaufschlägen ließen die Hände mit paille Handschuhen sehen; die Stiefeln waren glänzend gewichst.

Das war Herr Badinot, der Onkel der Frau, welche von ihren Renten lebte, jener Madame St. Ildefonse, auf deren sociale Stellung der Vater Micou sich so viel einbildete.

Man erinnert sich vielleicht, daß Badinot, ein ehemaliger Advokat, der aus der Corporation ausgestoßen worden, Industrieritter und Agent in zweideutigen Geschäften, dem Baron von Graun als Spion diente und diesem Diplomaten ziemlich zahlreiche und sehr genaue Nachweisungen über mehrere Personen dieser Geschichte gegeben hatte.

„Madame Charles hat Ihnen eben einen Brief gegeben, der weggetragen werden sollte,“ sagte Herr Badinot.

„Ja, mein Herr, mein Neffe wird sogleich zurückkommen und soll dann augenblicklich gehen —“

„Nein, geben Sie mir den Brief zurück; ich habe mich anders besonnen und werde selbst zu dem Vicomte von St. Remy gehen,“ sagte Badinot, indem er absichtlich diesen adeligen Namen stark betonte.

„Da ist der Brief, mein Herr; einen andern Auftrag haben Sie nicht zu geben?“

„Nein, Vater Micou,“ antwortete Badinot mit einer Gönnermiene, „aber Vorwürfe muß ich Ihnen machen.“

„Mir?“

„Sehr ernste Vorwürfe —“

„Warum?“

„Gewiß. — Die Frau von St. Ildefonse bezahlt Ihr erstes Stockwerk sehr theuer; meine Nichte ist eine Abmietherin, der man die größte Rücksicht schuldig ist; sie ist mit vollem Vertrauen in das Haus gekommen, da sie sich vor dem Lärm der Wagen in den andern Straßen scheut, — sie hoffte hier wie auf dem Lande zu wohnen —“

„So ist es auch, — wie in einem Dörfchen. — Sie müssen das am besten beurtheilen können, da Sie selbst auf dem Lande leben, — es ist wie in einem Dörfchen.“

„Wie in einem Dörfchen? Und doch immer ein Heidenlärm?“

„Es ist unmöglich, ein ruhigeres Haus zu finden. Ueber Madame wohnen der Director des Orchesters und ein Reisender, darüber ein anderer Reisender, sodann —“

„Von diesen Personen spreche ich nicht, sie sind sehr ruhig und ordentlich, meine Nichte gesteht das gern zu, aber in dem vierten Stock wohnt ein dicker Lahmer, dem die Frau von St. Ildefonse betrunken auf der Treppe begegnete; er schrie wie ein Wilder, und sie erschrak so gewaltig, daß sie fast Krämpfe bekam. Wenn Sie glauben, daß Ihr Haus mit solchen Bewohnern einem Dörfchen gleiche —“

„Ich versichere, daß ich nur auf eine Gelegenheit warte, um dem dicken Lahmen die Thüre zu weisen; er hat mir die letzten vierzehn Tage vorausbezahlt, sonst würde ich ihn schon fortgeschickt haben.“

„Sie hätten ihn gar nicht hereinnehmen sollen.“

„Ihn abgerechnet, hat Madame sich hoffentlich über Niemanden zu beschweren? Es wohnt noch ein Briefträger da, der ruhigste Mensch von der Welt, und darüber, neben dem Lahmen, eine Frau mit ihrer Tochter, die sich nicht rühren."

„Noch einmal, die Frau von St. Ildefonse beklagt sich nur über den Lahmen; er ist der Alp in diesem Hause, und ich kann es Ihnen nicht verhehlen, daß er alle achtbaren Leute vertreiben wird, wenn er länger bleiben sollte."

„Sie können ohne Sorge sein, ich schicke ihn fort, — es liegt mir nichts an ihm."

„Sie werden wohl daran thun, — denn es liegt manchen Leuten auch nichts an Ihrem Hause."

„Das sollte mir leid thun. — Halten Sie den Lahmen für bereits entfernt, denn er hat nur noch vier Tage hier zu bleiben."

„Das ist schon zu viel, indeß es ist dies Ihre Sache. Bei der ersten Unannehmlichkeit zieht meine Nichte aus."

„Ohne Sorge, ohne Sorge!"

„Es ist Ihr eigenes Interesse, vergessen Sie nicht, — ich brauche nur ein Wort zu sagen," setzte Badinot mit Gönnermiene hinzu.

Und er entfernte sich.

Wir brauchen nicht zu sagen, daß die Frau mit dem jungen Mädchen, die so einsam lebten, die beiden Opfer der Habsucht des Notars Ferrand waren.

Wir werden den Leser in die traurige Wohnung führen, welche sie inne hatten.

CVII.

Die Opfer eines Mißbrauchs des Vertrauens.

Der Leser denke sich ein Stübchen im vierten Stocke des traurigen Hauses in der **passage de la Brasserie.**

Ein bleiches mattes Licht dringt mit Mühe in das kleine Zimmer durch ein Fensterchen mit einem einzigen Flügel und drei gesprungenen blinden Scheiben hinein; die Wände sind mit einer gelblichen schlechten Papiertapete überzogen, und in den Ecken der gesprungenen Decke hängen dichte Spinneweben. Der hier und da gesprungene Fußboden läßt hier und da die darunter liegenden Balken sehen.

Ein Tisch von weichem Holze, ein Stuhl, ein alter Koffer ohne Schloß und eine Bettstelle mit Gurt, einer dünnen Matratze, groben Tüchern und einer alten braunen wollenen Decke, — das war das Mobiliar.

Auf dem Stuhle sitzt die Baronin von Fermont.

Auf dem Bette ruht Clara von Fermont — so hießen die beiden Opfer des Notars Jacob Ferrand. Da sie nur dies ein=

zige Bett hatten, so legten sich Mutter und Tochter abwechselnd hinein und theilten so die Stunden der Nacht.

Die Mutter wurde von zu vielen Sorgen, von zu großer Pein gequält, als daß sie sich oft hätte dem Schlafe hingeben können; die Tochter dagegen fand doch wenigstens bisweilen Ruhe und Vergessen. In diesem Augenblicke eben schlief sie.

Es läßt sich nichts Rührenderes, nichts Schmerzlicheres denken als dies Bild dieser Armuth, in welche die Habsucht des Notars zwei Frauen gestürzt hatte, die bisher an Wohlstand gewöhnt und in ihrer Heimath von der Achtung umgeben gewesen waren, welche eine ehrbare Familie immer findet.

Die Frau von Fermont ist sechsunddreißig Jahre alt; ihr Gesicht trägt den Stempel der Sanftmuth und des Adels an sich, war sonst auffallend schön gewesen, jetzt aber bleich und sehr verändert; ihr schwarzes, auf der Stirn gescheiteltes und in Streifen geordnetes Haar liegt am Hinterkopfe zusammengedreht; der Gram hat bereits einige graue Härchen hineingemischt. Sie trägt ein an mehreren Stellen ausgebessertes schwarzes Kleid, stützt den Ellnbogen auf das Bett, die Stirn in die Hand und betrachtet so mit unaussprechlichem Kummer ihre Tochter.

Clara steht erst im sechszehnten Jahre; das edle Profil ihres abgemagerten Gesichtes tritt auf der grauen Farbe der groben Leinwand scharf hervor, mit welchen ihr mit Sägespähnen gefülltes Kopfkissen überzogen ist.

Der Teint des jungen Mädchens hat die blonde Reinheit verloren; die langen schwarzen Wimpern ihrer großen geschlossenen Augen reichen bis auf die hohlen Wangen. Ihre halbgeöffneten sonst rosigen, feuchten, jetzt trockenen und bleichen Lippen lassen den weißen Schmelz der Zähne sehen; die rauhe Berührung der gro=

den Leinwand und der wollenen Decke hat an mehreren Stellen die zarte Haut des Halses, der Schultern und der Arme des jungen Mädchens roth gerieben.

Von Zeit zu Zeit zieht ein leichtes Zittern die schmalen sammetartigen Augenbrauen zusammen, als würde sie von einem bösen Traume gequält. Der Anblick dieses Gesichtes mit krankhaftem Ausdrucke ist ein peinlicher; denn man bemerkt in ihm die traurigen Symptome einer drohenden Krankheit.

Die Frau von Fermont hatte längst schon keine Thränen mehr; sie ließ auf der Tochter ihr trockenes Auge ruhen, das durch die Gluth eines schleichenden Fiebers entzündet war. Sie wurde von Tag zu Tag schwächer; sie fühlte, gleich ihrer Tochter, jenes Unbehagen, jene Verstimmung, welche die sichern Vorboten einer schweren, noch verborgen liegenden Krankheit sind; da sie aber Clara zu erschrecken fürchtete, ja weil sie sich nicht selbst erschrecken wollte, wenn man sich so ausdrücken darf, kämpfte sie mit allen ihren Kräften gegen die ersten Aeußerungen ihres Leidens.

Die Tochter suchte ihrer Seits, aus ähnlichen edlen Gründen, um ihre Mutter nicht zu beunruhigen, ihre Leiden zu verheimlichen. So sollten die beiden Unglücklichen, an denen gleicher Kummer nagte, von gleichen Leiden betroffen werden.

Es tritt in dem Unglück ein äußerster Moment ein, in welchem die Zukunft unter einem so entsetzlichen Anblick erscheint, daß auch die energischesten Charaktere ihr nicht in das Gesicht zu blicken wagen, sondern die Augen zudrücken und sich durch thörichte Illusionen selbst zu täuschen suchen.

Das war die Lage der Frau und des Fräuleins von Fermont.

Wenn man die Qualen dieser Frau in den langen Stunden schildern wollte, in denen sie so ihre schlummernde Tochter betrachtete, an die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft dachte, müßte man das Bitterste, Verzweiflungsvollste in den heiligen, erhabenen Schmerzen einer Mutter zu beschreiben verstehen: zauberische Erinnerungen, trübe Besorgnisse, schreckliche Ahnungen, bitteren Gram, tödtliche Muthlosigkeit, ohnmächtigen Zorn gegen den Urheber so vieler Leiden, inbrünstiges Gebet und endlich, endlich entsetzliche Zweifel an der allmächtigen Gerechtigkeit dessen, der unerbittlich bleibt selbst bei dem lauten Wehklagen eines Mutterherzens, bei dem heiligen Schrei, der doch bis zum Himmel dringen sollte: Erbarmen für mein Kind!

„Wie sie jetzt friert," sprach die arme Mutter bei sich, indem sie mit ihrer eiskalten Hand die kalten Arme ihrer Tochter berührte, — „sie friert. — Vor einer Stunde war sie brennend heiß; das ist das Fieber! Zum Glück weiß sie es nicht, daß sie das Fieber hat. Mein Gott, wie kalt! Die Decke ist aber auch so dünn. Ich möchte meinen alten Shawl noch auf das Bett legen, aber wenn ich ihn von der Thüre wegnehme, vor der ich ihn aufgehangen habe, sehen die betrunkenen Männer wieder wie gestern durch die Löcher am Schlosse oder durch die Ritze herein.

„Welches grauenhafte Haus!

„Hätte ich gewußt, welche Menschen hier wohnen, ehe ich die Miethe auf vierzehn Tage vorausbezahlte, ich wäre nicht da geblieben, — aber ich wußte es nicht. — Wenn man keine Papiere hat, wird man in andern Häusern nicht aufgenommen. — Konnte ich errathen, daß ich eines Passes bedürfen würde? Als ich aus Angers in meinem Wagen fortfuhr — weil ich es nicht für passend

hielt, meine Tochter in einem öffentlichen Wagen reisen zu lassen, konnte ich da glauben, daß —"

Dann unterbrach sie sich zornig:

„Es ist doch schändlich, weil jener Notar mich betrügen wollte, in die grauenhafteste Armuth gestürzt zu sein und nichts, nichts gegen ihn unternehmen zu können!

„Wenn ich Geld hätte, um einen Prozeß anzufangen, — könnte ich das Andenken an meinen guten und edeln Bruder in den Koth ziehen sehen, könnte ich sagen hören, daß er in seinem Ruin seinem Leben ein Ende gemacht, nachdem er mein und meiner Tochter Vermögen vergeudet? Könnte ich sagen hören, daß er uns in so tiefe Noth gebracht? Nein, nie, nie!

„Und doch, wenn auch das Andenken an meinen Bruder heilig ist, so sind mir doch das Leben und die Zukunft meiner Tochter eben so heilig. — Aber ich habe keine Beweise gegen den Notar, und ich könnte nur ein nutzloses Scandal verursachen.

„Das Schrecklichste ist," fuhr sie nach kurzer Pause fort, „daß ich bisweilen, gereizt durch dieses entsetzliche Schicksal, meinen Bruder zu beschuldigen und dem Notar gegen ihn Recht zu geben wage, als wenn mein Schmerz erleichtert würde, wenn ich zwei Namen zu verwünschen hätte. Dann werde ich unwillig über meine eigenen ungerechten, gehässigen Vermuthungen gegen den besten und edelsten Bruder —

„Ach, dieser Notar kennt nicht alle entsetzlichen Folgen seines Diebstahls. Er glaubte nur Geld zu stehlen, und er marterte zwei Herzen, er bringt zwei Frauen mit langsamer Pein um.

„Ach ja, ich wage es nicht, meinem armen Kinde alle meine Besorgnisse zu sagen, um ihm nicht allen Trost, nicht allen Muth zu nehmen, — aber ich bin krank, ich habe das Fieber und halte

mich nur durch die äußerste Anstrengung aufrecht. Ich fühle in mir die Keime einer Krankheit, einer vielleicht gefährlichen Krankheit, — ich fühle ihre Annäherung, meine Brust brennt, mein Kopf will zerspringen. Diese Symptome sind ernster, als ich es mir selbst gestehen mag. — Gott, wenn ich wirklich auf das Krankenlager sinken, — wenn ich sterben sollte!

„Nein, nein," rief Frau von Fermont begeistert aus, „ich will, ich kann nicht sterben. — Ist es denn möglich, meine Clara in ihrem sechszehnten Jahre, ohne Hülfsmittel, allein, mitten in Paris zurück zu lassen? Nein, — ich bin eigentlich doch nicht krank; was fühle ich denn? etwas Wärme in der Brust, einige Schwere im Kopfe, — das sind Folgen des Kummers, der Schlaflosigkeit, der Kälte, der Sorgen; jeder Andere würde an meiner Stelle dasselbe empfinden, — es ist nichts Ernstes.

„Herr, mein Gott, laß mich nicht schwach werden! Wenn man sich solchen Gedanken hingiebt, wenn man sich selbst anhört, wird man wirklich krank, — und habe ich denn Zeit dazu? Muß ich nicht Arbeit suchen für mich und Clara, da der Mann, der uns Kupferstiche zu coloriren gab —"

Nach kurzer Pause setzte die Frau von Fermont mit Unwillen hinzu:

„O, das ist niederträchtig! Diese Arbeit an die Schande Claras zu knüpfen, — uns unbarmherzig den kleinen Verdienst zu entziehen, weil ich nicht wollte, daß meine Tochter allein in der Nacht bei ihm arbeite! Vielleicht finden wir anderswo Arbeit, Näherei, Stickerei. — Freilich, es ist so schwer, wenn man Niemanden kennt! Noch kürzlich versuchte ich es vergebens. — Wenn man eine so ärmliche Wohnung hat, hegen die Leute kein Vertrauen, — und was sollen wir beginnen, was soll aus uns wer-

den, wenn die kleine Summe vollends aufgezehrt ist? Es wird uns dann nichts, — nichts auf der Erde übrig bleiben, kein Heller, und ich war reich, reich!

„Ich mag gar nicht daran denken, — solche Gedanken machen mich schwindelig, verrückt. — Es ist dies auch ein Fehler von mir, daß ich mich zu viel mit solchen Ideen beschäftige, statt daß ich mich zu zerstreuen suche. — Das wird mich krank gemacht haben, — doch nein, ich bin ja nicht krank, ich glaube sogar, daß das Fieber jetzt geringer ist," setzte die unglückliche Mutter hinzu, indem sie ihren Puls befühlte.

Aber ach, der schnelle, kurze, unregelmäßige Pulsschlag, den sie unter ihrer trockenen kalten Haut fühlte, ließ ihr keinen Zweifel mehr.

Nach einem Augenblicke düsterer Verzweiflung fuhr sie bitter fort:

„Herr, mein Gott, warum so großes Unglück? Welches Unrecht habe ich begangen? War nicht meine Tochter ein Muster der Unschuld und Frömmigkeit und ihr Vater die Ehre selbst? Habe ich nicht immer muthig meine Pflichten als Gattin und Mutter erfüllt? Warum erlaubst Du, daß ein Elender uns zu seinen Opfern macht — besonders dies arme Kind?

„Ohne den Diebstahl dieses Notars würde ich über das Schicksal meiner Tochter ganz unbesorgt sein können. Wir wären jetzt in unserm Hause ruhig über die Zukunft und nur betrübt über den Tod meines unglücklichen Bruders; nach zwei oder drei Jahren dächte ich an die Verheirathung Claras und fände gewiß einen Mann, der ihrer würdig wäre. Sie ist ja so gut und so schön! Wer würde sich nicht glücklich geschätzt haben, ihre Hand zu erhalten? Ich hätte ihr gern, mit Ausnahme eines kleinen

Jahrgeldes, um in ihrer Nähe leben zu können, bei ihrer Verheirathung Alles überlassen, was ich besaß, wenigstens hunderttausend Thaler, denn ich hätte mir noch einiges sparen können, und wenn ein Mädchen, daß so hübsch und so gut erzogen ist, wie meine Tochter, eine Mitgift von hunderttausend Thalern hat —"

Frau von Fermont erinnerte sich in diesem Augenblicke ihrer jetzigen traurigen Lage und rief wie wahnsinnig aus:

„Es ist unmöglich, daß, weil es der Notar will, — ich geduldig meine Tochter in die tiefste Armuth gestürzt sehen soll, während sie Anspruch hatte auf so großes Glück —

„Wenn die Gesetze dieses Verbrechen ungestraft lassen, ich werde es zu strafen wissen, denn wenn mich das Unglück zum Aeußersten treibt, wenn ich nicht Mittel finde, mich aus der grausamen Lage herauszureißen, in welche mich der Elende mit meinem Kinde gestürzt hat, — so weiß ich nicht, was ich thue, — ich bin im Stande ihn zu tödten, ich den Mann. — Dann mag man mit mir thun, was man für gut findet; — alle Mütter werden für mich sein.

„Ja, aber meine Tochter? — meine Tochter?

„Sie allein und schutzlos zurückzulassen, das ist eben mein Entsetzen, das ist es eben, warum ich nicht sterben, warum ich jenen Mann nicht ermorden kann. Was sollte aus ihr werden? Sie ist sechszehn Jahre alt, sie ist jung und unschuldig wie ein Engel, aber auch so schön! Und die Schutzlosigkeit, die Armuth, der Hunger — können diese Leiden, vereint, ein Mädchen in diesem Alter nicht . . .? und in welchen Abgrund würde sie dann sinken!

„O, es ist gräßlich. — Je mehr ich über das Wort „Armuth" nachdenke, um so Entsetzlicheres finde ich darin.

„Die Armuth, die Armuth ist schmerzlich für Alle, schmerzlicher aber vielleicht noch für die, welche sich ihr ganzes Leben hindurch im Wohlstande befanden. Ich kann mir es nicht verzeihen, daß ich selbst im Angesichte so vieler drohender Leiden ein Gefühl des Stolzes nicht unterdrücken kann. — Es müßte meiner Tochter geradezu an Brod fehlen, ehe ich mich entschließen könnte zu betteln —“

Und mit Bitterkeit setzte sie hinzu:

„Dieser Notar hat mich dahin gebracht, daß ich Almosen suchen muß, und es bleibt mir nichts übrig, als mich an das Unvermeidliche meiner Lage zu gewöhnen; es kann von Bedenklichkeiten, von Zartgefühl keine Rede mehr sein; ich muß jetzt die Hand ausstrecken um meinetwillen und um meiner Tochter willen; ja, wenn ich keine Arbeit finde, werde ich mich entschließen müssen, die Mildthätigkeit der Menschen anzurufen, da es der Notar so gewollt hat —

„Es gehört gewiß auch dazu eine gewisse Geschicklichkeit, eine Kunst, welche die Erfahrung giebt; ich werde sie erlernen. Es ist ein Gewerbe wie ein anderes,“ setzte sie mit wahnsinniger Aufregung hinzu. — „Ich habe doch wohl Alles, was das Mitleid erregen kann, — entsetzliches unverdientes Elend und eine Tochter von sechszehn Jahren, einen Engel; aber man muß diese Vortheile geltend zu machen wissen, sie geltend zu machen wagen; — auch dies wird mir gelingen.

„Worüber soll ich mich denn eigentlich auch beklagen?“ rief sie mit schrecklichem Lachen aus. „Das Vermögen ist vergänglich. — Der Notar hat mich wenigstens in einen bestimmten Stand gebracht —“

Die Frau von Fermont saß eine Zeit lang in Gedanken versunken da, dann fuhr sie ruhiger fort:

„Ich habe oft daran gedacht, eine Anstellung zu suchen, und ich möchte an der Stelle der Dienerin der Frau im ersten Stocke sein; hätte ich diesen Dienst, so könnte ich mit dem Lohne, den ich erhielte, vielleicht die Bedürfnisse Claras bestreiten, vielleicht durch die Verwendung dieser Frau Arbeit für meine Tochter finden, die hier bliebe. — Ich brauche sie dann nicht zu verlassen. Welches Glück, wenn es sich so einrichten ließe! Aber ach, nein, es wäre zu schön, es wäre ein Traum; — wenn ich den Dienst erhalten sollte, müßte die jetzige Dienerin fortgeschickt werden, und sie käme dann vielleicht in eine eben so traurige Lage wie die unserige jetzt ist. — Hat man sich aber gescheut, mich zu berauben? Wie gelange ich zu der Frau im ersten Stocke? Durch welche Mittel könnte ich die Dienerin vertreiben?"

In diesem Augenblicke wurde dreimal stark an die Thüre geklopft. Die Frau von Fermont erschrak, und ihre Tochter fuhr aus dem Schlafe auf.

„Mein Gott, Mutter, was giebt es?" rief Clara aus, indem sie sich aufsetzte. Dann schlang sie in einer unwillkührlichen Bewegung die Arme um den Hals ihrer Mutter, die, eben so erschrocken, die Tochter an sich drückte und ängstlich besorgt nach der Thür hin sah.

„Mutter, was giebt es?" wiederholte Clara.

„Ich weiß es nicht, mein Kind ... Beruhige Dich, — es ist nichts, — man hat nur angeklopft. — Vielleicht die Antwort, die man uns von der Post bringt."

Die wurmstichige Thür zitterte von Neuem unter mehreren kräftigen Faustschlägen.

„Wer ist da?" fragte Frau von Fermont mit bebender Stimme.

Eine gemeine, heisere Stimme antwortete:

„Sind denn die Nachbarinnen taub? He, Nachbarinnen! Nachbarinnen!"

„Was wollen Sie? Ich kenne Sie nicht," sprach Frau von Fermont, indem sie die Veränderung ihrer Stimme zu verbergen suchte.

„Ich bin Robin, Ihr Nachbar, — geben Sie mir Feuer zum Anzünden meiner Pfeife. — Rasch! Rasch!"

„Mein Gott, es ist der lahme Mann, der immer betrunken ist," sagte die Mutter leise zu ihrer Tochter.

„Wollen Sie mir Feuer geben, oder soll ich die Thür einschlagen? Donnerwetter!"

„Ich habe kein Feuer —"

„So haben Sie doch Schwefelhölzchen, — alle Leute haben Schwefelhölzchen. — Machen Sie auf!"

„Entfernen Sie sich —"

„Sie wollen nicht aufmachen? Eins! — Zwei! —"

„Ich bitte Sie, entfernen Sie sich, oder ich rufe um Hülfe —"

„Eins! — Zwei! — Drei! Nicht? Sie wollen nicht aufmachen? So zerschlage ich Alles. Plautz!" Und der Elende schlug so gewaltig an die Thür, daß das schlechte Schloß absprang.

Die beiden Frauen schrieen entsetzt laut auf.

Frau von Fermont trat trotz ihrer Schwäche dem Banditen in dem Augenblick entgegen, als er den Fuß über die Schwelle setzte und vertrat ihm den Weg.

„Herr, das ist unwürdig. — Sie werden nicht weiter gehen,"

sprach die unglückliche Mutter, indem sie die halboffene Thür mit aller Kraft andrückte ... „Ich rufe um Hülfe."

Sie schauderte bei dem Anblicke dieses Mannes mit dem häßlichen Gesichte.

„Warum?" antwortete er; „thun Nachbarn einander nichts zu Gefallen? Sie hätten aufmachen sollen; ich hätte dann die Thür nicht eingeschlagen."

Dann setzte er mit der Hartnäckigkeit eines Betrunkenen hinzu, während er auf seinen ungleichen Beinen wankte:

„Ich will hinein, — und ich muß hinein, und ich weiche nicht, bis ich meine Pfeife angezündet habe —"

„Ich habe weder Feuer noch Schwefelhölzchen. — In des Himmels Namen, gehen Sie!

„Es ist nicht wahr, Sie sagen das nur, damit ich die Kleine nicht im Bette sehen soll. — Gestern haben Sie die Löcher in der Thür verstopft. — Die Kleine ist niedlich, — ich will sie sehen. — Nehmen Sie sich in Acht, ich schlage Sie ins Gesicht, wenn Sie mich nicht hineinlassen. — Ich muß die Kleine im Bette sehen und meine Pfeife anstecken, — oder ich zerschlage Alles und Sie mit!"

„Hülfe! Hülfe!" rief Frau von Fermont, als sie fühlte, daß sie die Thür nicht länger halten konnte.

Eingeschüchtert durch das Hülferufen, trat der Mann einen Schritt zurück, ballte die Faust gegen die Frau von Fermont und sagte:

„Das sollst Du mir büßen! — Ich komme wieder — und stopfe Dir das Maul zu, daß Du nicht schreien kannst —"

Und der dicke Lahme, wie man ihn auf der Insel des Aussuchers nannte, ging drohend die Treppe hinunter.

Frau von Fermont, die fürchtete, er möchte umkehren, und weil das Schloß zerbrochen war, schob den Tisch an die Thür.

Clara war so erschrocken über diese entsetzliche Scene, daß sie fast bewegungslos auf ihr Lager zurückgesunken.

Frau von Fermont vergaß ihre eigene Angst und eilte zu ihrer Tochter, schloß sie in ihre Arme, gab ihr etwas Wasser zu trinken und brachte sie nach langer Mühe wieder zum Bewußtsein. Dann sagte sie zu ihr:

„Beruhige Dich und fasse Muth, armes Kind. — Der schlechte Mensch ist fortgegangen.“

Mit einem unbeschreiblichen Tone des Schmerzes und des Unwillens rief darauf die unglückliche Mutter aus: „Der Notar ist die erste Ursache aller unserer Leiden!“

CVIII.

Die Opfer eines Mißbrauchs des Vertrauens.

Clara sah mit eben so großer Verwunderung wie Furcht um sich.

„Beruhige Dich, mein Kind," wiederholte Frau von Fermont, indem sie ihre Tochter zärtlich küßte, „der Elende ist fort —"

„Gott! Mutter, wenn er wieder käme! Du siehst, Du hast um Hülfe gerufen, und es ist Niemand gekommen. Ach, ich bitte Dich, wir wollen dies Haus verlassen, — ich sterbe vor Angst —"

„Wie Du zitterst! Du hast das Fieber!"

„Nein, nein," entgegnete das Mädchen, um die Mutter zu beruhigen, „es ist nichts, nur der Schreck, — es vergeht wieder. — Aber wie geht es Dir? Gieb mir Deine Hände. — Mein Gott, wie sie brennen! Dn bist krank und willst es mir verbergen."

„Glaube das nicht, ich befinde mich wohler als je; es ist nur die Aufregung, in die mich der Mann versetzt hat; ich schlief fest auf dem Stuhle da und bin gleichzeitig mit Dir aufgewacht —"

„Aber Deine armen Augen, Mutter, sind roth und entzündet —“

„Der Schlaf auf einem Stuhle erquickt weniger, mein Kind —“

„Ist es wirklich wahr, daß Du nicht krank bist?“

„Gewiß nicht. — Und Du?“

„Ich auch nicht; ich zittere nur vor Furcht. Mutter, wir wollen das Haus verlassen, nicht wahr?“

„Wohin wollen wir uns wenden? Du weißt, wie große Mühe es uns gekostet hat, dieses Stübchen ausfindig zu machen, da wir leider keine Papiere zur Legitimation haben. Und dann haben wir auch vierzehn Tage vorausbezahlt, — das Geld würden wir nicht zurück erhalten, und wir besitzen nur noch so wenig, so wenig, daß wir es so viel als möglich schonen müssen.“

„Vielleicht antwortet Dir der Herr von St. Remy bald.“

„Ich hoffe es nicht mehr, — es ist ja schon so lange, seit ich ihm geschrieben habe.“

„Er hat vielleicht Deinen Brief nicht erhalten. — Warum willst Du ihm nicht noch einmal schreiben? Von hier nach Angers ist es nicht weit, und wir können bald Antwort haben.“

„Armes Kind, Du weißt, wie schwer mir dies schon geworden ist.“

„Was wagst Du? Er ist doch von Herzen gut, trotz seinem rauhen Wesen. — War er nicht einer der ältesten Freunde meines Vaters? Und dann ist er ja mit uns verwandt —“

„Er ist selbst arm; sein Vermögen ist sehr gering. — Vielleicht antwortet er uns nicht, weil er sich den Schmerz ersparen will, uns eine abschlägliche Antwort zu geben.“

„Wenn er aber Deinen Brief nicht erhalten hätte, Mutter?“

„Wenn er ihn aber erhalten hat, mein Kind, so ist nur zweierlei möglich: entweder er befindet sich selbst in einer zu gedrückten Lage, als daß er uns beistehen könnte, oder — er nimmt keinen Antheil an uns; warum uns also einer abweisenden Antwort oder einer Demüthigung aussetzen?“

„Fasse Muth, gute Mutter; es bleibt uns immer noch eine Hoffnung. — Vielleicht bringt uns dieser Morgen schon eine gute Antwort —“

„Von dem Herrn von Orbigny?“

„Allerdings. — Dieser Brief, den Du schon früher einmal entworfen hattest, war so einfach, so rührend, — er legte unser Unglück so natürlich dar, daß er Mitleid mit uns haben wird. — Ich weiß nicht, was mir sagt, Du verzweifeltest mit Unrecht an ihm.“

„Er hat so wenig Ursache, sich für uns zu interessiren. — Zwar kannte er Deinen Vater, und ich habe oft meinem armen Bruder von dem Herrn von Orbigny als einem Manne sprechen hören, mit dem er in sehr gutem Vernehmen gestanden, bevor er sich aus Paris entfernte, um sich mit seiner jungen Frau ganz in die Normandie zurückzuziehen —“

„Eben deshalb hoffe ich; er hat eine junge Frau; sie wird mitleidig sein. Und dann kann man auf dem Lande so viel Gutes thun. Er könnte Dich z. B. als Wirthschafterin annehmen, und ich würde gern die Wäsche besorgen. — Der Herr von Orbigny ist sehr reich, und in einem großen Hause fehlt es nie an Arbeit.“

„Ja, aber wir haben so geringen Anspruch auf seine Theilnahme —“

„Wir sind so unglücklich!“

„Das ist freilich in den Augen sehr mildthätiger Menschen ein Anspruch.“

„Wir wollen hoffen, daß der Herr von Orbigny und seine Frau dies sind.“

„Wenn von ihm nichts zu erwarten sein sollte, werde ich meine falsche Scham überwinden und an die Frau Herzogin von Lucenay schreiben.“

„An die Dame, von welcher Herr von Saint Remy so oft sprach und deren gutes Herz er unaufhörlich rühmte?“

„Ja, an die Tochter des Fürsten von Noirmont. Er hat sie schon als Kind gekannt und behandelte sie fast wie sein eigenes Kind, denn er stand mit dem Fürsten in sehr vertrauten Verhältnissen. Die Herzogin muß sehr viel Bekanntschaften haben; vielleicht wird es ihr möglich, uns ein Unterkommen zu verschaffen.“

„Gewiß, Mutter, aber ich begreife Deine Zurückhaltung; Du kennst sie gar nicht, während den Herrn von Orbigny wenigstens mein Vater und mein armer Oheim kannten.“

„Könnte auch die Herzogin von Lucenay nichts thun, so werde ich zu einem letzten Mittel greifen.“

„Zu welchem, Mutter?“

„Es ist eine sehr geringe, sehr thörichte Hoffnung vielleicht; aber warum sie unversucht lassen? — Der Sohn des Herrn von St. Remy ist —“

„Herr von St. Remy hat einen Sohn?“ unterbrach Clara ihre Mutter verwundert.

„Ja, mein Kind, er hat einen Sohn —“

„Er sprach doch nie von ihm; er kam nie nach Angers —“

„Allerdings und aus Gründen, die Du nicht erfahren kannst. Herr von St. Remy hat Paris vor funfzehn Jahren verlassen und seinen Sohn seitdem nicht wiedergesehen."

„Funfzehn Jahre, ohne seinen Vater zu sehen! Ist das möglich?"

„Ja wohl, wie Du siehst. — Der Sohn des Herrn von Saint Remy war in sehr vielen Cirkeln bekannt, sehr reich —"

„Sehr reich, und sein Vater ist arm?"

„Alles Vermögen des Herrn von Saint Remy rührt von seiner Mutter her —"

„Das bleibt sich gleich. Warum läßt er seinen Vater...?"

„Sein Vater würde von ihm nichts angenommen haben."

„Warum nicht?"

„Auch das ist eine Frage, auf die ich Dir nicht antworten kann, mein Kind. — Ich hörte von meinem armen Bruder, man rühme die Freigebigkeit des jungen Mannes sehr. — Da er jung und freigebig ist, muß er auch gut von Herzen sein. — Wenn er durch mich erfährt, daß mein Mann der vertraute Freund seines Vaters war, so interessirt er sich vielleicht für uns und bemüht sich, Arbeit oder eine Stelle für uns zu ermitteln; er hat so zahlreiche vornehme Bekanntschaften, daß es ihm leicht werden wird."

„Und dann erführe man von ihm vielleicht auch, ob sein Vater Angers verlassen habe, bevor Du ihm geschrieben; das würde dann sein Schweigen erklären —"

„Ich glaube, er steht mit seinem Vater in gar keiner Verbindung mehr... Es gilt indeß einen Versuch —"

„Wenn Herr von Orbigny uns keine günstige Antwort giebt, aber, ich wiederhole es, ich weiß nicht, ich hoffe gerade auf ihn."

„Ich habe ihm freilich schon seit mehreren Tagen geschrieben,

ihm die Ursachen unseres Unglücks auseinander gesetzt und doch — keine Antwort. Ein Brief, den man vor vier Uhr Abends auf die Post giebt, kommt schon am andern Morgen früh in Aubiers an; seit fünf Tagen haben wir noch keine Antwort."

„Vielleicht überlegt er, bevor er Dir schreibt, auf welche Weise er uns nützlich sein kann."

„Gott gebe es, mein Kind!"

„Das kommt mir ganz einfach vor. — Wenn er nichts für uns thun könnte, würde er sofort geantwortet haben."

„Er müßte denn nichts thun wollen —"

„Wie ist das möglich, Mutter? Wie kann er uns nicht antworten wollen, uns vier, vielleicht acht Tage hoffen lassen? denn wenn man unglücklich ist, hofft man immer."

„Ach, mein Kind, manche Leute besitzen eine große Gleichgiltigkeit für Leiden, die sie nicht kennen."

„Aber Dein Brief —?"

„Mein Brief kann ihm keine Vorstellung von unsern unaufhörlichen Leiden und Sorgen geben. Wird mein Brief ihm unser so unglückliches Leben, unsere Demüthigungen aller Art, unsere Existenz in diesem schrecklichen Hause, die Angst, welche wir eben ausstanden, beschreiben? Wird mein Brief ihm die schreckliche Zukunft schildern, die uns erwartet, wenn — Doch, wir wollen nicht mehr davon sprechen, mein Kind. — Mein Gott, Du zitterst —, Du frierst!"

„Nein, Mutter, — achte nicht darauf, aber, sage mir, können wir, wenn uns Alles fehlt, wenn das wenige Geld, das wir noch haben, ausgegeben ist, in einer so reichen Stadt, wie Paris, beide Hungers sterben, weil wir keine Arbeit erhalten und weil ein schlechter Mensch Dir Alles genommen hat, was Du besaßest?"

„Schweig, unglückliches Kind!"

„Ist es möglich, Mutter?"

„Ach!"

„Kann Gott, der Alles weiß und Alles vermag, uns so ganz verlassen, da wir ihn doch nie beleidigt haben?"

„Ich bitte Dich, mein Kind, gieb Dich nicht so trostlosen Gedanken hin; ich sehe es lieber, wenn Du, ohne Grund vielleicht, hoffst. — Beruhige Du mich vielmehr durch Deine Illusionen; ich selbst bin leider nur zu muthlos, Du weißt es —"

„Ja, ja, wir wollen hoffen; das ist besser. Der Neffe des Mannes unten wird uns heute gewiß einen Brief von der Post bringen... Durch meine Schuld mußt Du ihm von Deinem geringen Schatze noch einmal einen Weg bezahlen. — Wäre ich nicht so schwach gewesen, gestern und heute, so würden wir selbst nach der Post gegangen sein wie vorgestern, aber Du wolltest nicht allein gehen, mich nicht allein hier lassen —"

„Konnte ich es, mein Kind? Bedenke doch — der Elende, der eben die Thüre eingeschlagen hat —; wenn Du allein gewesen wärest?!"

„Schweig, Mutter! Der bloße Gedanke erschreckt mich —"

In diesem Augenblicke wurde stark an die Thüre geklopft.

„Himmel, er ist es!" rief die Frau von Fermont erschrocken aus, und sie drückte mit aller Kraft den Tisch gegen die Thüre —

Ihre Angst verschwand indeß, als sie die Stimme des Vaters Micou hörte.

„Madame, mein Neffe kommt von der poste restante. — Es ist ein Brief mit einem X und einem Z da; er kommt weit her und kostet 8 Sous; mit der Besorgung macht es 20 Sous."

„Mutter, ein Brief aus der Provinz! Wir sind gerettet! Er

kommt von dem Herrn von Saint Remy oder von Orbigny. — Arme Mutter, Du wirst nicht länger leiden, meinetwegen nicht mehr besorgt sein, Du wirst wieder glücklich werden. Gott ist gerecht! Gott ist gütig!" rief das junge Mädchen aus, und ein Hoffnungsstrahl verklärte ihr reizendes Gesicht.

„Ach Herr, ich danke —, geben Sie, geben Sie schnell her," sagte die Frau von Fermont, indem sie rasch den Tisch bei Seite schob und die Thüre halb öffnete.

„Zwanzig Sous, Madame," wiederholte der Hehler, indem er den so ersehnten Brief zeigte.

„Ich werde Sie sogleich bezahlen —"

„Es hat keine Eile —; jetzt gehe ich auf den Boden hinauf; nach zehn Minuten komme ich wieder und werde im Vorbeigehen das Geld mitnehmen."

Er übergab den Brief der Frau von Fermont und verschwand.

„Der Brief ist aus der Normandie. — Da steht der Poststempel Aubiers. — Er ist von Orbigny!" sagte die Frau von Fermont, indem sie die Adresse betrachtete: An Madame X. Z., poste restante. Paris.*)

„Nun, Mutter, hatte ich nicht Recht? Wie mir das Herz klopft!"

---

*) Die Frau von Fermont hatte ihren Brief in ihrer letzten Wohnung geschrieben und, da sie nicht wußte, wo sie eine andere finden würde, den Herrn von Orbigny gebeten, seinen Brief poste restante zu bezeichnen; da sie aber keinen Paß hatte, um nach Vorzeigung desselben den Brief von dem Postbureau zu erhalten, so hatte sie eine Adresse mit Anfangsbuchstaben gewählt, die man nur anzugeben braucht, um einen damit bezeichneten Brief ausgeliefert zu sehen.

„Wir halten hier unser Glück oder Unglück in der Hand,“ sprach die Frau von Fermont mit bewegter Stimme. Zweimal griff sie nach dem Siegel, um dasselbe zu erbrechen.

Sie hatte den Muth nicht.

Kann man hoffen, die schreckliche Angst zu schildern, welche diejenigen fühlen, die wie die Frau von Fermont von einem Briefe Hoffnung oder Verzweiflung erwarten?

Kaum vermöchte die glühende fieberhafte Aufregung des Spielers, der seine letzten Goldstücke auf ein Kartenblatt setzt und athemlos, mit brennendem Auge von einem entscheidenden Abzuge seine gänzliche Verarmung oder seine Rettung erwartet, eine Vorstellung von der entsetzlichen peinlichen Spannung zu geben, von der wir hier sprechen.

In einer Secunde erhebt sich die Seele zu der strahlendsten Hoffnung oder sinkt in tödtliche Entmuthigung hinab, je nachdem sie Hülfe oder Abweisung erwartet. Der Unglückliche geht abwechselnd zu den entgegengesetztesten heftigsten Gefühlen über, von unbeschreiblichen Empfindungen der Hoffnung und der Dankbarkeit gegen das edle Herz, das sich seines Schicksals erbarmte, zu dem bittersten, schmerzlichsten Unwillen über die selbstsüchtige Gleichgiltigkeit.

„Welche Schwachheit!“ sagte Frau von Fermont mit einem traurigen Lächeln, indem sie sich auf dem Bette ihrer Tochter niedersetzte. „Noch einmal, meine arme Clara, ich halte unser Schicksal hier in der Hand.“ Sie deutete auf den Brief. „Ich brenne vor Verlangen, dieses Schicksal zu erfahren, und doch wage ich es nicht. — Bringt der Brief eine Weigerung, ach! so erfahren wir es immer zu früh.

„Und wenn er uns Unterstützung zusagt, Mutter? Wenn der

kleine Brief gute und tröstende Worte enthält, die uns über die Zukunft beruhigen, indem sie uns eine bescheidene Stelle in dem Hause des Herrn von Orbigny versprechen, — ist dann nicht jede verlorene Minute ein Augenblick verlorenen Glücks?"

„Ja, mein Kind, wenn aber im Gegentheile —"

„Nein, Mutter, Du irrst Dich gewiß. Ich sagte Dir schon, der Herr von Orbigny hat mit der Antwort so lange gezögert, um uns eine günstige Gewißheit geben zu können. — Zeige mir den Brief, Mutter, ich errathe gewiß schon an der Handschrift, ob er uns gute oder schlimme Nachricht bringt. Siehst Du, jetzt bin ich überzeugt," setzte Clara hinzu, indem sie den Brief nahm; „man braucht die feste, gute Schrift nur anzusehen, um zu errathen, daß sie von einer treuen, edeln Hand herrührt, welche gewöhnt ist, sich für die Unglücklichen auszustrecken."

„Ich bitte Dich, Clara, keine thörichten Hoffnungen! Ich finde sonst noch weniger den Muth, den Brief zu öffnen."

„Mein Gott, gute Mutter, ich kann Dir so ziemlich genau sagen, was er enthält, ohne daß ich ihn erbreche. Höre mich an: „Madame, Ihr und Ihrer Tochter Schicksal verdient die Theilnahme in dem Maße, daß ich Sie ersuche, zu mir zu kommen, wenn Sie geneigt sein sollten, die Leitung meines Hauswesens zu übernehmen —"

„Ich bitte Dich, Kind, keine unsinnige Hoffnung! Die Wirklichkeit würde zu schrecklich davon abstechen. — Muth!" setzte sie dann hinzu, indem sie den Brief aus der Hand ihrer Tochter nahm und sich anschickte, das Siegel zu erbrechen.

„Muth?" fiel Clara lächelnd und in dem hohen Vertrauen ein, das der Jugend so natürlich ist. „Ich brauche keinen Muth,

denn ich bin dessen, was ich sage, gewiß. — Soll ich den Brief erbrechen und lesen? Gieb her!"

„Ja, — das ist mir lieber. — Aber nein, es wird doch besser sein, daß ich ihn selbst lese."

Und die Frau von Fermont erbrach in der ängstlichsten Spannung das Siegel.

Die Tochter, die trotz ihrem scheinbaren Vertrauen doch auch sehr bewegt war, athmete kaum.

„Lies laut, Mutter," sagte sie.

„Der Brief ist nicht lang; die Gräfin von Orbigny hat ihn geschrieben," sagte die Mutter, indem sie nach der Unterschrift sah.

„Desto besser. Das ist ein gutes Zeichen. — Siehst Du, Mutter, die vortreffliche junge Dame wird Dir selbst haben antworten wollen —"

„Wir wollen sehen."

Und die Frau von Fermont las mit bebender Stimme:

„Madame,

„der Herr Graf von Orbigny, der seit einiger Zeit sehr un„wohl ist, konnte ihnen während meiner Abwesenheit nicht antwor„ten —"

— „Siehst Du, Mutter, es war nicht seine Schuld."

— „Höre nur weiter —"

„Erst diesen Morgen aus Paris hier angekommen, beeile ich „mich, Ihnen zu schreiben, nachdem ich Ihren Brief dem Herrn „von Orbigny mitgetheilt habe. Er erinnert sich nur sehr unbe„stimmt der Verhältnisse, in denen er nach Ihrer Vermuthung „mit Ihrem Herrn Bruder gestanden haben soll. Der Name Ihres „Herrn Gemahls ist dem Grafen von Orbigny nicht unbekannt, „er kann sich aber nicht erinnern, bei welcher Gelegenheit er den-

„selben nennen hörte. Die angebliche Beraubung, deren Sie so „leichthin den Herrn Jacob Ferrand beschuldigen, welcher glückli„cherweise unser Notar ist, hält der Graf von Orbigny für eine „schmachvolle Verläumdung, deren Bedeutung Sie ohne Zweifel „nicht genügend bedacht haben. Mein Gemahl kennt und bewun„dert gleich mir die ausgezeichnete Rechtschaffenheit jenes achtbaren „und frommen Mannes, den Sie so verblendeter Weise angreifen. „Der Graf von Orbigny bemitleidet die traurige Lage, in welcher „Sie sich Ihrer Angabe nach befinden und deren wirkliche Ursache „zu ermitteln ihm nicht zukommt, sieht sich aber in die Unmöglich„keit versetzt, etwas für Sie zu thun.

„Empfangen Sie, Madame, mit dem Ausdrucke des Bedauerns „meines Gemahls, die Versicherung meiner ausgezeichneten Hoch„achtung.

„Gräfin von Orbigny."

Mutter und Tochter sahen einander mit schmerzlicher Verwunderung an und vermochten kein Wort zu sprechen. In diesem Augenblicke klopfte der Vater Micou an die Thüre und sagte:

„Kann ich eintreten, Madame? Ich will die 20 Sous mitnehmen."

„Freilich, — eine so gute Nachricht ist es wohl werth, daß wir soviel dafür geben, wie wir in zwei Tagen zu unserm Lebensunterhalte brauchen," sagte die Frau von Fermont mit bitterm Lächeln. Sie ließ den Brief auf dem Bette ihrer Tochter liegen, ging an einen alten Koffer ohne Schloß, bückte sich und öffnete ihn.

„Wir sind bestohlen!" rief die unglückliche Frau entsetzt aus. — „Nichts, — nichts ist mehr da," setzte sie düster hinzu.

Und wie vernichtet, stützte sie sich auf den Koffer.

„Was sagst Du, Mutter, — der Beutel mit dem Gelde —?“

Frau von Fermont sprang rasch auf, ging aus dem Stübchen hinaus und sagte zu dem Hehler, der vor der Thüre wartete, mit funkelnden Augen und hochgerötheten Wangen:

„Herr, ich hatte einen Beutel mit Geld in diesem Koffer, — man hat ihn mir gestohlen, vorgestern ohne Zweifel, denn an diesem Tage bin ich mit meiner Tochter eine Stunde ausgegangen. Das Geld muß wieder herbeigeschafft werden, — hören Sie? Sie sind verantwortlich.“

„Man hat sie bestohlen! Das ist nicht wahr. In meinem Hause wohnen nur ehrliche Leute,“ antwortete der Hehler brutal; „Sie sagen dies nur, um mir die 20 Sous nicht zu bezahlen.“

„Ich sage Ihnen, daß man mich bestohlen hat und daß dies Geld Alles war, was ich in der Welt besaß; es muß wiedergefunden werden, oder ich klage... Ich werde nichts schonen, keine Rücksicht nehmen, — merken Sie sich das.“

„Das wäre hübsch! Sie? Sie haben ja nicht einmal Legitimationspapiere. Klagen Sie immerhin, — gehen Sie sogleich —“

Die unglückliche Frau stand da wie vom Blitze getroffen.

Sie konnte nicht ausgehen, die Tochter nicht allein im Bett lassen, seit der dicke Lahme sie so erschreckt hatte, besonders aber wegen der Drohungen, die der Hehler aussprach, denn er fuhr fort:

„Das ist eine Finte; Sie haben kein Geld und wollen mich nicht bezahlen, nicht wahr? Nun, meinetwegen; wenn Sie vor meiner Thüre vorbeigehen, werde Ich Ihnen Ihren alten schwarzen Shawl abreißen; er ist zwar sehr abgeschabt, aber zwanzig Sous ist er doch wohl noch werth.“

„Ach, Herr,“ entgegnete Frau von Fermont weinend, „haben Sie Mitleiden mit uns. Die kleine Summe war Alles, was wir

besaßen. Da man uns diese gestohlen hat, so ist uns nichts, gar nichts mehr geblieben, nichts — und wir müssen verhungern."

„Was geht das mich an? Wenn es wahr ist, daß man Sie bestohlen, daß man Ihnen Geld gestohlen hat (ich halte es aber für eine Lüge), so ist da nichts zu machen —"

„Großer Gott!"

„Der, welcher Sie bestohlen hat, wird nicht so dumm gewesen sein, die Geldstücke zu bezeichnen und sie bei sich zu behalten, um sich festnehmen zu lassen, wenn es Jemand in dem Hause gewesen sein sollte, was ich nicht glaube, denn, wie ich noch diesen Morgen zu dem Onkel der Dame im ersten Stock sagte, es ist hier wie in einem Dörfchen. — Hat man Sie bestohlen, so ist es ein Unglück. — Sie können hunderttausendmal klagen und werden doch keinen Pfennig wieder erhalten, glauben Sie mir. — Aber," unterbrach sich der Hehler, als er die Frau von Fermont wanken sah, „was fehlt Ihnen? Sie werden ganz blaß. — Nehmen Sie sich in Acht, — Mademoiselle, Ihrer Mutter wird unwohl," setzte er hinzu, indem er zeitig genug vortrat, um die unglückliche Mutter zu halten, die in Folge dieses letzten Schlages ohnmächtig wurde. Die erheuchelte Energie, welche sie so lange aufrecht erhalten hatte, wich endlich.

„Mutter! Mein Gott, was ist Dir?" rief Clara aus, die noch im Bette lag.

Der trotz seinen funfzig Jahren noch rüstige Hehler konnte einem Anfluge von Mitleid nicht widerstehen, nahm die Frau von Fermont in seine Arme, schob mit einem Knie die Thüre auf und sagte:

„Verzeihen Sie, Mademoiselle, daß ich hereinkomme, während Sie noch im Bette liegen, aber ich muß Ihnen doch die M-

bringen. — Sie ist ohnmächtig geworden, es wird aber bald wieder vergehen —“

Clara stieß, als sie den Mann hereintreten sah, einen Schrei des Entsetzens aus und verbarg sich so gut sie konnte unter ihrer Bettdecke.

Der Hehler setzte die Frau von Fermont auf den Stuhl neben dem Bette und entfernte sich, ließ aber die Thüre angelehnt, da der dicke Lahme das Schloß abgerissen hatte.

— — — — — — — — — — — — —

Eine Stunde nach dieser letzten Erschütterung war die heftige Krankheit, die längst schon in der Frau von Fermont gelegen hatte, ausgebrochen.

In Fieberhitze, irre redend, lag die unglückliche Frau in dem Bette ihrer weinenden Tochter, die, allein, fast eben so krank wie ihre Mutter, weder Geld noch Freunde hatte und jeden Augenblick fürchtete, den Banditen eintreten zu sehen, der nebenan wohnte.

— — — — — — — — — — — — —

CIX.

Die Strasse Chaillot.

Wir eilen einige Stunden dem Herrn Badinot voraus, der sich zu dem Vicomte von St. Remy begab.

Der Letztere wohnte, wie wir bereits erwähnt haben, in der Straße Chaillot und hatte allein ein schönes kleines Haus inne, welches zwischen dem Hofe und Garten stand. Trotz der Nähe der elysäischen Felder, der modischesten Promenade von Paris, ist jener Stadttheil ziemlich still und einsam.

Wir brauchen die Vortheile nicht aufzuzählen, welche die Lage einer so klug ausgewählten Wohnung dem Herrn von St. Remy gewährte, der hauptsächlich auf sein Glück bei den Frauen speculirte. Wir erwähnen blos, daß eine Dame ganz unbemerkt zu ihm gelangen konnte durch eine kleine Thüre des großen Gartens, welche in ein ganz ödes Gäßchen führte, das die Straße Chaillot mit der Straße Marbeuf verband.

Sehr zufälliger Weise hatte auch einer der schönsten und berühmtesten Kunstgärten von Paris einen sehr wenig benutzten Aus-

gang in dieses Gäßchen, und die Besucherinnen des Herrn von St. Remy konnten deshalb, wenn sie unerwartet Bekannte hier trafen, einen völlig plausiblen Vorwand geltend machen, warum sie sich in dieses Gäßchen gewagt. Sie wollten (konnten sie sagen) bei einem berühmten Kunstgärtner seltene Blumen sich aussuchen.

Die schönen Besucherinnen würden in diesem Falle nur halb gelogen haben, denn auch der Vicomte, welcher den Luxus nach jeder Richtung hin pflegte, besaß ein schönes Treibhaus, das sich zum Theil an dem erwähnten Gäßchen hinzog. Die kleine geheime Thüre führte in diesen köstlichen Wintergarten, welcher an ein Boudoir (man verzeihe diesen veralteten Ausdruck) in dem Erdgeschoße des Hauses stieß.

Man konnte deshalb recht wohl ohne Bild sagen, daß die Damen, welche über die gefährliche Schwelle schritten, um zu dem Herrn von St. Remy zu gelangen, auf blumigen Wegen in ihr Verderben gingen, denn im Winter namentlich war der zierliche Eingang mit schönen blühenden Gebüschen ausgeschmückt.

Die Herzogin von Lucenay, die eifersüchtig war wie ein leidenschaftlich liebendes Weib, hatte einen Schlüssel zu dieser kleinen Thüre verlangt.

Wir verweilen einen Augenblick bei dem allgemeinen Charakter dieser seltsamen Wohnung, weil sie, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, ein Spiegel jener entwürdigenden Lebensweise war, die glücklicherweise jetzt täglich seltener wird, aber doch als eine Seltsamkeit unserer Zeit mitangeführt werden muß, der Lebensweise jener Männer nämlich, welche für die Frauen das sind, was die Courtisanen für die Männer sind. Wir möchten diese Män-

ner, da es keinen besondern Ausdruck für sie giebt, Freudenmänner nennen.

Das Innere des Hauses des Herrn von St. Remy gewährte in dieser Hinsicht einen merkwürdigen Anblick, oder es war vielmehr in zwei völlig verschiedene Theile geschieden, in das Erdgeschoß, in welchem er die Damen aufnahm, und in die erste Etage, in welcher er seine Spiel-, Tisch- und Jagdgenossen, die sogenannten Freunde, empfing.

Im Erdgeschosse befand sich ein Schlafgemach, in welchem man nichts sah als Gold, Spiegel, Blumen, Atlas und Spitzen, ein kleines Musikzimmer mit einer Harfe und einem Piano (der Vicomte spielte vortrefflich), ein Zimmer mit Gemälden und Curiositäten, das Boudoir, welches mit dem Treibhause in Verbindung stand, ein Speisezimmer für zwei Personen, ein Badezimmer, ein vollendetes Muster von orientalischem raffinirten Luxus, und dicht daran eine kleine Bibliothek, die zum Theil nach dem Catalog jener eingerichtet war, welche La Mettrie für Friedrich den Großen zusammengestellt hatte.

Wir brauchen nicht zu erwähnen, daß alle diese mit wahrhaft sardanapalischem Luxus und vortrefflichem Geschmack meublirten Zimmer wenig bekannte Watteaus und Bouchers, Porzellangruppen von Clodion &c. zur Verzierung hatten. Dazu denke man sich im Sommer als Perspective die grüne Tiefe eines buschigen, einsamen, blütenreichen Gartens mit Vögeln und einem kleinen Bache, der, bevor er sich auf dem frischen Rasen verbreitet, von einem schwarzen Felsen herunterstürzt, wie Silbergaze glänzt und sich in ein klares Becken ergießt, in welchem schöne weiße Schwäne spielen.

Kam dann die Nacht, welcher Schatten, welcher Duft, welche

Stille in den wohlriechenden Bosquets, deren dichtes Blätterdach sich über Ruhebänken von Binsen und indischen Matten ausbreitete!

Im Winter dagegen war mit Ausnahme der Glasthüre, welche in das Treibhaus führte, Alles dicht verschlossen; die durchsichtige Seide der Rouleaux und das Spitzengeflecht der Vorhänge machten das Licht noch geheimnißvoller, während auf allen Meubles fremdländische schönblühende Gewächse standen.

In dieser schweigenden Behausung voll wohlriechender Blumen und reizender Gemälde athmete man gewissermaßen eine berauschende Liebesluft, welche die Seele und die Sinne in schmachtende Sehnsuchte versenkte.

Endlich, um die Honneurs in diesem Tempel zu machen, welcher der Liebe des Alterthums oder den nackten Gottheiten Griechenlands errichtet zu sein schien, erschien der Vicomte, ein schöner junger Mann, der bald geistreich, bald zärtlich, bald schmachtend, bald keck, bald spöttisch, bald ausgelassen lustig war, ein ausgezeichneter Harfen- und Pianospieler mit einer jener leidenschaftlichen Stimmen, welche die Frauen nie singen hören können, ohne einen tiefen fast körperlichen Eindruck zu empfinden, der Vicomte von Saint Remy, der überdies verliebt, leidenschaftlich verliebt und immer verliebt war.

In Athen würde er ohne Zweifel bewundert, gepriesen, vergöttert worden sein wie Alcibiades; in unsern Tagen, in der Zeit, von welcher wir sprechen, war der Vicomte nur ein Fälscher, ein gemeiner Betrüger.

Das erste Stockwerk des Hauses des Vicomtes hatte ein ganz männliches Aussehen.

Hier empfing er seine zahlreichen Freunde, die übrigens sämmtlich der besten Gesellschaft angehörten.

Hier fand sich nichts Kokettes, nichts Weibisches, ein einfaches Meublement und als Ausschmückung schöne Waffen, Abbildungen von Pferden, welche dem Vicomte eine gute Anzahl goldener und silberner Becher und Vasen gewonnen hatten, die auf den Meubles standen. Das Rauch- und das Spielzimmer stießen an einen hübschen Speisesaal, wo acht Personen (eine Zahl, welche durchaus nicht überschritten werden darf, wenn es sich um ein ächtes Diner handelt) oftmals die vortreffliche Küche und den nicht minder ausgezeichneten Keller des Vicomtes schätzen gelernt hatten, bevor sie mit ihm eine Partie Whist um 5 bis 600 Louisd'ors spielten oder die Würfel ergriffen.

Nachdem wir diese beiden völlig geschiedenen Theile des Hauses beschrieben haben, möge uns der Leser in tiefere Regionen folgen, in den Hof eintreten und die kleine Treppe hinaufsteigen, welche zu der sehr comfortablen Wohnung des Edward Patterson, Vorstehers des Marstalls St. Remys, führte.

Dieser ausgezeichnete Kutscher hatte Boyer, den vertrauten Kammerdiener des Vicomte, zum Frühstück geladen. Nachdem eine sehr hübsche englische Dienerin die silberne Theekanne gebracht und sich wieder entfernt hatte, blieben die beiden Männer allein.

Patterson war ungefähr vierzig Jahre alt. Nie ächzte ein Bock unter einem geschicktern und dickern Kutscher, nie schaute ein rötheres, volleres Gesicht unter einer weißen Perrücke hervor, nie hielt eine linke Hand graziöser die Zügel von vier Pferden. Er verstand sich auf Pferde so gut wie Tattersal in London, und der Vicomte hatte in ihm einen Mann gefunden, der nicht blos geschickt vom Bocke zu fahren wußte, sondern auch alle Vortheile kannte, die bei einem Wettrennen anzuwenden sind.

Wenn Patterson nicht in seiner prächtigen Livrée in Braun und Silber auf dem Bocke saß, glich er vollkommen einem ehrlichen englischen Pächter. So führen wir ihn jetzt dem Leser vor, doch müssen wir noch vorausschicken, daß man in dem dicken rothen Gesichte die Schlauheit eines Roßtäuschers erkannte.

Boyer, der vertraute Kammerdiener des Vicomte, war ein langer hagerer Mann mit schlichtem grauen Haar, kahler Stirn, schlauem Blick und kaltem Gesichte. Er sprach in gewählten Ausdrücken, besaß ein ungezwungenes artiges Benehmen und eine gewisse literarische Bildung; seine politischen Ansichten waren conservative, und er konnte bei einem Dilettantenquartett recht gut die erste Violine spielen. Von Zeit zu Zeit nahm er eine Prise aus einer mit ächten Perlen besetzten goldenen Dose, worauf er mit dem Rücken seiner Hand, die so tadellos war wie die seines Herrn, die Falten seines Hemdes von feiner holländischer Leinwand abstäubte.

„Wissen Sie, lieber Patterson,“ sagte Boyer, „daß Ihre Magd Betty recht gut bürgerlich zu kochen versteht?“

„Ja, sie ist ein gutes Mädchen,“ sagte Patterson, der vollkommen gut französisch sprach, „und ich werde sie mit in mein Etablissement nehmen, wenn ich mich noch entschließe, dies zu übernehmen. — Da wir allein sind, so wollen wir denn auch von Geschäften sprechen, lieber Boyer. Sie verstehen sich so gut darauf.“

„Nun, ein wenig,“ sagte Boyer bescheiden, indem er eine Prise nahm. „Man lernt es mit der Zeit, wenn man die Geschäfte Anderer zu führen hat.“

„Ich möchte Sie um einen wichtigen Rath fragen, und deshalb bat ich Sie eigentlich, eine Tasse Thee bei mir zu trinken.“

„Ich stehe Ihnen ganz zu Diensten, lieber Patterson.“

„Sie wissen, daß ich, abgesehen von den Rennpferden, mit dem Vicomte einen Contract eingegangen bin, für 24,000 Frcs., meinen Gehalt eingerechnet, seinen Stall vollständig zu unterhalten, Vieh und Menschen, d. h. acht Pferde und fünf bis sechs Stallknechte und Jungen.“

„Ja.“

„Vier Jahre lang hat mich der Herr Vicomte pünktlich bezahlt. — In der Mitte vorigen Jahres aber sagte er zu mir: Edward, ich bin Ihnen ungefähr 24,000 Frcs. schuldig. Wie hoch schätzen Sie wenigstens meine Pferde und Wagen? — Herr Vicomte, jedes der acht Pferde kann nicht unter 3000 Frcs. verkauft werden, und dann ist es noch halb geschenkt (— das ist auch wahr, Boyer, denn das Paar am Phaëton ist mit 500 Guineen bezahlt worden —), das gäbe 24,000 Frcs. für die Pferde. Dann sind vier Wagen da; dafür wollen wir 12,000 Frcs. setzen, und es machte also im Ganzen 36,000 Frcs. — „Nun,“ fuhr der Herr Vicomte fort, kaufen Sie mir Alles um diesen Preis ab, unter der Bedingung, daß Sie mir für die 12,000 Frcs., welche über Ihre Forderung hinausgehen, Pferde, Wagen und Leute noch sechs Monate zur Verfügung überlassen.“

„Sie sind klüglicherweise den Handel eingegangen? Es war ja reiner Gewinn.“

„Allerdings; nach vierzehn Tagen sind die sechs Monat um, und die Pferde, die Wagen werden mein Eigenthum.“

„Nichts einfacher. Der Kauf ist von Badinot, dem Geschäftsführer des Herrn Vicomte, aufgesetzt worden. Worin bedürfen Sie noch meines Rathes?“

„Was soll ich nun machen? Soll ich die Wagen und Pferde

verkaufen, weil der Herr Vicomte Paris verläßt, und Alles wird sich sehr gut verkaufen, denn er ist als der erste Kenner in der Stadt berühmt, oder soll ich mit meinem Stalle einen Pferdehandel anfangen? Es gäbe einen hübschen Anfang. Wozu rathen Sie mir?"

„Ich rathe Ihnen das, was ich an Ihrer Stelle thun würde."

„Wie so?"

„Ich befinde mich in derselben Lage wie Sie."

„Sie?"

„Dem Herrn Vicomte ist das Detail zuwider. Als ich hier eintrat, besaß ich als eigenes Vermögen und Ersparnisse etwa 60,000 Frcs. Ich habe die Ausgaben des Haushaltes bestritten wie Sie die des Stalles, und der Herr Vicomte bezahlte mich alle Jahre, ohne die Rechnungen anzusehen. Ungefähr um dieselbe Zeit wie Sie hatte ich eine ziemliche Summe vorgeschossen, und der Vicomte machte mir, wie Ihnen, den Antrag, mir das Mobiliar dieses Hauses zu verkaufen, mit Einschluß des sehr schönen Silberzeuges, sehr schöner Gemälde 2c. Alles dies wurde zum niedrigsten Preise, 140,000 Frcs., angesetzt; 80,000 Frcs. hatte ich ausgelegt, es blieben also noch 60,000 übrig, von denen ich den Tisch, den Lohn der Leute, aber weiter nichts, bezahlen sollte, so lange sie reichen würden."

„Bei diesen Ausgaben gewannen Sie auch noch."

„Es war dies nöthig, denn ich hatte mit den Lieferanten Contracte dahin abgeschlossen, daß ich erst nach dem Verkaufe bezahlen würde," sagte Boyer, indem er eine starke Priese nahm. „Nach Ablauf des jetzigen Monats —"

„Ist das Mobiliar Ihr Eigenthum, wie die Pferde und Wagen mein Eigenthum sind."

„Der Herr Vicomte hat dadurch erlangt, daß er in der letzten Zeit wie ein großer Herr lebte, seinen Gläubigern zum Trotze; das Mobiliar, Silbergeschirr, Pferde, Wagen, Alles war baar bezahlt und unser Eigenthum geworden."

„So ist also der Herr Vicomte ruinirt?"

„In fünf Jahren —"

„Und der Vicomte hatte geerbt?"

„Eine lumpige Million," sagte Boyer verächtlich, indem er wieder eine Prise nahm. „Diese Million ist ausgegeben, und er hat noch etwa 200,000 Frcs. Schulden dazu gemacht. — Ich wollte Ihnen nur sagen, daß ich die Absicht hatte, das trefflich meublirte Haus, so wie es ist, mit Wäsche, Gläsern, Porzellan, Silbergeschirr und Treibhaus, an Engländer zu vermiethen. Manche Ihrer Landsleute würden es sehr theuer bezahlt haben."

„Allerdings. Warum thun Sie es nicht?"

„Es ist doch gewagt, und ich ziehe vor, das Mobiliar zu verkaufen. Der Herr Vicomte ist als Kenner in kostbaren Meubles und Kunstgegenständen so berühmt, daß das, was er besaß, einen doppelten Werth haben wird und ich gewiß ein hübsches Sümmchen herausbringe. Machen Sie es wie ich, Herr Patterson, verkaufen Sie Pferde und Wagen und lassen Sie sich nicht in Speculationen ein. Man wird einander überbieten, um Sie, den ersten Kutscher des Herrn Vicomte von Saint Remy, zu erhalten; man sprach gestern schon von einem ganz jungen Manne, einem Vetter der Frau Herzogin von Lucenay, dem jungen Herzog von Montbrison, der mit seinem Lehrer aus Italien kommt und sein Hauswesen einrichten wird. Zweihundert und funfzigtausend Liv. Ren-

ten von Grundbesitz, mein lieber Patterson, zweimalhundert und funfzigtausend Liv. Renten! Dabei zwanzig Jahre alt, noch voll von Vertrauen und verschwenderisch wie ein Fürst! ... Ich kenne den Intendanten und kann Ihnen in Vertrauen sagen, daß er mich bereits als ersten Kammerdiener engagirt hat, — er protegirt mich, der Einfaltspinsel.“

Herr Boyer zuckte dabei die Achseln und nahm wieder eine Priese.

„Sie hoffen ihn zu verdrängen?“

„Er ist ein Dummkopf, denn er führt mich in das Haus ein, als wenn ich für ihn nicht zu fürchten wäre! Ehe zwei Monate vergehen, bin ich an seiner Stelle —“

„Zweihundert und funfzigtausend Liv. Renten von Grundbesitz!“ wiederholte Patterson nachdenkend, — „und ein junger Mann, — das ist ein gutes Haus.“

„Ich sage Ihnen, hier ist etwas zu machen. — Ich werde gegen meinen Gönner,“ setzte Boyer ironisch hinzu, „für Sie sprechen. — Treten Sie mit ein; es ist da ein Vermögen, das gute Wurzeln hat, und an dem man lange zehren kann. Es ist das nicht wie die lumpige Million des Heren Vicomte ein Schneeball, den ein Strahl der Pariser Sonne schmilzt. Ich habe es gleich eingesehen, daß ich nicht lange hier sein würde; es ist Schade, denn das Haus machte uns Ehre, und ich werde dem Herrn Vicomte bis zum letzten Augenblicke mit der ihm gebührenden Achtung dienen.“

„Ich danke Ihnen, lieber Boyer, und nehme Ihren Vorschlag an. Was meinen Sie, wenn ich dem jungen Herzoge die Pferde und Wagen des Herrn Vicomte anböte? Sie sind in ganz Paris bekannt und allgemein bewundert.“

„Sehr wahr; Sie können da ein glänzendes Geschäft machen.“

„Warum wollen Sie ihm nicht auch das so prächtig eingerichtete Haus anbieten, wie es steht und liegt? Er kann es nicht besser finden.“

„Wahrhaftig, Patterson, Sie sind ein Mann von Geist, das weiß ich, und Sie bringen mich da auf einen herrlichen Gedanken. Wir müssen uns an den Herrn Vicomte wenden; er ist ein so guter Herr, daß er gewiß bei dem jungen Herzoge für uns spricht; er kann ja recht gut sagen, daß er seine ganze Einrichtung verkaufen wolle, weil er zu der Gesandtschaft in Gerolstein abgehe. Lassen Sie sehen; 160,000 Frcs. für das Haus, ganz meublirt, mit Silbergeschirr und Gemälden, 50,000 Frcs. für Wagen und Pferde, das macht so 230 bis 240,000 Frcs. Das ist gefunden für einen jungen Mann, der sich Alles anschaffen will; es würde ihm dreimal so viel kosten, wenn er sich so elegant einrichten wollte, wie er es hier findet; denn, das muß man gestehen, es versteht kein Anderer zu leben wie der Vicomte.“

„Und die Pferde!“

„Und die Küche! Gottfried, der Koch, hat sich außerordentlich vervollkommnet, seit er hier ist, denn der Vicomte hat ihm die trefflichsten Lehren gegeben —“

„Ueberdies soll der Vicomte ein ausgezeichneter Spieler sein.“

„Er ist bewunderenswürdig beim Spiele und gewinnt die größten Summen mit noch größerem Gleichmuthe, als er sie verliert.“

„Und die Weiber! Boyer, die Weiber! Sie müssen davon viel zu erzählen wissen, da Sie allein in die Zimmer im Parterre hineingehen dürfen —“

„Ich habe meine Geheimnisse, wie Sie die Ihrigen haben.“

„Ich die meinigen?“

„Erhielten Sie nicht besonders vertrauliche Mittheilungen, als der Vicomte seine Pferde an den Wettrennen Antheil nehmen ließ? Ich will nichts gegen die Rechtlichkeit der Jockeys Ihrer Gegner sagen, es ging jedoch das Gerücht —“

„Still, lieber Boyer! Ein Gentleman gefährdet den Ruf eines Jockeys, der so schwach war, auf ihn zu hören, nicht mehr —“

„Als ein galanter Mann den Ruf einer Frau gefährdet, die ihm Zugeständnisse machte; wir wollen also unsere Geheimnisse, oder vielmehr die Geheimnisse des Herrn Vicomte, bewahren, lieber Patterson.“

„Was wird er nun vornehmen?

„Er wird in einem guten Reisewagen und mit 7 bis 8000 Francs, die er irgendwo zu finden wissen wird, nach Deutschland reisen. O, um den Herrn Vicomte bin ich unbesorgt; er gehört zu den Personen, die, wenn sie fallen, stets wieder auf die Beine zu stehen kommen, wie man zu sagen pflegt —“

„Hat er keine Erbschaft zu erwarten?“

„Nein, denn sein Vater ist nicht reich.“

„Sein Vater?“

„Allerdings —“

„Der Vater des Herrn Vicomte ist nicht todt?“

„Er lebte wenigstens noch vor fünf bis sechs Monaten. — Der Herr Vicomte schrieb damals wegen gewisser Familienpapiere an ihn —“

„Man sieht ihn ja aber niemals hier —“

„Aus dem ganz einfachen Grunde, weil er seit fünfzehn Jahren in der Provinz, in Angers, lebt."

„Der Vicomte besucht ihn auch nie?"

„Seinen Vater?"

„Ja."

„Niemals."

„Sie haben sich also veruneinigt?"

„Was ich Ihnen sagen kann, ist kein Geheimniß, denn ich weiß es von dem ehemaligen Vertrauten des Herrn Fürsten von Noirmont."

„Des Vaters der Herzogin von Lucenay?" fragte Patterson mit einem bedeutungsvollen Blicke, den aber Boyer, seiner Zurückhaltung und Verschwiegenheit getreu, nicht beachtete. Er fuhr vielmehr ganz ruhig fort:

„Die Frau Herzogin von Lucenay ist in der That die Tochter des Fürsten von Noirmont; der Vater des Vicomte war der vertraute Freund des Fürsten; die Frau Herzogin war damals noch ganz jung, und der Herr von St. Remy, der Vater, der sie sehr liebte, behandelte sie wie sein eigenes Kind. Ich habe dies von Simon, dem Vertrauten des Fürsten, erfahren; auch kann ich ohne Rückhalt sprechen, denn das Abenteuer, das ich erzählen will, bildete damals das Tagesgespräch von ganz Paris. Der Vater des Herrn Vicomte ist, trotz seinen sechszig Jahren, ein Mann von eisernem Charakter, von Löwenmuth und von einer Rechtschaffenheit, die ich fabelhaft nennen möchte. — Er besaß fast gar nichts und hatte aus Liebe die Mutter des Vicomte geheirathet, ein ziemlich reiches Mädchen, das die Million besaß, welche wir dem Herrn Vicomte haben durch die Finger laufen sehen —"

Herr Boyer verneigte sich dabei, und Patterson folgte seinem Beispiele.

„Die Ehe war eine sehr glückliche bis zu dem Angenblicke, als der Vater des Vicomte zufällig, wie man sagt, verteufelte Briefe fand, welche klar bewiesen, daß seine Frau während einer Reise, die er gemacht, drei oder vier Jahre nach seiner Verheirathung, mit einem polnischen Grafen in vertrauten Verhältnissen gestanden hatte."

„Die Polen haben darin viel Glück. — Als ich bei dem Herrn Marquis von Senneval war, fand man die Frau Marquise —"

Boyer unterbrach seinen Cameraden.

„Sie sollten, mein lieber Patterson, wissen, wie unsere großen Familien verwandt sind, ehe Sie sprechen; sonst setzen sie sich schlimmen Dingen aus."

„Wie so?"

„Die Frau Marquise von Senneval ist die Schwester des Herrn Herzogs von Montbrison, in dessen Dienst Sie zu treten wünschen —"

„Der Teufel!"

„Bedenken Sie, wenn Sie in solchen Ausdrücken in Gegenwart von Andern gesprochen hätten! Man würde Sie nicht vierundzwanzig Stunden im Hause geduldet haben."

„Sie haben Recht, Boyer; ich werde mich um die Verwandtschaften bekümmern."

„Weiter. Der Vater des Vicomte entdeckte also nach einer zwölf- oder funfzehnjährigen Ehe, daß er sich über einen polnischen Grafen zu beklagen hatte. Glücklicher- oder unglücklicherweise war der Herr Vicomte neun Monate nach der Rückkunft seines Vaters

oder vielmehr des Grafen von St. Remy von jener verderblichen Reise zur Welt gekommen, so daß er, trotz großer Wahrscheinlichkeit, nicht gewiß wußte, ob der Herr Vicomte die Frucht eines Ehebruchs sei. Trotzdem trennte sich der Graf sofort von seiner Frau, wollte keinen Pfennig mehr von dem Vermögen haben, das sie ihm zugebracht hatte und zog sich mit etwa 80,000 Frcs., die er besaß, in die Provinz zurück. Bedenken Sie aber den Groll dieses Mannes. Obgleich die Beleidigung bereits vor funfzehn Jahren geschehen war, als er sie entdeckte, also eigentlich Verjährung hätte eingetreten sein müssen, so machte er sich doch in Begleitung des Herrn von Fermont, eines Verwandten, auf, um den Polen, den Verführer, aufzusuchen. Nachdem er ihn anderthalb Jahre lang in fast allen Städten Europas gesucht hatte, traf er ihn endlich in Venedig."

„Wie eigensinnig!"

„In Venedig kam es zu einem fürchterlichen Duell, in welchem der Pole auf dem Platze blieb. Alles geschah ganz in der Ordnung, aber der Vater des Vicomte zeigte, wie man sagt, eine so große Freude, als er den Polen tödtlich verwundet sah, daß sein Vetter, der Herr von Fermont, ihn mit Gewalt von dem Kampfplatze hinwegreißen mußte, da der Graf durchaus, wie er sagte, seinen Feind vor seinen Augen sterben sehen wollte."

„Welcher Mann!"

„Der Graf kam nun nach Paris zurück, ging zu seiner Frau, erzählte ihr, daß er den Polen getödtet habe, und entfernte sich wieder. Seitdem hat er weder sie noch seinen Sohn wiedergesehen und sich nach Angers zurückgezogen; dort soll er wie ein Wehrwolf von dem Ueberreste seiner 80,000 Frcs. leben, die, wie Sie sich denken können, durch die Reisen hinter dem Polen her sehr

zusammengeschmolzen sind. In Angers geht er mit Niemand um, als mit der Frau und Tochter seines Verwandten Fermont, der seit einigen Jahren todt ist. Uebrigens hat diese Familie Unglück gehabt, denn der Bruder der Frau von Fermont soll sich vor einigen Monaten erschossen haben."

„Und die Mutter des Vicomte?"

„Er hat sie schon längst verloren. Nachdem er mündig geworden, erhielt er das Vermögen derselben. Sie sehen also, lieber Patterson, daß der Herr Vicomte von seinem Vater wenig oder nichts zu erwarten hat —"

„Der Vater muß ihn überdies hassen."

Er mochte ihn nie sehen, seitdem er die fragliche Entdeckung gemacht hat, wahrscheinlich weil er überzeugt ist, daß der Vicomte der Sohn des Polen ist —"

Das Gespräch der beiden Männer wurde durch einen riesenhaften, sorgfältig gepuderten Lakai unterbrochen.

„Herr Boyer, der Herr Vicomte hat bereits zweimal geklingelt," sagte der Riese.

Boyer schien außer sich über diesen seinen Mangel an Aufmerksamkeit zu sein, stand sofort auf und folgte dem Lakai so eilfertig und ehrerbietig, als wäre er nicht der Eigenthümer des Hauses seines Herrn gewesen.

CX.

Der Graf von St. Remy.

Ungefähr zwei Stunden nachdem Boyer seinen Freund Patterson verlassen und sich zu dem Herrn von Saint Remy begeben hatte, klopfte der Vater des Letztern an der Hausthür in der Straße Chaillot an.

Der Graf von Saint Remy war ein hochgewachsener und trotz seinem Alter noch rüstiger und kräftiger Mann; die fast kupferrothe Farbe seines Teints stach seltsam von der blendenden Weiße seines Bartes und Haares ab; seine schwarz gebliebenen dichten Brauen bedeckten zur Hälfte seine stechenden tief in den Höhlen liegenden Augen. Ob er gleich aus einer gewissen misanthropischen Manie fast schmutzige Kleidungsstücke trug, so lag doch in seinem ganzen Wesen etwas Ruhiges, Stolzes, das Achtung gebot.

Die Thür des Hauses seines Sohnes wurde geöffnet, und er trat ein.

Ein Portier in vollständiger Livrée, braun und Silber, gepudert und mit seidenen Strümpfen, erschien auf der Schwelle seiner zierlichen Wohnung, welche sich zu der verräucherten Stube

Pipelets verhielt, wie das Verkaufslocal einer modischen Putzhänd-
lerin zu der Bude einer Trödlerin.

„Herr von Saint Remy?" fragte der Graf kurz.

Statt zu antworten, betrachtete der Portier mit verächtlicher Verwunderung den weißen Bart, den abgeschabten Rock und den alten Hut des Unbekannten, der einen dicken Rohrstock in der Hand hielt.

„Herr von Saint Remy?" fragte der Graf, ungeduldig und verletzt durch das Anstarren des Portiers, nochmals.

„Der Herr Vicomte ist nicht zugegen."

Nach diesen Worten zog der Portier die Schnur und forderte den Unbekannten mit einer bedeutungsvollen Geberde auf, sich zu entfernen.

„Ich werde warten," sagte der Graf.

Und er ging weiter.

„He! Guter Mann, so tritt man nicht in die Häuser hinein" rief der Portier, indem er dem Grafen nachlief und ihn am Arme faßte.

„Mensch!" antwortete der Alte mit drohender Miene, und indem er den Stock erhob, „Du wagst, mich anzurühren!"

„Ich werde noch mehr wagen, wenn Sie nicht augenblicklich das Haus verlassen. Ich habe Ihnen gesagt, daß der Herr Vicomte nicht zu Hause ist, also entfernen Sie sich."

In diesem Augenblicke erschien Boyer, der den Lärm gehört hatte, auf den Stufen vor dem Hause.

„Was bedeutet dieser Lärm?" fragte er.

„Herr Boyer, dieser Mann will durchaus herein, obgleich ich ihm gesagt habe, daß der Herr Vicomte nicht zu Hause ist."

„Machen wir der Sache ein Ende," sprach der Graf, indem

er sich an Boyer wendete, welcher näher getreten war; „ich will mit meinem Sohne sprechen; wenn er ausgegangen ist, so warte ich."

Boyer kannte, wie bereits erwähnt, allerdings die Existenz und den Menschenhaß des Vaters seines Herrn, er verstand sich auch ziemlich gut auf den Gesichtsausdruck, zweifelte deshalb keinen Augenblick an der Identität des Grafen, verbeugte sich ehrerbietig vor demselben und antwortete:

„Wenn der Herr Graf mir folgen will, stehe ich zu Diensten —"

„Gehen Sie voran," antwortete Herr von Saint Remy, der zur großen Verwunderung des Portiers Boyer begleitete.

Der Graf gelangte, indem er dem Kammerdiener immer folgte, in die erste Etage. Sein Führer, der mit ihm durch das Arbeitszimmer Florestans von Saint Remy (wir werden von jetzt an den Vicomte mit diesem seinen Taufnamen bezeichnen, um ihn von seinem Vater zu unterscheiden) hindurchgegangen war, geleitete ihn in ein Zimmer, welches an das erwähnte anstieß und sich unmittelbar über dem Boudoir im Erdgeschosse befand.

„Der Herr Vicomte mußte diesen Morgen ausgehen," sagte Boyer; „er wird aber bald zurückkommen; wenn der Herr Graf also auf ihn warten will . . ."

Der Kammerdiener verschwand.

Als der Graf allein war, sah er sich ziemlich gleichgiltig um; mit einem Male fuhr er heftig zurück, sein Gesicht färbte sich röther, und Zorn verzerrte seine Züge.

Er hatte das Portrait seiner Frau, der Mutter Florestans von Saint Remy, erblickt.

Er schlug die Arme über der Brust zusammen, ließ den Kopf

sinken, gleichsam um das Bild nicht mehr zu sehen, und ging mit großen Schritten auf und ab.

„Seltsam!“ sprach er bei sich. „Die Frau ist todt; ich habe ihren Liebhaber getödtet, und doch schmerzt mich meine Wunde noch so sehr wie am ersten Tage; mein Racheburst ist noch nicht gestillt; mein Menschenhaß, der mich fast ganz von der Welt fern hält, ließ mich stets mit dem Gedanken an meine Beschimpfung allein, — ja, der Tod des Mitschuldigen der Ehrlosen hat meine Entehrung gerächt, — aber sie nicht aus meinem Gedächtnisse verwischt.

„Ich weiß es wohl, mein Haß ist unheilbar, weil ich funfzehn Jahre lang getäuscht wurde, weil ich funfzehn Jahre lang eine Elende, die mich hinterging, geachtet und geehrt, weil ich ihren Sohn, den Sohn ihres Verbrechens, geliebt habe wie mein eigenes Kind, — denn der Widerwille, den mir dieser Florestan jetzt einflößt, beweist mir nur zu gut, daß er die Frucht des Ehebruchs ist.

„Und doch habe ich keine absolute Gewißheit davon; er könnte doch mein Sohn sein — und bisweilen ist dieser Zweifel schrecklich für mich.

„Wenn er mein Sohn doch wäre! Dann wäre die Abneigung, die ich immer gegen ihn bewiesen, und meine Weigerung, ihn zu sehen, unverzeihlich. Indessen, er ist reich, jung, glücklich; worin hätte ich ihm nützlich sein können? Nun, seine Liebe hätte vielleicht den Kummer gemildert, den mir seine Mutter gemacht hat —“

Nach einem kurzen Nachdenken fuhr der Graf achselzuckend fort:

„Immer wieder diese unsinnigen Vermuthungen, aus denen

doch nicht herauszukommen ist, und die alle meine Wunden wieder aufreißen! — Sei ein Mann, Alter, und kämpfe die alberne peinliche Empfindung nieder, die Du fühlst, wenn Du bedenkst, daß Du den wiedersehen wirst, welchen Du zehn Jahre lang geliebt, fast vergöttert hast — — ihn, ihn, den Sohn jenes Mannes, den Du mit Wonne unter Deinem Degen fallen, dessen Blut Du hocherfreut fließen sahest! Man hinderte mich, seinem Verscheiden beizuwohnen! Man wußte nicht, was es heißt, so schmerzlich verwundet zu sein, wie ich es war. Und dann der Gedanke, daß mein immer geachteter und geehrter Name so oft mit Hohn und Spott genannt worden sein muß, — wie man den Namen eines betrogenen Ehemannes ausspricht; der Gedanke, daß mein Name, mein Name, auf den ich immer so stolz gewesen bin, jetzt dem Sohne des Mannes angehört, dem ich das Herz hätte aus dem Leibe reißen mögen! Ich weiß nicht, warum ich nicht verrückt werde, wenn ich daran denke."

Herr von Saint Remy ging aufgeregt hin und her, schob dann den Thürvorhang bei Seite, welcher das Zimmer von dem Arbeitszimmer Florestans trennte, und trat einige Schritte in dasselbe hinein.

Er war eben erst verschwunden, als eine kleine verborgene Thür leise geöffnet wurde und die Herzogin von Lucenay, von einem großen grünen Caschemirshawl umhüllt, in das Zimme trat, welches der Graf verlassen hatte.

Erklären wir die Ursache dieser unerwarteten Erscheinung.

Florestan von Saint Remy hatte den Abend vorher mit der Herzogin ein Stelldichein für den nächsten Morgen verabredet. Da sie, wie erwähnt, einen Schlüssel zu der kleinen Thür nach dem Gäßchen zu besaß, so war sie wie gewöhnlich durch das Treib-

haus hereingekommen und hatte Florestan in den untern Zimmern zu finden geglaubt. Da sie ihn hier nicht sah, so glaubte sie (wie das bisweilen der Fall gewesen war), der Vicomte sei in seinem Zimmer mit Schreiben beschäftigt. Eine verborgene Treppe führte aus dem Boudoir in die erste Etage. Die Herzogin ging ohne Scheu hinauf, da sie annahm, daß der Herr von St. Remy wie gewöhnlich verboten habe, Jemanden zu ihm zu führen.

Leider hatte ein ziemlich drohender Besuch Badinots Florestan genöthigt, eilig auszugehen, und darüber hatte er das Rendezvous mit der Herzogin von Lucenay vergessen.

Diese wollte, als sie Niemanden sah, in das Cabinet eintreten, als die Thürvorhänge auseinander geschlagen wurden und die Herzogin vor dem Vater Florestans stand.

Sie konnte einen Schrei des Entsetzens nicht zurückhalten.

„Clotilde!" rief der Graf verwundert aus.

Der Herr von Saint Remy, der ein vertrauter Freund des Fürsten von Noirmont, des Vaters der Herzogin von Lucenay, gewesen und diese als Kind und junges Mädchen gekannt, hatte sie sonst so vertraulich bei ihrem Taufnamen genannt. Die Herzogin blieb unbeweglich stehen und betrachtete überrascht den schlecht gekleideten alten Mann mit dem weißen Barte, an dessen Züge sie sich nur undeutlich erinnerte.

„Sie, Clotilde —," wiederholte der Graf im Tone schmerzlichen Vorwurfs, „Sie — hier — bei meinem Sohne!"

Diese letztern Worte gaben den unklaren Erinnerungen der Herzogin von Lucenay eine bestimmte Richtung; sie erkannte jetzt den Vater Florestans und rief aus:

„Herr von Saint Remy!"

Ihre Lage war so bedeutungsvoll und unzweifelhaft, daß es

die Herzogin, deren excentrischen und entschlossenen Charakter man übrigens schon kennt, verschmähte, zu einer Lüge zu greifen, um ihre Anwesenheit in der Wohnung Florestans zu erklären. Sie rechnete auf die wahrhaft väterliche Liebe, welche der Graf früher für sie gehegt hatte, reichte ihm die Hand und sagte mit dem ihr eigenen zugleich graziösen, herzlichen und kecken Wesen:

„Schelten Sie mich nicht; — Sie sind mein ältester Freund; erinnern Sie sich, daß Sie mich vor zwanzig Jahren Ihre liebe Clotilde nannten."

„Ja, so nannte ich Sie, aber —"

„Ich weiß im voraus Alles, was Sie mir sagen wollen; Sie kennen aber meinen Spruch: Was ist, ist — und was geschehen soll, geschieht..."

„Clotilde!"

„Ersparen Sie mir Ihre Vorwürfe und lassen Sie mich lieber von meiner Freude sprechen, Sie wieder zu sehen. — Ihre Anwesenheit erinnert mich an vielerlei, zuerst an meinen armen Vater und dann an meine funfzehn Jahre. — Ach, wie schön ist es, wenn man erst funfzehn Jahre zählt!"

„Nur weil Ihr Vater mein Freund war, werde ich —"

„Ach ja," unterbrach ihn die Herzogin," er liebte Sie so sehr! Erinnern Sie sich? — er nannte Sie lachend den Mann mit den grünen Bändern. Sie sagten immer zu ihm: Sie verziehen die Clotilde, nehmen Sie sich in Acht, und er antwortete, während er mich küßte: ich glaube es selbst, daß ich sie verziehe, aber ich muß meine Zärtlichkeit verdoppeln, denn bald wird mir die Welt sie entreißen und noch mehr verziehen. — Der vortreffliche Vater! Welchen Freund habe ich in ihm verloren!" In den schönen Augen der Herzogin glänzte eine Thräne, dann reichte sie

dem Herrn von Saint Remy die Hand und sagte mit bewegter Stimme zu ihm: „ja, ich freue mich sehr, Sie wieder zu sehen. Sie wecken Erinnerungen in mir, die meinem Herzen so theuer sind!"

Obwohl der Graf den originellen Charakter der Herzogin schon lange kannte, so überraschte ihn doch die Leichtfertigkeit, mit welcher sie über den Umstand hinwegging, bei ihrem Geliebten den Vater ihres Geliebten zu treffen.

„Wenn Sie schon lange in Paris sind," fuhr die Herzogin von Lucenay fort, „so ist es unrecht von Ihnen, daß Sie mich nicht bereits besucht haben; wir würden so Vieles von der Vergangenheit gesprochen haben, denn, wissen Sie? ich nähere mich dem Alter, in welchem es einen außerordentlichen Reiz hat, zu alten Freunden zu sagen: erinnern Sie sich?"

Die Herzogin hätte nicht mit ruhigerer Ungezwungenheit sprechen können, wenn sie einen Morgenbesuch in ihrem Palaste empfangen.

Der Herr von Saint Remy konnte nicht umhin, in strengem Tone zu ihr zu sagen:

„Es würde besser sein, statt von der Vergangenheit zu reden, von der Gegenwart zu sprechen; mein Sohn kann jeden Augenblick zurückkommen —"

„Nein," unterbrach ihn Clotilde, „ich habe den Schlüssel zu der kleinen Thüre des Treibhauses, und man meldet seine Ankunft stets durch einen Schellenzug, wenn er durch die große Thüre eintritt; höre ich dies, so werde ich so geheimnißvoll verschwinden, wie ich gekommen bin, und Sie in Ihrer Freude nicht stören, Florestan wieder zu sehen. Wie angenehm werden Sie ihn über-

raschen! Sie haben ihn so lange nicht gesehen! Ich hätte Ihnen eigentlich Vorwürfe zu machen —"

„Mir? mir?"

„Gewiß. Welchen Führer, welche Stütze hatte er bei seinem Eintritte in das Leben? Und der Rath eines Vaters ist in so vielen tausend Fällen gar nicht zu entbehren. Aber, aufrichtig, es war sehr unrecht von Ihnen, daß —"

Die Herzogin überließ sich hier ganz ihrem seltsamen Charakter, unterbrach sich durch lautes Lachen und sagte dann zu dem Grafen:

„Gestehen Sie nur, es ist seltsam und sehr pikant, daß ich Ihnen hier gute Lehren gebe."

„Ja, das ist allerdings seltsam, aber ich verdiene weder Ihre Vorwürfe, noch Ihre Lobsprüche. — Ich suche meinen Sohn auf, aber nicht seinetwegen. In seinem Alter braucht er meinen Rath nicht, oder wenigstens nicht mehr."

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Sie müssen wissen, aus welchen Gründen mir die Gesellschaft und namentlich Paris zuwider ist," sprach der Graf. „Es konnten mich deshalb nur Umstände von der größten Wichtigkeit nöthigen, Angers zu verlassen und gar hierher, — in dieses Haus zu kommen. Aber ich mußte meinen Widerwillen niederkämpfen und mich an alle diejenigen Personen wenden, die mir bei Nachforschungen, welche mir höchst wichtig sind, behülflich und nützlich sein können."

„O, in diesem Falle," fiel die Herzogin mit dem liebevollsten Eifer ein, „verfügen Sie ganz über mich, wenn ich Ihnen in etwas dienen kann. Handelt es sich um ein Gesuch? Der Herzog von Lucenay muß ein gewisses Ansehen haben, denn an den Tagen,

wann ich bei meiner Großtante von Montbrison speise, ladet er Deputirte zur Tafel; das thut man nicht ohne Absicht; diese Belästigung muß durch irgend einen Vortheil wieder ausgeglichen werden. Er hat oder sucht demnach wohl einen Einfluß auf Leute, die in der jetzigen Zeit großen Einfluß haben sollen. Also noch einmal, wenn wir Ihnen dienen können, so verfügen Sie ganz über uns. Mein junger Vetter, der kleine Herzog von Montbrison ferner, ist selbst Pair und mit der ganzen jungen Pairie genau bekannt. Könnte er vielleicht etwas thun? In diesem Falle stelle ich ihn Ihnen ebenfalls zur Verfügung. Mit einem Worte, rechnen Sie ganz auf mich und die Meinigen; Sie wissen, daß ich eine aufopfernde Freundin bin."

„Ich weiß es und schlage Ihre Unterstützung nicht aus, obgleich —"

„Wir wollen sehen. — Wir sind Leute von Welt und wollen als solche handeln. Ob wir hier sind oder anderswo, das wird von keiner Bedeutung für die Sache sein, für die Sie sich interessiren, und für die ich mich nun auch außerordentlich interessire, weil sie die Ihrige ist. Lassen Sie uns davon reden, und recht gründlich, ich verlange es —"

Bei diesen Worten trat die Herzogin an den Kamin, stützte sich auf denselben und ließ den schönsten Fuß von der Welt sehen.

Sie ergriff so, mit vollkommenem Tact, die Gelegenheit, nicht mehr von dem Vicomte zu sprechen und sich mit dem Herrn von Saint Remy über einen Gegenstand zu unterhalten, der für denselben von großer Wichtigkeit zu sein schien.

Anders würde das Benehmen Clotildens der Mutter Florestans

gegenüber gewesen sein; dieser würde sie mit Stolz gestanden und auseinandergesetzt haben, wie theuer er ihr sei.

— — — — — — — — — — — — —

Der Herr von Saint Remy konnte sich trotz seiner Rauhheit und seinem Rigorismus der Einwirkung der herzlichen Anmuth dieser Frau nicht entziehen, welche er als Kind gekannt und geliebt hatte. Er vergaß fast, daß er mit der Geliebten seines Sohnes sprach.

„Sie wissen vielleicht nicht, Clotilde," sagte der Graf, „daß ich seit langer Zeit in Angers wohne?"

„Ich weiß es."

„Außer wegen der Abgeschiedenheit, die ich suchte, hatte ich diese Stadt auch darum gewählt, weil dort einer meiner Verwandten wohnte, der Herr von Fermont, der bei dem schrecklichen Unglücke, das mich betraf, wie ein Bruder gegen mich gehandelt hat. Nachdem er mich in alle Städte Europas begleitet, wo ich — einen Mann zu finden hoffen konnte, den ich ermorden wollte, war er mein Secundant in einem Duell —"

„Ja, in einem schrecklichen Duelle; mein Vater hat mir früher Alles erzählt," fiel die Herzogin von Lucenay traurig ein; „aber zum Glück weiß Florestan eben so wenig etwas von diesem Duell, wie von der Veranlassung desselben —"

„Ich wollte ihm die Achtung für seine Mutter lassen," antwortete der Graf, der einen Seufzer unterdrückte und dann fortfuhr:

„Nach einigen Jahren starb Fermont in Angers in meinen Armen und hinterließ eine Tochter und eine Frau, die ich, trotz meinem Menschenhasse, lieben mußte, weil es in der Welt nichts Reineres, nichts Edleres geben kann, als diese beiden Wesen. Ich

wohnte allein in einer von der Stadt entlegenen Vorstadt, wenn aber meine finstere Verstimmung etwas von mir wich, besuchte ich die Frau von Fermont, um mit ihr und ihrer Tochter von dem zu sprechen, welchen wir verloren hatten. Ich stärkte und beruhigte mich, wie damals als mein Freund noch lebte, in diesem freundschaftlichen Kreise, auf den ich meine ganze Liebe übergetragen hatte. Der Bruder der Frau von Fermont wohnte in Paris; er besorgte alle Geschäfte seiner Schwester nach dem Tode ihres Mannes und legte bei einem Notar die 100,000 Thaler an, welche das Vermögen der Wittwe ausmachten. Nach einiger Zeit betraf die Frau von Fermont ein neues schreckliches Unglück; ihr Bruder, der Herr von Renneville, nahm sich vor etwa acht Monaten selbst das Leben. Ich tröstete sie, so gut ich es vermochte. Nachdem ihr erster Schmerz sich etwas beruhigt hatte, reiste sie nach Paris, um ihre Angelegenheiten zu ordnen. Nach einiger Zeit erfuhr ich, daß man auf ihren Befehl das bescheidene Mobiliar in dem Hause verkaufe, das sie in Angers gemiethet hatte, und daß man mit dem Erlöse einige Schulden bezahlte, die sie in Angers zurückgelassen. Dieser Umstand beunruhigte mich, ich erkundigte mich und erfuhr, die unglückliche Frau befände sich mit ihrer Tochter in großer Noth, da sie wahrscheinlich die Opfer eines Bankerottes geworden. Wenn die Frau von Fermont in einem solchen Unfalle auf Jemanden rechnen konnte, so war ich es, — aber ich erhielt durchaus keine Nachricht von ihr. Ich erkannte den Werth des freundschaftlichen Umgangs mit ihr erst recht, nachdem ich ihn verloren hatte. Sie können sich vorstellen, wie besorgt ich gewesen bin, was ich gelitten habe seit der Abreise der Frau von Fermont mit ihrer Tochter. Ihr Vater, ihr Mann war mir ein Bruder; ich mußte sie also durchaus ausfindig machen und erfahren, warum

sie sich in ihrem Unglücke nicht an mich wendeten, so arm ich auch selbst bin; ich reiste also ab, um hierher zu kommen, und ließ in Angers Jemanden zurück, der mir Nachricht geben sollte, wenn er zufällig etwas erfahre —"

„Nun?"

„Noch gestern habe ich einen Brief erhalten; man weiß nichts. Sobald ich in Paris ankam, habe ich meine Nachforschungen begonnen. — Zuerst begab ich mich in die ehemalige Wohnung des Bruders der Frau von Fermont. Da sagte man mir, sie wohne am Kai des Kanals Saint Martin —"

„Und diese Adresse?"

„War allerdings die ihrige gewesen, aber man kannte ihre neue Wohnung nicht. Leider sind bisher meine Nachforschungen vergeblich gewesen. Nach tausend nutzlosen Versuchen, und ehe ich ganz verzweifelte, entschloß ich mich, hierher zu kommen; vielleicht hat sich die Frau von Fermont, die aus einem mir unerklärlichen Grunde mich nicht um Hülfe und Beistand angegangen, an meinen Sohn, als den Sohn des besten Freundes ihres Mannes, gewendet. — Freilich ist auch diese letzte Hoffnung eine sehr schwache, aber ich will nichts unversucht gelassen haben, um die arme Frau und ihre Tochter aufzufinden."

Die Herzogin von Lucenay hörte seit einigen Minuten den Grafen mit gesteigerter Aufmerksamkeit an; mit einem Male sagte sie dann:

„Es wäre wirklich sonderbar, wenn es dieselben Personen sein sollten, für die sich die Frau von Harville interessirt —"

„Welche Personen?" fragte der Graf.

„Die Wittwe, von welcher Sie sprechen, ist noch jung, nicht wahr? ihr Gesicht sehr edel?"

„Allerdings; — aber woher wissen Sie...?“

„Ihre Tochter, die schön ist wie ein Engel, steht etwa im sechszehnten Jahre?“

„Ja — ja —“

„Sie heißt Clara?“

„Ach, um aller Barmherzigkeit willen, sagen Sie mir, wo sie sind.“

„Das weiß ich leider nicht.“

„Sie wissen es nicht?“

„Ich will Ihnen erzählen, was geschehen ist. Eine Fremdin, die Frau von Harville, kam zu mir, um mich zu fragen, ob ich nicht eine Wittwe kenne, deren Tochter Clara heiße und deren Bruder sich erschossen habe. Die Frau von Harville wendete sich an mich, weil sie auf dem Concepte eines Briefes, den sie an eine unbekannte Person geschrieben und in dem sie um Unterstützung gebeten, die Worte gesehen hatte: „an die Herzogin von Lucenay zu schreiben.“

„Sie wollte an Sie schreiben, — an Sie — und warum?“

„Das weiß ich nicht; ich kenne sie nicht.“

„Aber sie kennt Sie!“ rief der Herr von Saint Remy aus, dem ein Gedanke durch den Kopf schoß.

„Was sagen Sie?“

„Sie hat mich hundert Male von Ihrem Vater, von Ihnen, von Ihrem edeln und vortrefflichen Herzen sprechen hören, und in ihrem Unglücke wird sie sich entschlossen haben, sich an Sie zu wenden —“

„So läßt es sich allerdings erklären —“

„Wie aber war die Frau von Harville in Besitz jenes Briefconceptes gekommen?“

„Das weiß ich auch nicht. Ich weiß nichts weiter, als daß sie auf der Spur der Unglücklichen war, sie aber noch nicht hatte ausfindig machen können.“

„So ersuche ich Sie, Clotilde, mich bei der Frau von Harville einzuführen; ich muß sie noch heute sehen —“

„Das ist nicht möglich. — Ihr Gemahl ist das Opfer eines entsetzlichen Unfalls geworden; ein Gewehr, das er für nicht geladen hielt, ging in seinen Händen los, und er fand dabei den Tod.“

„Das ist entsetzlich!“

„Die Marquise ist sogleich abgereist, um die erste Zeit ihrer Trauer bei ihrem Vater in der Normandie zuzubringen —“

„Clotilde, ich beschwöre Sie, schreiben Sie ihr noch heute und bitten Sie um das, was sie von der Wittwe schon weiß; da sie sich für die Arme interessirt, so sagen Sie ihr, daß sie keinen eifrigern Beistand finden könne als mich. Mein einziger Wunsch ist, die Wittwe meines Freundes wieder zu finden und mit ihr und ihrer Tochter das Wenige zu theilen, was ich besitze. Sie sind jetzt meine Familie.“

„Sie sind noch immer so edel und aufopfernd wie sonst! Rechnen Sie auf mich; ich werde noch heute an die Frau von Harville schreiben. Und wohin sende ich meine Antwort?“

„Nach Asnières, poste restante.“

„Warum wohnen Sie dort und nicht in Paris?“

„Ich hasse Paris wegen der Erinnerungen, die es in mir weckt,“ antwortete der Graf finster; „mein ehemaliger Arzt, Dr. Griffon, mit dem ich im Briefwechsel geblieben bin, besitzt ein kleines Landhaus am Ufer der Seine bei Asnières; im Winter wohnt er nicht dort, und er bot es mir an. Es ist dies fast wie

in einer Vorstadt von Paris, und ich kann, wenn ich meinen Nachforschungen nachgegangen bin, dort ganz allein sein. — Ich nahm es also an."

„Ich werde Ihnen also nach Asnières schreiben. Uebrigens kann ich Ihnen schon jetzt eine Nachricht geben, welche Ihnen vielleicht nützlich ist und die ich der Frau von Harville verdanke. Das Unglück der Frau von Fermont ist durch den Betrug des Notars herbeigeführt worden, welchem ihr ganzes Vermögen übergeben worden war. Der Notar hat es abgeläugnet, das Geld erhalten zu haben —"

„Der Nichtswürdige! Wie heißt er?"

„Jacob Ferrand," antwortete die Herzogin, welche einer Lachlust nicht widerstehen konnte.

„Wie sonderbar Sie doch sind, Clotilde! Das ist sehr ernst und sehr traurig, und — Sie lachen!" sagte der Graf verwundert und unwillig.

Die Herzogin hatte bei der Erinnerung an die Liebeserklärung des Notars einen Anflug von Lachlust nicht unterdrücken können.

„Verzeihen Sie mir, alter Freund," sagte sie; „ich lache, weil dieser Notar ein sehr sonderbarer Mensch ist, und man von ihm sehr lächerliche Dinge erzählt. — Jetzt ernstlich! Wenn sein Ruf von Rechtschaffenheit eben so wenig verdient ist wie der seiner Frömmigkeit und Sittlichkeit — und dieser ist nicht verdient — so ist er ein großer Sünder."

„Und er wohnt?"

„In der Rue du Sentier."

„Ich werde ihn aufsuchen. — Das, was Sie mir von ihm sagen, trifft so ziemlich mit gewissen Muthmaßungen zusammen —"

„Mit welchen?"

„Nach mehreren Erkundigungen, die ich über den Tod des Bruders meiner armen Freundin eingezogen habe, bin ich fast versucht zu glauben, der Unglückliche habe sich nicht selbst getödtet, sondern sei ermordet worden —"

„Großer Gott, und was veranlaßt Sie zu dieser Muthmaßung?"

„Mehrere Umstände, die ich Ihnen jetzt nicht auseinander setzen kann. — Ich verlasse Sie. — Vergessen Sie nicht die freundlichen Anerbietungen, die Sie mir in Ihrem und Ihres Gemahls Namen gemacht haben —"

„Sie gehen, ohne Florestan gesehen zu haben?"

„Das Zusammentreffen würde für mich zu peinlich sein, wie Sie sich wohl denken können. — Ich wollte es ertragen, weil es die einzige Hoffnung war, hier einige Nachrichten über die Frau von Fermont zu finden, und weil ich nichts versäumen wollte, was mich auf ihre Spur leiten könnte; jetzt leben Sie wohl —"

„O, wie unbarmherzig sind Sie!"

„Wissen Sie nicht —?"

„Ich weiß, daß Ihr Sohn Ihres Rathes nie mehr bedurft hat als jetzt —"

„Wie so? Ist er nicht reich und glücklich?"

„Ja, aber er kennt die Menschen nicht. Er giebt blindlings mit vollen Händen, weil er edelherzig und freigebig ist, überall und zu jeder Zeit, und ich fürchte sehr, man mißbraucht seine Güte. — Wenn Sie sein edles Herz kennen sollten! Ich habe es nie gewagt, ihm wegen seiner Ausgaben und Unordnung Vorwürfe zu machen, erstens weil ich wenigstens eben so viel Vor-

würfe verdiene wie er und dann — aus andern Gründen; Sie dagegen könnten recht wohl —"

Die Herzogin konnte nicht vollenden.

Man hörte plötzlich die Stimme Florestans von Saint Remy.

Er trat rasch in das anstoßende Zimmer ein; nachdem er die Thür zugeworfen hatte, sagte er mit bewegter Stimme zu Jemandem, der ihn begleitete:

„Ich sage Ihnen aber, es ist nicht möglich."

„Und ich wiederhole Ihnen," antwortete die helle scharfe Stimme Badinots, „ich wiederhole Ihnen, daß Sie vor vier Uhr verhaftet werden; denn wenn das Geld nicht bald eintrifft, wird unser Mann seine Klage bei dem königlichen Procurator einreichen, und Sie wissen, was eine solche Fälschung zu bedeuten hat. — Sie kommen auf die Galeeren, mein armer Vicomte."

Der Blick, welchen die Herzogin von Lucenay und der Vater Florestans mit einander wechselten, als sie diese schrecklichen Worte hörten, läßt sich nicht beschreiben.

CXI.

Das Gespräch.

Als der Graf von St. Remy die schrecklichen Worte: „Sie kommen auf die Galeeren!“ zu seinem Sohne sagen hörte, wurde er todtenbleich; er sank an die Stuhllehne zurück.

Sein ehrwürdiger und geachteter Name — entehrt durch einen Mann, den er die Frucht eines Ehebruchs nannte!

Nachdem der erste Schreck überwunden war, verriethen die zornigen Züge des Alten und eine drohende Geberde, welche er machte, indem er nach der Thüre hin schritt, einen so entsetzlichen Vorsatz, daß die Herzogin von Lucenay seine Hand ergriff, ihn zurückhielt und leise, im Tone der innigsten Ueberzeugung, zu ihm sagte:

„Er ist unschuldig, — ich schwöre es Ihnen! Hören Sie schweigend zu.“

Der Graf blieb stehen.

Er wollte glauben, was die Herzogin sagte.

Diese war wirklich von der Rechtlichkeit Florestans überzeugt.

Um neue Opfer von dieser so blindlings freigebigen Frau zu erlangen, Opfer, die ihn allein vor gefänglicher Einziehung schützen konnten und vor den Verfolgungen des Notars Jacob Ferrand, hatte der Vicomte der Herzogin von Lucenay versichert, er sei von einem schlechten Menschen betrogen worden, von dem er als Bezahlung einen falschen Wechsel erhalten, und er sei der Gefahr ausgesetzt, als Mitschuldiger des Fälschers angesehen zu werden, da er jenen falschen Wechsel wieder ausgegeben habe.

Die Herzogin, wußte, daß der Vicomte unklug, verschwenderisch und unordentlich war, aber nie würde sie ihn einer Niederträchtigkeit oder Ehrlosigkeit, ja nur einer Indelicatesse fähig gehalten haben.

Sie hatte ihm zweimal unter sehr schwierigen Umständen bedeutende Summen geliehen, um ihm einen Freundschaftsdienst zu erweisen, da der Vicomte diese Gelder immer nur unter der Bedingung angenommen hatte, sie zurückzubezahlen, indem Andere ihm, wie er versicherte, daß Doppelte schuldig wären.

Nach dem Luxus, mit dem er prahlte, konnte man dies wohl glauben. Uebrigens hatte die Herzogin von Lucenay, als sie nach ihrer angeborenen Gutherzigkeit handelte, an nichts weiter gedacht, als Florestan nützlich zu sein, keineswegs aber sich zu überzeugen gesucht, ob er die Schuld an sie wieder werde abtragen können. Er behauptete es; sie zweifelte nicht daran; würde er sonst so bedeutende Summen von ihr angenommen haben? Die Herzogin glaubte, als sie sich für die Ehre Florestans verbürgte, als sie den alten Grafen bat, das Gespräch seines Sohnes mit dem Unbekannten ruhig anzuhören, es würde von dem Mißbrauche des Vertrauens die Rede sein, dessen Opfer der Vicomte geworden zu sein

vorgab, und seine Unschuld demnach in den Augen seines Vaters vollständig dargethan werden.

„Noch einmal,“ sprach Florestan mit bebender Stimme, „dieser Petit-Jean ist ein ehrloser Mensch; er gab mir die Versicherung, daß er keine andern Wechsel habe als die, welche ich gestern und vor drei Tagen von ihm zurückgenommen. Der vorliegende war, meiner Meinung nach, in Circulation und erst nach drei Monaten in London bei Adams u. C. zahlbar.

„Ja, ja,“ entgegnete die helle Stimme Badinots, „ich weiß es, mein lieber Vicomte, daß Sie Ihre Angelegenheit klug genug berechnet hatten; Ihre Fälschungen sollten erst an das Licht kommen, nachdem Sie abgereist sein würden. — Andere Leute sind aber auch fein.“

„Jetzt ist es die rechte Zeit, mir dies zu sagen, unseliger Mensch!“ rief Florestan wüthend aus; „haben Sie mich nicht selbst mit dem bekannt gemacht, der mir diese Wechsel abgekauft hat?“

„Nur ruhig, lieber Aristocrat,“ antwortete Badinot kalt. — „Sie machen die Unterschriften vortrefflich nach; das ist wohl zu bewundern, aber kein Grund, Ihre Freunde mit einer unangenehmen Vertraulichkeit zu behandeln. — Wenn Sie wieder auffahren, gehe ich fort und überlasse es Ihnen, wie Sie sich herausziehen wollen.“

„Glauben Sie, daß man in einer solchen Lage ruhig bleiben könne? Wenn es wahr ist, was Sie mir da sagen; wenn die Klage heute noch dem königl. Procurator überreicht werden soll, bin ich verloren —“

„Das sage ich ja auch, Sie müßten sich denn noch einmal an Ihre reizende Vorsehung mit dem schönen blauen Augen wenden —“

„Das geht nicht.“

„So fügen Sie sich in Ihr Schicksal. — Es ist Schade, — es war der letzte Wechsel und — wegen lumpiger 25,000 Frcs. nach Toulon wandern zu müssen, ist — sehr ungeschickt, sehr dumm. Wie kann sich ein so gewandter Mann wie Sie so in die Enge treiben lassen!“

„Mein Gott, was soll ich thun? Nichts von Allem hier ist mein Eigenthum, — ich besitze nicht zwanzig Louisd'ors —“

„Ihre Freunde?“

„Allen denen, welche mir borgen könnten, bin ich schon schuldig; halten Sie mich für so dumm, daß ich bis heute gewartet haben würde, wenn ich mich noch an sie wenden könnte?“

„Sie haben Recht, verzeihen Sie. Wir wollen ganz ruhig von der Sache reden; so kommt man am besten zu einem verständigen Beschlusse. Ich wollte Ihnen eben auseinandersetzen, wie Sie an Einen gekommen sind, der noch klüger ist wie Sie, Sie mochten mich aber nicht anhören —“

„So reden Sie, wenn es zu etwas nützen kann.“

„Sie sagten vor zwei Monaten zu mir: ich habe für 113,000 Frcs. langsichtige Wechsel auf verschiedene Bankiers, lieber Badinot, sehen Sie zu, wie ich dieselben anbringe —

„Nun?“

„Warten Sie nur. — Ich verlangte die Papiere zu sehen. — Ein gewisses Etwas sagte mir, daß diese Wechsel falsch wären, ob sie gleich vollkommen nachgeahmt waren. — In Ihnen selbst suchte ich ein so ausgezeichnetes kalligraphisches Talent nicht, da ich aber Ihr Vermögen verwaltete, seit Sie keins mehr haben, so wußte ich, daß Sie vollkommen ruinirt waren. Ich hatte die Documente entworfen, nach denen Ihre Pferde, Ihre Wagen und das

Mobiliar dieses Hauses Boyer und Patterson angehören; ich durfte mich also wohl wundern, als ich Sie im Besitze so bedeutender Wechsel sah, he?"

„Verschonen Sie mich mit ihrem Verwundern und kommen Sie zur Sache —"

„Sogleich. — Ich bin so erfahren oder so schüchtern, mich nicht direct in Geschäfte solcher Art zu mischen; ich wies Sie deshalb an einen Dritten, der eben so hell sah wie ich und den Streich errieth, den Sie ihm spielen wollten —"

„Das ist nicht möglich; er würde die Papiere nicht discontirt haben, wenn er sie für falsch gehalten hätte."

„Wie viel hat er Ihnen auf diese 113,000 Frcs. baar gegeben?"

„Fünfundzwanzigtausend Frcs. baar und das Uebrige in Creditbriefen —"

„Und was haben Ihnen diese Creditbriefe eingebracht?"

„Nichts, Sie wissen es ja; — aber er wagte doch immer 25,000 Frcs."

„O, wie unerfahren sind Sie, mein lieber Vicomte! Da ich von Ihnen meine Commissionsgebühr von 100 Louisd'ors zu erhalten hatte, wenn das Geschäft gelang, so hütete ich mich wohl, einem Dritten genau zu sagen, wie es mit Ihrem Vermögen stehe; er hielt sie noch immer für reich genug, er wußte vor allen Dingen, daß Sie von einer vornehmen, außerordentlich reichen Dame geliebt wurden, die Sie schwerlich in der Verlegenheit verlassen würde; er war demnach so ziemlich sicher, wenigstens wieder zu seinen Vorschüssen zu gelangen; zwar wagte er, das Geld zu verlieren, aber er konnte dabei auch viel gewinnen, und er hat richtig gerechnet; denn letzthin haben Sie ihm 100,000 Frcs. be-

zahlt, um den falschen Wechsel von 58,000 Francs zurück zu erhalten, gestern 30,000 für den zweiten. — Woher nahmen Sie gestern die 30,000 Frcs.? Der Teufel soll mich holen, wenn ich das errathe! Sie sind ein einziger Mensch! Sie sehen also, daß Petit-Jean, wenn er Sie nöthigt, auch den letzten Wechsel von 25,000 Frcs. zu bezahlen, von Ihnen 155,000 Frcs. erhalten hat für die 25,000, die er Ihnen zahlte. Er war deshalb noch klüger als Sie."

„Aber warum sagte er mir, dieser letzte Wechsel, den er heute bringt, sei verkauft?"

„Um Sie nicht zu erschrecken; er hatte Ihnen auch gesagt, daß die andern, außer dem von 58,000 Frcs. sich in Circulation befänden; nachdem aber der erste bezahlt war, kam gestern der zweite, und so kommt heute der dritte."

„Der Elende!"

„Hören Sie mich an; jeder ist sich selbst der Nächste, sagt ein berühmter Rechtsgelehrter, dessen Ausspruch auch ich sehr bewundere. Aber lassen Sie uns ruhig überlegen. — Das beweist, daß Petit-Jean (und, unter uns gesagt, ich würde mich nicht wundern, wenn der Notar Jacob Ferrand trotz seinem Rufe von Rechtlichkeit bei diesen Speculationen betheiligt wäre), das beweist, sage ich, daß Petit-Jean, nachdem Sie einmal und zweimal bezahlt haben, auf den letzten Wechsel speculirt, in der Ueberzeugung, Ihre Freunde würden Sie nicht vor die Assisen stellen lassen. Ihre Sache ist es, ob diese Freundschaften bereits völlig abgenutzt sind, ob nichts mehr aus ihnen herauszupressen ist, denn wenn Sie die 25,000 Frcs. nicht binnen drei Stunden haben, so werden Sie unfehlbar eingesteckt —"

„Sie wiederholen mir dies unaufhörlich —"

„Weil Sie endlich einwilligen werden, dem Flügel der freigebigen Herzogin noch eine Feder auszurupfen —"

Ich wiederhole Ihnen, daß daran nicht zu denken ist. Es wäre Thorheit, zu hoffen, sie würde nach den Opfern, die sie bereits gebracht hat, binnen drei Stunden noch 25,000 Frcs. herbeischaffen können."

„Um Ihnen gefällig zu sein, glücklicher Sterblicher, versucht man das Unmögliche —"

„Sie hat schon das Unmögliche versucht! sie mußte 100,000 Frcs. von ihrem Manne leihen, um sie zu erhalten; und das sind Erscheinungen, welche sich nicht zweimal wiederholen. — Sehen Sie, lieber Badinot, Sie haben sich bisher über mich nicht zu beklagen gehabt, — ich bin immer freigebig gewesen, — suchen Sie von dem niederträchtigen Petit-Jean einen Aufschub zu erlangen. — Sie wissen es, ich finde immer Mittel, denjenigen zu belohnen, der mir gefällig ist. — Ist diese letzte Geschichte beseitigt, — so nehme ich einen neuen Aufschwung, — und Sie sollen mit mir zufrieden sein —"

„Petit-Jean ist so unerbittlich, wie Sie jetzt unverständig sind."

„Ich —?"

„Suchen Sie nur Ihre edle Freundin für Ihr trauriges Schicksal zu interessiren. — Zum Teufel auch! Sagen Sie ihr geradezu, wie die Sachen stehen, nicht daß Sie von Fälschern betrogen worden, sondern daß Sie selbst der Fälscher wären —"

„Ein solches Geständniß werde ich ihr nie thun; das wäre eine Schande, ohne daß etwas dabei gewonnen würde."

„Ziehen Sie vor, daß sie morgen die Sache aus der Gazette des Tribunaux erfahre?"

„Ich habe noch drei Stunden vor mir und kann fliehen —"

„Wohin wollen Sie sich wenden ohne Geld? Bedenken Sie dagegen, wenn Sie den letzten falschen Wechsel wieder in Ihren Händen haben, befinden Sie sich in einer ganz vortrefflichen Lage, — haben keine Schulden mehr. — Versprechen Sie mir, noch einmal mit der Herzogin zu reden. — Sie sind so gewandt, Sie werden sich trotz Ihren Verirrungen interessant machen; achtet man Sie auch etwas weniger, was schadet es? wenn man Sie nur aus der Verlegenheit reißt! Versprechen Sie mir, Ihre schöne Freundin zu besuchen; ich eile zu Petit-Jean und will Alles aufbieten, um einen Aufschub von zwei oder drei Stunden zu erlangen —“

„Hölle und Teufel, ich müßte die Schande bis auf die Hefen leeren!“

„Ich wünsche viel Glück! Stellen Sie sich recht zärtlich, recht leidenschaftlich; ich eile zu Petit-Jean, und Sie werden mich bis drei Uhr dort finden; später würde es nicht mehr Zeit sein, — denn das Bureau des königl. Procurators ist nur bis vier Uhr geöffnet —“

Badinot entfernte sich.

Als die Thüre sich wieder geschlossen hatte, hörte man Florestan im Tone der höchsten Verzweiflung ausrufen:

„Mein Gott! — mein Gott! mein Gott!“

Während dieses Gesprächs, welches dem Grafen die Ehrlosigkeit seines Sohnes und der Herzogin von Lucenay die Ehrlosigkeit des Mannes enthüllte, den Sie aufrichtig geliebt, hatten beide unbeweglich dagestanden und kaum zu athmen gewagt —

Unmöglich läßt sich die stumme Beredtsamkeit der schmerzlichen Scene zwischen der jungen Frau und dem Grafen schildern, als über das Verbrechen Florestans kein Zweifel mehr obwalten konnte.

Der Alte streckte den Arm nach dem Zimmer hinaus, in welchem sich sein Sohn befand, lächelte mit bitterer Ironie, warf einen vernichtenden Blick auf die Herzogin und schien sagen zu wollen:

„Das ist der Mann, um dessentwillen Sie der Schande getrotzt und alle Opfer gebracht haben; und Sie machten mir Vorwürfe, von einem solchen mich fern gehalten zu haben!"

Die Herzogin verstand diesen Vorwurf, und einen Augenblick senkte sie unter der Last der Scham ihr Haupt.

Die Lehre, die sie empfing, war schrecklich genug.

Allmählig aber trat an die Stelle der schmerzlichen Angst, welche die Züge der Herzogin verzerrt hatte, ein gewisser stolzer Unwille. Die nicht zu entschuldigenden Fehltritte dieses Weibes wurden wenigstens durch ihre aufrichtige wahre Liebe, durch ihre kühne bereitwillige Aufopferung, durch ihren großartigen Edelmuth, durch ihren offenen Charakter und den unüberwindlichen Widerwillen gegen alles Niedrige und Gemeine ausgeglichen.

Sie war noch zu jung, zu schön, zu allgemein bewundert, als daß sie die Demüthigung fühlen konnte, nur benutzt worden zu sein; nachdem der Liebeszauber mit einem Male gewichen war, empfand die stolze und entschlossene Frau weder Haß noch Zorn; augenblicklich, ohne irgend einen Uebergang, tödtete eiskalte Verachtung ihre bis dahin so warme Zuneigung; sie war nicht mehr eine durch den Geliebten auf unwürdige Weise hintergangene Geliebte, sondern eine vornehme Dame, welche sich überzeugt, daß ein Mann aus ihrer Gesellschaft ein Betrüger oder Fälscher ist und ihn aus ihrem Hause weist.

Selbst angenommen, einige Umstände hätten die Schmach Florestans mindern können, die Herzogin von Lucenay würde sie nicht haben gelten lassen. Der Mann, welcher gewisse Schranken

der Ehre aus Lasterhaftigkeit, aus Schwäche oder Leichtsinn überschritt, existirte in ihren Augen nicht mehr, da die Ehrenhaftigkeit für sie eine Frage von Sein und Nichtsein war.

Die einzige schmerzliche Empfindung, welche die Herzogin fühlte, erregte der fürchterliche Eindruck, welchen diese unerwartete Entdeckung auf den Grafen, ihren alten Freund, gemacht hatte.

Er schien seit einigen Augenblicken nicht mehr zu sehen, nicht mehr zu hören; seine Augen stierten gerade aus, sein Haupt war auf die Brust gesunken, seine Arme hingen schlaff an den Seiten herab, und sein Gesicht war todtenbleich geworden. Von Zeit zu Zeit hob ein krampfhafter Seufzer seine Brust.

Bei einem eben so entschlossenen wie energischen Manne war eine solche Niedergeschlagenheit schrecklicher als der heftigste Zornausbruch.

Die Herzogin von Lucenay sah ihn besorgt an.

„Muth, alter Freund!" sagte sie leise zu ihm. — „Ich weiß, was mir zu thun übrig bleibt — für Sie, für mich und für diesen Mann."

Der Alte blickte sie stier an, dann richtete er den Kopf empor, als hätte er sich durch eine gewaltsame Anstrengung aus seiner Bestürzung aufgerafft, seine Züge wurden drohend, er vergaß, daß sein Sohn ihn hören konnte, und rief aus:

„Ich weiß auch, was mir für Sie, für mich und für diesen Mann zu thun übrig bleibt —"

„Wer ist da?" fragte Florestan überrascht.

Die Herzogin, die mit dem Vicomte zusammen zu treffen fürchtete, verschwand durch die kleine Thüre und eilte auf der verborgenen Treppe hinunter.

Florestan fragte noch einmal, wer da sei, und da er keine Antwort empfing, trat er in das Zimmer hinein. — Er war mit dem Grafen allein.

Der lange Bart des alten Mannes verstellte ihn so sehr, und er war so ärmlich gekleidet, daß sein Sohn, der ihn seit mehreren Jahren nicht gesehen hatte, ihn anfangs nicht erkannte und drohend auf ihn zutrat.

„Was wollen Sie hier? Wer sind Sie?"

„Ich bin der Mann dieser Frau!" antwortete der Graf, indem er auf das Portrait der Frau von Saint Remy deutete.

„Mein Vater!!" rief Florestan aus, indem er erschrocken zurückwich und sich plötzlich der längst vergessenen Züge des Grafen erinnerte.

Der Graf stand da furchtbar, mit flammendem Blicke, die Stirn durch den Zorn geröthet, das weiße Haar zurückgeworfen, die Arme auf der Brust gekreuzt, und blickte seinen Sohn an, der die Augen nicht zu ihm aufzuschlagen wagte.

Der Herr von Saint Remy strengte sich aus einem geheimen Grunde an, um ruhig zu bleiben.

„Mein Vater!" wiederholte Florestan mit bebender Stimme; „Sie waren hier?"

„Ich war hier —"

„Sie haben gehört?"

„Alles."

„Ach!!" rief der Vicomte schmerzlich aus, indem er das Gesicht mit beiden Händen bedeckte.

Es trat eine kurze Pause ein.

Florestan, der anfangs über das unerwartete Erscheinen seines

Vaters eben so verwundert wie erschrocken war, dachte bald an den Vortheil, den er aus diesem Zufalle ziehen könnte.

„So ist noch nicht Alles verloren," sprach er bei sich. „Die Anwesenheit meines Vaters ist ein Glück. Er weiß Alles, er wird seinen Namen nicht brandmarken lassen; zwar ist er nicht reich, aber mehr als 25,000 Frcs. muß er doch besitzen. — Nun klug gespielt! — Ich lasse die Herzogin ruhen und bin gerettet."

Dann gab er seinen schönen Zügen einen Ausdruck schmerzlicher Niedergeschlagenheit, befeuchtete seine Augen mit Thränen der Reue, nahm seinen pathetischen Ton an und rief, indem er die Hände mit einer verzweiflungsvollen Geberde faltete:

„Ach, Vater — wie unglücklich bin ich! — nach so vielen Jahren Sie — in einem solchen Augenblicke wiederzusehen. Sie müssen mich für so verbrecherisch halten! Aber hören Sie mich an, ich beschwöre Sie; erlauben Sie, nicht mich zu rechtfertigen, aber Ihnen mein Verhalten zu erklären. — Wollen Sie es, Vater?"

Der Graf von Saint Remy antwortete nicht; seine Züge blieben unveränderlich; er setzte sich auf einem Sessel nieder, stützte da die Elnbogen auf, das Kinn in die hohle Hand und sah den Vicomte schweigend an. Hätte Florestan die Beweggründe gekannt, welche die Seele seines Vaters mit Haß, Zorn und Rache erfüllten, er würde, erschrocken über die scheinbare Ruhe des Grafen, ohne Zweifel nicht versucht haben, ihn irre zu führen.

Da er aber die traurigen Muthmaßungen nicht kannte, welche auf der Rechtmäßigkeit seiner Geburt lasteten, da er von dem Fehltritte seiner Mutter nichts wußte, so zweifelte Florestan an dem Erfolge seiner Lügen nicht, da er glaubte, er habe nur das Herz eines Vaters zu erweichen, der zugleich ein Menschenfeind

und sehr stolz auf seinen Namen, sich gewiß lieber zu den äußersten Opfern entschließen, als seinen Namen entehren lassen würde.

„Vater,“ begann Florestan schüchtern, „erlauben Sie mir, daß ich versuche, nicht die Schuld von mir zu wälzen, aber Ihnen zu sagen, durch welche Reihe von Ereignissen ich fast gegen meinen Willen zu — ich gestehe es — ehrlosen Handlungen gekommen bin.“

Der Vicomte hielt das Schweigen seines Vaters für Zustimmung und fuhr fort:

„Als ich das Unglück hatte, meine Mutter, meine arme Mutter, die mich so sehr geliebt, zu verlieren, war ich erst zwanzig Jahre alt. Ich stand allein in der Welt, — ohne Rath, ohne Stütze. — Im Besitze eines bedeutenden Vermögens, von Kindheit auf an den Luxus gewöhnt, wurde derselbe mir ein Bedürfniß. Da ich nicht wußte, wie schwer es ist, Geld zu verdienen, so warf ich es achtungslos hin. — Leider, — ich sage leider, weil mich dies in das Unglück gestürzt hat, zeichnete sich mein Aufwand, so toll er auch war, durch seine Eleganz aus. Ich stellte, durch meinen guten Geschmack, zehmal reichere Leute in den Schatten. — Der erste Erfolg berauschte mich; ich wurde ein Mann des Luxus, wie man Soldat, wie man ein Staatsmann wird; ja, ich liebte den Luxus, nicht aus gemeiner Prahlerei, sondern wie der Maler die Malerkunst, wie der Dichter die Poesie liebt, und wie jeder Künstler war ich eifersüchtig auf mein Werk, und mein Werk war eben der Luxus. Ich opferte der Vollendung desselben Alles. — Ich wollte ihn schön, groß, vollständig und in allen Dingen glänzend harmonisch — von meinem Stalle bis zur Tafel, von meinem Anzuge bis zu meiner Wohnung. Mein Leben sollte gleichsam eine Lehre des Geschmacks und der Eleganz

sein. Als Künstler war ich begierig auf den Beifall der Menge und auf die Bewunderung der Auserwählten, und ich erlangte diesen so seltenen Erfolg —“

Die Züge Florestans verloren, während er so sprach, allmälig ihren erheuchelten Ausdruck, aus seinen Augen glänzte eine gewisse Begeisterung; er sprach die Wahrheit; er war anfangs durch diese nicht eben gewöhnliche Art, den Luxus anzusehen, verführt worden.

Der Vicomte sah seinen Vater fragend in das Gesicht; es schien etwas milder zu werden.

Er fuhr mit wachsender Aufregung fort:

„Ich war das Orakel der Mode; mein Tadel oder mein Lob galt als Gesetz; ich wurde überall genannt, nachgeahmt, gerühmt, bewundert, und zwar durch die beste Gesellschaft in Paris, d. h. in Europa, in der Welt. Die Frauen theilten die allgemeine Bewunderung, die reizendsten stritten um das Vergnügen, zu den wenigen Festen zu kommen, die ich gab, und überall und zu jeder Zeit begeisterte man sich über die unvergleichliche Eleganz, über den Geschmack bei diesen Festen, — dem die Millionäre weder gleichkommen noch ihn verdunkeln konnten, kurz ich war, was man den König der Mode nennt. Dies Wort wird Ihnen Alles sagen, Vater, wenn Sie es verstehen —“

„Ich verstehe es — und bin überzeugt, daß Du im Bagno irgend eine raffinirte Eleganz in der Art, die Kette zu tragen, erfinden würdest; dies würde Mode unter den Sträflingen werden und — à la Saint Remy heißen,“ entgegnete der Alte mit schneidender Ironie; dann setzte er hinzu: „und Saint Remy — ist mein Name!“

Er schwieg, stützte fortwährend den Elnbogen auf und das Kinn in die hohle Hand.

Florestan mußte seine ganze Selbstbeherrschung aufbieten, um die Wunde zu verbergen, welche ihm dieser schneidende Hohn geschlagen.

Er setzte in demüthigerem Tone hinzu:

„Ach, Vater, nicht aus Stolz erinnere ich Sie an diese Erfolge, denn, ich wiederhole es, sie haben mich in das Unglück gestürzt. — Ich war gesucht, beneidet, geschmeichelt, — nicht durch eigennützige Schmarotzer, sondern durch Leute, die hoch über mir standen und die ich nur durch Eleganz übertraf, welche bei dem Luxus das ist, was bei den Künsten der Geschmack; — kein Wunder, daß ich allmälig schwindlig wurde. — Ich rechnete nicht mehr, und es war mir auch gleichgültig, ob mein Vermögen in wenigen Jahren verschwendet war. Konnte ich dem fieberhaft aufgeregten blendenden Leben entsagen, in welchem Vergnügungen auf Vergnügungen, Genüsse auf Genüsse, Feste auf Feste, Trunkenheit jeder Art auf Wonne jeder Art folgten? Ach, wenn Sie wüßten, Vater, was es heißt, überall als Held des Tages bezeichnet zu werden, das Gemurmel zu vernehmen, wenn man in einen Salon eintritt, die Diener sagen zu hören: er ist es — da ist er! Wenn Sie dies wüßten ..."

„Ich weiß es," sprach der Alte, ohne seine Stellung zu verändern, „ich weiß es. — Letzthin waren auf einem öffentlichen Platze viele Menschen versammelt; mit einemmale hörte man ein Gemurmel, gleich dem, das Dich empfing, wenn Du irgendwo erschienst, die Frauen namentlich sahen alle nach einem sehr hübschen Burschen hin — wie sie auf Dich sahen — sie zeigten ihn einander und sagten: er ist es — da ist er, immer als wenn von Dir die Rede gewesen wäre."

„Und dieser Mann, Vater —?“

„War ein Fälscher, den man an den Pranger stellte.“

„Ach!“ rief Florestan mit kaum verhaltener Wuth aus, dann erheuchelte er eine tiefe Betrübniß und setzte hinzu: — „Vater, Sie sind unbarmherzig. Was soll ich Ihnen noch sagen? Ich suche mein Vergehen nicht zu leugnen, ich will nur erklären, wie ich dazu gekommen bin. Und wenn Sie mich mit blutigen Sarcasmen zu Boden drücken, ich werde meine Beichte zu Ende bringen und Ihnen die fieberhafte Aufregung begreiflich zu machen suchen, die mich in das Verderben gestürzt hat, weil Sie mich dann vielleicht beklagen. Ja, man beklagt einen Wahnsinnigen, und ich war ein Wahnsinniger. Ich überließ mich mit geschlossenen Augen dem glänzenden Wirbel, in welchen ich die reizendsten Frauen, die liebenswürdigsten Männer mit mir hineinzog. Konnte ich mich zurückhalten? Dann könnte man auch zu dem Dichter sagen, der sich erschöpft, dessen Geist den Körper aufreibt: Halten Sie inne inmitten der Begeisterung, die Sie erhebt! Nein, ich, ich konnte das Königthum nicht niederlegen, mit dem ich bekleidet war, ich konnte unmöglich mit Scham bedeckt, verarmt, verspottet in den unbekannten Pöbel zurücktreten, unmöglich meinen Neidern, die ich bis dahin herausgefordert, beherrscht, zermalmt hatte, diesen Triumph lassen, — nein, nein, ich konnte es nicht, wenigstens nicht freiwillig. Da kam der Tag, an dem es mir zum erstenmale an Geld fehlte. Ich war überrascht, als wenn dies niemals hätte eintreten können. Ich besaß jedoch noch meine Pferde, meine Wagen, das Mobiliar dieses Hauses. Nach Bezahlung meiner Schulden wären mir vielleicht 60,000 Francs übrig geblieben. Was konnte ich mit dieser Wenigkeit anfangen? Da, Vater, that ich

den ersten Schritt auf den Weg der Schuld. — Ich war bis dahin ehrlich gewesen, — ich hatte nur ausgegeben, was mein war; damals fing ich an Schulden zu machen, die ich nicht bezahlen konnte. — Ich verkaufte Alles, was ich besaß, an zwei meiner Leute, um ihre Ansprüche an mich zu befriedigen, und noch sechs Monate lang, meinen Gläubigern zum Trotze, den Luxus genießen zu können, der mir das Höchste war. Um zu erhalten, was ich zum Spiele und zu andern thörichten Ausgaben brauchte, borgte ich zuerst bei Juden, dann, um die Juden zu bezahlen, bei meinen Freunden, und, um meine Freunde zu bezahlen, bei meinen Geliebten. Nachdem diese Hülfsquellen erschöpft waren, trat ein neuer Abschnitt in meinem Leben ein. — Ich wurde aus einem ehrlichen Mann ein Industrieritter, war aber noch kein Verbrecher. — Noch zögerte ich, — ich wollte einen gewaltsamen Entschluß fassen, — ich hatte in mehreren Duellen bewiesen, daß ich den Tod nicht fürchtete, und wollte mir selbst das Leben nehmen —"

„Ah, wirklich?" fiel der Graf mit schneidender Ironie ein.

„Sie glauben mir nicht, Vater?"

„Es war sehr bald oder sehr spät," setzte der Alte kalt und in derselben Stellung hinzu.

Florestan glaubte, seinen Vater durch die Erwähnung seines beabsichtigten Selbstmordes gerührt zu haben, und hielt es für nöthig, einen neuen Theatercoup zu versuchen.

Er öffnete einen Secretair, nahm ein grünliches Glasfläschchen heraus und sagte, indem er dasselbe auf den Kamin stellte:

„Ein italienischer Charlatan verkaufte mir dies Gift —"

„Und das Gift — war für Dich?" fragte der Alte, der sich noch immer aufstützte.

Florestan verstand die Bedeutung dieser Worte recht wohl, und seine Züge drückten diesmal wirklichen Unwillen aus, denn er hatte die Wahrheit gesagt.

Es war ihm eines Tages wirklich flüchtig in den Sinn gekommen, sich zu tödten; Leute dieser Art sind zu feig, als daß sie sich kaltblütig und ohne Zeugen zu einem Tode entschließen könnten, dem sie aus Ehrgeiz in einem Zweikampfe entgegentreten.

Er sagte deshalb mit dem Tone der Wahrheit:

„Ich bin sehr tief gefallen, aber doch nicht so tief, Vater. — Ich bewahrte dieses Gift für mich auf —"

„Du fürchtetest Dich aber davor?" fragte der Graf, ohne seine Stellung zu ändern.

„Ich gestehe es, ich schauderte vor diesem entsetzlichen letzten Mittel zurück; es war noch nicht Alles verloren; die Personen, die mir das Geld geliehen hatten, waren reich und konnten warten. In meinem Alter, bei meinen Bekanntschaften hoffte ich, wenn auch nicht meine Verhältnisse gänzlich wieder herzustellen, so doch mir eine ehrenvolle unabhängige Stellung zu verschaffen. Mehrere meiner Freunde, die von der Natur vielleicht mehr vernachlässigt waren als ich, hatten in der Diplomatie schnell ihr Glück gemacht. Mich wandelte der Ehrgeiz an. — Ich brauchte nur zu wollen und wurde der Gesandtschaft in Gerolstein beigegeben. Leider brachte mich einige Tage nach dieser Ernennung eine Spielschuld an einen Mann, den ich haßte, in eine entsetzliche Verlegenheit. — Alle meine Hülfsquellen waren erschöpft. — Da fiel mir ein schlimmer Gedanke ein. — Ich hielt mich vor aller Strafe sicher und beging eine ehrlose Handlung. — Sie kennen sie, Vater, ich habe Ihnen nichts verheimlicht, ich gestehe mein schimpfliches Verhalten und suche es nicht zu beschönigen. Jetzt

sind mir zwei Auswege offen, und ich bin zu beiden entschlossen, — ich nehme mir entweder das Leben und lasse Ihren Namen entehren, denn wenn ich nicht heute noch 25,000 Francs zahle, wird die Klage angestellt, es giebt ein Scandal, und ich bin, todt oder lebendig, gebrandmarkt, — oder ich werfe mich in Ihre Arme, Vater, und sage: retten Sie Ihren Sohn, retten Sie Ihren Namen, und ich schwöre, morgen nach Algier abzureisen, Soldat zu werden und da das Leben zu verlieren oder gereinigt einst zurückzukehren. — Ich kann nicht anders. — Entscheiden Sie sich nun, — entweder ich sterbe mit Schande bedeckt, oder ich lebe, durch Sie gerettet, um meinen Fehler wieder gut zu machen. — Es sind dies nicht Drohungen und Worte eines jungen Mannes; ich bin fünf und zwanzig Jahre alt, führe Ihren Namen und habe Muth genug, mich zu tödten oder Soldat zu werden, — denn in das Zuchthaus will ich nicht wandern."

Der Graf stand auf.

„Meinen Namen will ich nicht entehren lassen," sagte er kalt zu Florestan.

„Ach, mein Vater, mein Vater!" rief der Vicomte mit Wärme aus, und er wollte sich in die Arme seines Vaters stürzen, der ihn aber mit einer eiskalten Geberde zurück wies.

„Man erwartet Dich bis drei Uhr — bei dem Manne, der den falschen Wechsel hat?"

„Ja, Vater, und jetzt ist es zwei Uhr."

„Gieb mir Papier, Feder und Dinte —"

„Hier, Vater."

Der Graf setzte sich an Florestans Schreibtische nieder und schrieb mit fester Hand:

„Ich verpflichte mich, heute Abend um zehn Uhr die 25,000 Francs zu bezahlen, die mein Sohn schuldig ist.

„Graf von Saint Remy."

„Dein Gläubiger verlangt nur Geld; trotz seiner Drohungen wird er Dir in Folge meines Versprechens einen neuen Aufschub bewilligen. Er mag zu dem Banquier Dupont gehen, der für die Bezahlung bürgen wird —"

„Ach, mein Vater, wie werde ich —"

„Du wirst mich diesen Abend erwarten; um zehn Uhr bringe ich das Geld. — Dein Gläubiger mag hierher kommen —"

„Ja, Vater, und übermorgen reise ich nach Afrika ab. — Sie werden sehen, ob ich undankbar bin. — Wenn ich abgebüßt habe, nehmen Sie vielleicht auch meinen Dank an —"

„Du bist mir nichts schuldig; ich habe gesagt, mein Name solle nicht mehr entehrt werden, und er wird nicht entehrt werden," antwortete der Graf, indem er seinen Stock nahm, den er auf den Schreibtisch gelegt hatte, und nach der Thüre zu ging.

„Reichen Sie mir nicht wenigstens die Hand, Vater?" begann Florestan von neuem und in bittendem Tone.

„Hier, heute Abend um zehn Uhr," sagte der Graf, der seine Hand dem Sohne versagte und fortging.

„Gerettet!" rief Florestan fröhlich aus. „Gerettet!" Nach einer kurzen Pause begann er von neuem: — „Gerettet, — so ziemlich — doch gleichviel. — Gestehe ich ihm heute Abend vielleicht auch die andere Geschichte? — er ist einmal im Zuge. — Er wird auf so gutem Wege nicht stehen bleiben, da sein erstes Opfer ohne ein zweites gar nichts nützt. — Aber warum soll ich es ihm sagen? Wer wird es erfahren? — Nun, wenn nichts herauskommt, so behalte ich das Geld, das er mir geben wird,

um diese letzte Schuld zu tilgen. — Wie schwer ist es mir geworden, diesen harten Mann zu erweichen! Seine bittern Sarcasmen erregten in mir Zweifel an seiner guten Absicht, aber meine Drohung mit dem Selbstmorde und die Furcht, seinen Namen beschimpft zu sehen, haben ihn zum Entschlusse gezwungen; ich traf ihn an der rechten Stelle. — Er scheint weniger arm zu sein, als er sich stellt. — Wahrscheinlich hat er bei seiner Lebensweise hübsch erspart. Seine Ankunft ist wirklich ein außerordentliches Glück für mich. — Er sieht so rauh und hart aus, ist im Grunde aber doch wohl ein gutmüthiger Mann. Nun fort zu dem Huissier."

Er klingelte; Herr Boyer erschien.

„Warum haben Sie mir nicht angezeigt, daß mein Vater hier sei? — Es ist dies eine Nachlässigkeit —"

„Ich versuchte zweimal den Herrn Vicomte anzureden, der mit Badinot durch den Garten kam, aber der Herr Vicomte achtete nur auf das Gespräch mit dem Herrn Badinot und winkte mir, ihn nicht zu stören; da erlaubte ich mir nicht, zudringlich zu erscheinen. — Es würde mir sehr leid thun, wenn der Herr Vicomte mich einer Nachlässigkeit schuldig hielte —"

„Es ist gut. — Sagen Sie Patterson, er möge mir sogleich den Orion — nein den Plover an das Cabriolet anspannen lassen —"

Boyer verneigte sich ehrerbietig.

In dem Augenblicke, als er fortgehen wollte, wurde an die Thüre geklopft.

Boyer sah den Vicomte fragend an.

„Herein!" rief Florestan.

Ein zweiter Kammerdiener erschien, der einen kleinen vergoldeten silbernen Teller in der Hand hielt.

Boyer nahm den Teller und reichte ihn dem Vicomte.

Dieser nahm ein ziemlich dickes schwarzgesiegeltes Packet.

Die beiden Diener entfernten sich.

Florestan erbrach das Siegel. — In dem Packete lagen **25,000** Francs in Schatzscheinen, — sonst nichts.

„Nun, der heutige Tag ist ein ganz besonders glücklicher!“ rief er aus. „Gerettet! Diesmal vollständig gerettet! Ich eile zu dem Juwelier — aber — vielleicht — es wird doch besser sein zu warten, — man kann keinen Verdacht gegen mich haben. Die **25,000** Francs behalte ich vor der Hand. — Ich war sehr thöricht, an meinem glücklichen Stern zu zweifeln. Erscheint er nicht glänzender als je, als ich ihn für verdunkelt hielt? Aber woher kommt das Geld? — — Die Handschrift der Adresse ist mir unbekannt — das Siegel? — richtig ein N. und L. Von Clotilden! Wie hat sie erfahren? Und kein Wort geschrieben? das ist seltsam ... Jetzt fällt mir ein, ich hatte ihr ein Rendezvous für diesen Vormittag zugesagt — das habe ich über den Drohungen Badinots ganz vergessen. Sie wird auf mich gewartet haben und wieder fortgegangen sein. Ohne Zweifel ist diese Sendung eine feine Andeutung, sie fürchte wegen Geldverlegenheiten vergessen zu werden. — Ja, es ist ein indirecter Vorwurf — daß ich mich nicht wie immer an sie gewendet. Die gute Clotilde, — sie bleibt sich immer gleich, freigebig wie eine Königin. — Schade, daß ich mit ihr schon so weit gekommen bin, sie ist noch so hübsch. — Bisweilen bedaure ich es, — freilich wendete ich mich erst in der größten Noth an sie, — ich war dazu gezwungen.“

„Das Cabriolet des Herrn Vicomte steht bereit,“ meldete Boyer.

„Wer hat dieses Packet gebracht?“ fragte Florestan.

„Ich weiß es nicht, Herr Vicomte.“

„Ich werde unten fragen. Aber sagen Sie mir, ist Niemand im Parterre gewesen?“ setzte der Vicomte mit einem bedeutungsvollen Blick auf Boyer hinzu.

„Es ist Niemand mehr da, Herr Vicomte.“

„Ich habe mich nicht geirrt;“ dachte Florestan. — „Clotilde hat auf mich gewartet und ist fortgegangen.“

„Wollen der Herr Vicomte mir zwei Minuten schenken?“ fragte Boyer.

„Sprechen Sie, aber schnell —“

„Patterson und ich haben erfahren, der Herr Herzog von Montbrison wünsche sein Haus einzurichten, — wenn der Herr Vicomte so gütig sein und ihm vorschlagen wollte, das Ihrige wie es ist zu übernehmen, mit dem Stalle, so würde dies für Patterson und mich eine gute Gelegenheit sein alles los zu werden, und für den Herrn Vicomte vielleicht eine gute Gelegenheit den Verkauf zu motiviren.“

„Sie haben vielleicht Recht, Boyer, was mich betrifft. — Ich ziehe das vor, werde Montbrison aufsuchen nud mit ihm sprechen. Was verlangen Sie?“

„Der Herr Vicomte sieht ein, daß wir soviel als möglich zu verdienen suchen müssen.“

„Nichts einfacher — also der Preis?“

„Das Ganze 260,000 Francs, Herr Vicomte.“

„Und dabei verdienen Sie und Patterson?“

„Ungefähr 40,000 Francs, Herr Vicomte.“

„Schön. — Ich bin es zufrieden, denn Sie haben mir treu

gedient. — Hätte ich ein Testament zu machen gehabt, würde ich eine solche Summe Ihnen hinterlassen haben."

Der Vicomte ging fort, um sich zuerst zu seinem Gläubiger, dann zu der Herzogin von Lucenay zu begeben, da er nicht ahnte, daß diese das Gespräch mit Badinot gehört hatte.

CXII.

Die Zusammenkunft.

Der Palast Lucenay war eine jener wahrhaft königlichen Wohnungen in der Vorstadt Saint Germain, die wegen des verschwendeten Raumes so großartig sind. Ein modernes Haus fände recht wohl Platz in dem Treppenraume eines jener Paläste und an der Stelle, wo sie stehen, würde man jetzt eine ganze Straße anlegen.

Gegen neun Uhr Abends an demselben Tage öffneten sich die breiten Flügel des gewaltigen Portals jenes Palastes vor einem prächtigen Coupé, das gewandt einen Halbkreis in dem unermeßlichen Hofe beschrieb und vor breiten Stufen hielt, welche in ein erstes Vorzimmer führten.

Während die beiden kräftigen und feurigen Pferde auf dem schallenden Pflaster des Hofes scharrten, öffnete ein riesenhafter Diener den wappengeschmückten Wagenschlag. Ein junger Mann sprang gewandt heraus und nicht minder rasch die fünf oder sechs Stufen vor dem Hause hinauf.

Der junge Mann war der Vicomte von St. Remy.

Nachdem er bei seinem Gläubiger gewesen, der, durch die Zahlungszusage des Vaters Florestans befriedigt, die Gestundung bewilligte und Abends das Geld abzuholen versprach, begab sich der Vicomte zu der Herzogin von Lucenay, um ihr für den neuen Dienst zu danken, den sie ihm geleistet. Da er die Herzogin früh nicht gesehen, so erschien er triumphirend, fest überzeugt, sie in prima sera, zu der Zeit zu finden, in welcher sie ihn gewöhnlich empfing.

An der Beeiferung der beiden Diener im Vorzimmer, die sich beeilten, die Glasthüre zu öffnen, sobald sie den Wagen Florestans erkannt hatten, an dem ehrerbietigen Wesen, mit welchem alle übrigen Diener sich erhoben, an denen der Vicomte vorbeikam, errieth man leicht den zweiten oder vielmehr den ersten Herrn des Hauses.

Wenn der Herzog von Lucenay, den Regenschirm in der Hand und mit großen Ueberschuhen an den Füßen, erschien (er mochte am Tage sich nie des Wagens bedienen), so zeigten sich die Diener eben so diensteifrig und ehrerbietig, der aufmerksame Beobachter konnte aber doch einen großen Unterschied zwischen dem Empfange wahrnehmen, der dem Gemahl, und jenem, welcher dem Geliebten der Frau vom Hause zu Theil wurde.

Derselbe Diensteifer zeigte sich im Zimmer bei den Kammerdienern, als Florestan da eintrat; sogleich ging einer vor ihm her, um ihn bei der Herzogin von Lucenay anzumelden.

Nie war der Vicomte eitler gewesen, nie hatte er sich leichter, seiner selbst sicherer, siegesbewußter gefühlt.

Der Sieg, den er früh über seinen Vater davon getragen, der neue Beweis von Zuneigung der Herzogin von Lucenay, die Freude über die wunderbare Erlösung aus einer so schrecklichen

Lage und sein dankbares Vertrauen auf seinen Glücksstern gaben seinem hübschen Gesicht einen Ausdruck von guter Laune und Keckheit, der es noch verführerischer machte. Seine schlanke biegsame Gestalt hatte sich nie stolzer emporgerichtet; nie hatte er den Kopf höher getragen; nie war sein Stolz wonniger durch den Gedanken gekitzelt worden: die vornehme Dame, die Herrin dieses Palastes, ist mein, liegt zu meinen Füßen, — noch diesen Vormittag wartete sie bei mir auf mich —"

Florestan war mit diesen schmeichelhaften Gedanken beschäftigt, während er durch drei bis vier Zimmer schritt, welche in das kleine Gemach führten, in welchem sich die Herzogin gewöhnlich aufhielt.

Ein letzter Blick, den Florestan in einen Spiegel warf, vollendete die vortreffliche Meinung, die er von sich selbst hatte.

Ein Kammerdiener öffnete die beiden Flügel der Thüre und meldete:

„Herr Vicomte von St. Remy —"

Das Staunen und der Unwille der Herzogin lassen sich nicht beschreiben.

Sie glaubte, der Graf habe seinem Sohne nicht verschwiegen, daß auch sie alles gehört.

Wir haben bereits erwähnt, daß die Liebe der Herzogin von Lucenay, sobald dieselbe erfahren, daß Florestan ehrlos sei, plötzlich erloschen war und sich in eiskalte Verachtung verwandelt hatte.

Wir haben auch angeführt, daß die Herzogin trotz ihrer Leichtfertigkeit und ihren Verirrungen ihre Ansichten über Rechtlichkeit, Ehre und ritterliche Treue rein und unverletzt erhalten hatte, daß sie mit ihren Fehlern gute Eigenschaften, mit ihren Lastern Tugen-

genden verband, daß sie die Liebe so behandelte, wie sie sonst nur von Männern behandelt wird, daß sie aber auch die Aufopferung, den Edelmuth, den Muth und vor allem den Abscheu vor jeder Niederträchtigkeit eben so weit, vielleicht noch weiter trieb als ein Mann.

Da die Herzogin an diesem Abende eine Gesellschaft besuchen wollte, so war sie, wenn auch ohne Diamanten, mit ihrem gewöhnlichen Geschmack und reich wie gewöhnlich gekleidet; ihr prachtvoller Anzug, das lebhafte Roth, das sie ungescheut trug, ihre besonders bei Licht blendende Schönheit, ihr Wuchs, der „einer über Wolken schreitenden Göttin" glich, hoben ihr vornehmes Wesen noch mehr hervor, das Niemand in demselben Grade besaß wie sie und das sie im Nothfalle so weit trieb, daß es verletzend wurde.

Man kennt bereits den stolzen, entschlossenen Charakter der Herzogin; man denke sich also ihr Gesicht, ihren Blick, als der Vicomte feierlich, lächelnd, vertrauensvoll zu ihr trat und liebevoll zu ihr sagte:

„Meine liebe Clotilde, wie gütig Sie sind, wie —"

Er konnte nicht ausreden.

Die Herzogin saß, und sie rührte sich nicht, aber ihre Haltung, ihr Blick verriethen eine so ruhige, vernichtende Verachtung, daß Florestan kurz abbrach —

Er vermochte kein Wort mehr zu sagen, keinen Schritt weiter zu thun —

Die Herzogin hatte sich ihm nie so gezeigt. Er konnte nicht glauben, daß es dieselbe Frau sei, die er so oft sanft, zärtlich, leidenschaftlich unterwürfig gefunden hatte, denn nichts ist demüthiger

und schüchterner als eine entschlossene Frau dem Manne gegenüber, welchen sie liebt und der sie beherrscht.

Nachdem die erste Verwunderung vorüber war, schämte sich Florestan seiner Schwäche, und seine gewöhnliche Keckheit erlangte die Oberhand wieder. Er trat einen Schritt näher an die Herzogin, um die Hand derselben zu ergreifen, und sagte dann in dem schmeichelndsten Tone:

„Mein Gott, Clotilde, was ist Dir? — Ich habe Dich nie so schön gesehen, und doch —"

„Diese Frechheit geht zu weit!" rief die Herzogin, indem sie mit so viel Abscheu und Stolz zurückwich, daß Florestan von neuem wie niedergedonnert dastand.

Er sammelte sich indeß allmälig wieder etwas und sagte:

„Wollen Sie mir wenigstens die Ursache dieser plötzlichen Veränderung erklären? Was habe ich Ihnen zu Leid gethan? Was verlangen Sie?"

Die Herzogin maß ihn, wie man zu sagen pflegt, vom Kopf bis zum Fuße, ohne zu antworten, mit so verletzender Miene, daß Florestan vor Zorn erröthete und ausrief:

„Ich weiß, Madame, daß Sie bisweilen plötzlich einen Bruch herbeiführen. — Wünschen Sie unser Verhältniß abzubrechen?"

„Eine seltsame Anmaßung!" sprach die Herzogin mit höhnischem Lachen; „wenn ein Diener mich bestiehlt, so breche ich nicht mit ihm, sondern ich jage ihn aus dem Hause —"

„Madame!"

„Endigen wir," sprach die Herzogin in beleidigendem Tone weiter; „Ihre Anwesenheit ist mir widerwärtig. — Was wollen Sie hier? Haben Sie Ihr Geld nicht erhalten?"

„Es war also wahr? — Ich habe recht gerathen? Diese 25,000 Francs —"

„Ihr letzter falscher Wechsel ist zurückgenommen, nicht wahr? — Die Ehre des Namens Ihrer Familie gerettet? — Gut, — nun gehen Sie —"

„Glauben Sie —"

„Das Geld dauert mich, ich hätte so viel ehrliche Leute damit unterstützen können, — aber ich mußte an die Beschimpfung Ihres Vaters und die meinige denken —"

„Sie wissen also Alles, Clotilde? Ach, nun bleibt mir nichts übrig als zu sterben!" rief Florestan in dem pathetischsten und verzweiflungsvollsten Tone aus.

Die Herzogin erwiederte diesen tragischen Ausruf mit lautem Lachen und sagte dann:

„Ich hätte nicht geglaubt, daß die Niederträchtigkeit so lächerlich sein könnte —"

„Madame!" entgegnete Florestan, aus dessen Zügen die heftigste Wuth sprach.

In diesem Augenblicke wurden die Flügelthüren geräuschvoll geöffnet, und man meldete:

„Der Herr Herzog von Montbrison!"

Trotz seiner Kunst der Selbstbeherrschung konnte Florestan seine Aufregung doch kaum verbergen, und ein erfahrnerer Mann als der Herzog müßte sie bemerkt haben.

Der Herzog von Montbrison war kaum achtzehn Jahre alt.

Man denke sich ein allerliebstes junges Mädchengesicht, wie Milch und Blut, dessen rothe Lippen und weiches Kinn durch einen keimenden Bart dicht beschattet werden; man füge große braune noch etwas schüchterne Augen hinzu, eine eben so schlanke Taille

wie die der Herzogin, und man wird sich vielleicht eine Vorstellung von dem jungen Herzoge machen können.

Der Vicomte war so schwach oder so keck zu bleiben.

„Wie freundlich, Conrad, daß Du diesen Abend an mich gedacht hast!" sagte die Herzogin in dem liebevollsten Tone, indem sie dem jungen Herzoge ihre schöne Hand reichte.

Er wollte sie herzlich drücken, Clotilde zog sie aber leicht in die Höhe und sagte heiter:

„Küsse Sie, Vetter, Du hast Handschuhe an."

„Ich bitte um Vergebung, Cousine," sagte der junge Mann, und er drückte seine Lippen auf die ihm gebotene reizende Hand.

„Was hast Du heute Abend vor, Conrad?" fragte die Herzogin, die sich nicht im mindesten um den Vicomte zu kümmern schien.

„Nichts, Cousine; von hier gehe ich in den Club."

„Keineswegs, Du wirst mich und meinen Mann zu der Frau von Senneval begleiten; sie hat mich schon mehrmals ersucht, Dich ihr vorzustellen —"

„Cousine, ich füge mich mit Vergnügen in Deinen Befehl."

„Offen gestanden, ich sehe es nicht gern, daß Du Dich schon so an den Club gewöhnst, Du besitzest Alles, um in der Gesellschaft gut aufgenommen, selbst gesucht zu werden — Du mußt also häufig in Gesellschaft erscheinen —"

„Ich werde es thun, Cousine —".

„Und da ich so ziemlich wie eine Großmutter zu Dir stehe, lieber Conrad, so werde ich mancherlei verlangen. Du bist zwar mündig, aber ich glaube, Du wirst eine Art Vormundschaft noch lange bedürfen. Du mußt Dich entschließen, Dich unter die meinige zu stellen —"

„Mit Freuden, mit Vergnügen, Cousine,“ fiel der junge Herzog rasch ein.

Die stumme Wuth Florestans, der, auf den Kamin gestützt, dastand, läßt sich nicht beschreiben.

Weder der Herzog, noch Clotilde achteten auf ihn. Da er wohl wußte, wie schnell sich die Herzogin von Lucenay entschied, so bildete er sich ein, sie treibe die Keckheit und Verachtung so weit, daß sie in seiner Gegenwart und sofort eine regelmäßige Koketterie mit dem Herzoge von Montbrison anfange.

Das war keinesweges der Fall; die Herzogin empfand für ihren Vetter eine ganz mütterliche Zuneigung, da sie ihn fast hatte geboren werden sehen. Der junge Herzog war aber sehr hübsch, und die freundliche Aufnahme bei seiner Cousine schien ihn so fröhlich zu machen, daß die Eifersucht oder vielmehr der Stolz Florestans sich verletzt fühlte; sein Herz wand sich unter den schmerzlichen Stichen des Neides, den er gegen Montbrison empfand, der, reich und schön, so glänzend in dieses Leben voll Vergnügungen und Festlichkeiten eintrat, aus welchem er verarmt, gebrandmarkt, verachtet und entehrt heraustrat.

Herr von St. Remy besaß jenen Verstandesmuth, wenn man es so nennen kann, mit welchem ein Mann aus Eitelkeit oder Zorn in einem Zweikampfe auftritt; dagegen ging ihm jener Muth des Herzens ab, der über schlechte Neigungen siegt oder doch wenigstens die nöthige Energie giebt, um durch einen freiwilligen Tod der Schande zu entgehen.

Herr von Saint Remy war wüthend über die Verachtung, die ihm die Herzogin zeigte, sah in dem jungen Herzoge seinen Nachfolger in ihrer Gunst und nahm sich vor, an Keckheit mit

der Herzogin zu wetteifern, im Nothfalle selbst Streit mit Conrad zu suchen.

Die Herzogin, die über die Kühnheit Florestans empört war, sah ihn nicht an, und Montbrison, der in seinem Eifer seiner Cousine gegenüber die Schicklichkeit fast etwas aus den Augen setzte, hatte den Vicomte, den er doch kannte, weder gegrüßt, noch ein Wort mit ihm gesprochen.

Dieser trat jetzt zu Conrad, welcher ihm den Rücken zukehrte, berührte leicht seinen Arm und sagte in trocknem, ironischem Tone:

„Guten Abend, Herr ..., ich bitte um Vergebung, daß ich Sie nicht bemerkt habe —“

Montbrison glaubte wirklich sich gegen die Schicklichkeit vergangen zu haben, drehte sich rasch um und sagte herzlich zu dem Vicomte:

„Sie machen mich verlegen, — aber ich hoffe, meine Cousine, die Ursache meiner Zerstreuung, wird mich bei Ihnen entschuldigen und —“

„Conrad,“ sagte die Herzogin, durch die Unverschämtheit Florestans zum Aeußersten gebracht, der sie nicht verließ, ihr zum Trotz, wie es schien, „Conrad, schon gut; keine Entschuldigung, — es lohnt ja nicht der Mühe —“

Montbrison, der glaubte, seine Cousine mache ihm scherzend den Vorwurf, daß er zu förmlich sei, sagte darauf heiter zu dem Vicomte, der bleich vor Zorn war:

„Nun, ich will nicht darauf bestehen, — da meine Cousine es verbietet. — Sie sehen, die Vormundschaft beginnt bereits —“

„Sie wird dabei nicht stehen bleiben, mein lieber Herr, glauben Sie mir. In dieser Voraussicht (welche die Frau Herzogin

ohne Zweifel zu verwirklichen sich beeilen wird) möchte ich mir erlauben, Ihnen einen Vorschlag zu machen —"

„Mir?" fragte Conrad, den der höhnische Ton Florestans zu verletzen anfing —

„Ja, Ihnen. — Ich reise nach einigen Tagen zur Gesandtschaft in Gerolstein ab, der ich beigegeben bin. — Ich wünsche mein Haus, wie es meublirt ist, meine Pferde und Wagen zu verkaufen; Sie werden sich auch einrichten müssen —" Und der Vicomte betonte die letzten Worte stark, indem er die Herzogin ansah. — „Es wird pikant, nicht wahr, Frau Herzogin?"

„Ich verstehe Sie nicht," antwortete Montbrison, dessen Verwunderung höher und höher stieg.

„Ich werde Dir sagen, Conrad, warum Du dies Anerbieten nicht annehmen kannst," fiel Clotilde ein.

„Warum kann der Herr mein Anerbieten nicht annehmen, Frau Herzogin?"

„Lieber Conrad, was Dir zum Kaufe angeboten wird, ist bereits verkauft; Du siehst ein, — daß Du beraubt würdest, wie in einem Walde —"

Florestan biß sich vor Wuth auf die Lippe.

„Sprechen Sie vorsichtiger, Madame," sagte er.

„Wie? Drohungen — hier — mein Herr?" fragte Conrad.

„Achte nicht darauf, Conrad," entgegnete die Herzogin, die mit unveränderlicher Kaltblütigkeit eine Bonbonniere öffnete, — „ein Mann von Ehre kann und darf sich mit dem Herrn da nicht compromittiren. Wenn er darauf besteht, will ich Dir auch sagen warum —"

Es wäre vielleicht zu einem schrecklichen Auftritte gekommen; in diesem Augenblicke aber wurde die Thür geöffnet, und der Her-

zog von Lucenay trat herein, geräuschvoll, rücksichtslos wie gewöhnlich.

„Schon bereit?“ sagte er zu seiner Frau: „das ist ja staunenswerth, überraschend. — Guten Abend, Saint Remy, guten Abend, Conrad . . . Ihr seht den verzweiflungsvollsten Menschen vor Euch, d. h. ich schlafe nicht mehr, ich esse nicht mehr, — ich kann mich nicht daran gewöhnen, — der arme Harville! welches Unglück!“

Und er warf sich auf einen Lehnstuhl, schleuderte mit einer Geberde der Verzweiflung den Hut weit weg, legte das linke Bein auf das rechte Knie, nahm den Fuß in die Hand und jammerte trostlos.

Die Aufregung Conrads und Florestans konnte sich beruhigen, ohne daß der Herzog von Lucenay etwas merkte, der übrigens überhaupt nicht zu den Hellsehenden gehörte.

Die Herzogin ihrer Seits sagte zu ihrem Gemahle, — nicht aus Verlegenheit, denn sie war, wie man weiß, nicht die Frau, die in Verlegenheit kam, sondern weil die Anwesenheit Florestans ihr unerträglich wurde:

„Wenn Du willst, brechen wir auf; ich stelle Conrad der Frau von Senneval vor —“

„Nein, nein, nein!“ schrie der Herzog laut auf, indem er seinen Fuß los ließ und mit beiden Händen auf die Kissen schlug, zum großen Schrecken Clotildens, die bei dem unerwarteten Aufschreien ihres Gemahls von ihrem Sessel aufsprang.

„Gott, was ist Dir?“ sagte sie zu ihm; „Du erschreckst mich —“

„Nein!“ wiederholte der Herzog, der die Kissen zurückwarf, aufsprang und gesticulirend umherlief, „ich kann mich nicht an den

Gedanken gewöhnen, daß der arme Harville todt sei. — Wie, Saint Remy?"

„Das ist ein entsetzliches Unglück," entgegnete der Vicomte, der, Haß und Wuth im Herzen, das Auge des jungen Herzogs von Montbrison suchte. Dieser aber wendete nach den letzten Worten seiner Cousine, nicht aus Mangel an Muth, sondern aus Stolz, das Gesicht von einem so gebrandmarkten Manne ab.

„Ich bitte," sagte die Herzogin zu ihrem Gemahle, „beklage den Herrn von Harville nicht auf so geräuschvolle, so ungewöhnliche Weise. Sei so gut und klingle, um meine Leute zu rufen —"

„Es ist wahr," entgegnete der Herzog von Lucenay, indem er die Klingelschnur erfaßte; „vor drei Tagen war er lebensfrisch und gesund, und was ist nun von ihm übrig? — Nichts — nichts — nichts!!"

Diese letzten drei Worte begleitete er mit drei so heftigen Zügen an der Klingelschnur, welche er gesticulirend in der Hand hielt, daß sie oben abriß, auf einen Candelaber mit brennenden Kerzen fiel und zwei derselben herunterwarf. Die eine fiel auf den Kamin und zerbrach eine allerliebste kleine Porzellanvase, die andere rollte am Boden auf einen Hermelinteppich hin, der Feuer fing, von den Füßen Conrads aber sogleich ausgetreten wurde. In demselben Augenblicke kamen zwei durch dieses fürchterliche Schellen gerufene Kammerdiener eilig herbei. Der Herzog hielt den Klingelzug noch in der Hand, die Herzogin lachte laut über den Kerzenfall, und der Herzog von Montbrison theilte die Lachlust seiner Cousine.

Nur Saint Remy lachte nicht.

Der Herzog von Lucenay, der an solche Vorfälle gewöhnt

war, blieb vollkommen ernst, warf den Klingelzug einem der Leute zu und sagte:

„Den Wagen der Herzogin!“

Nachdem Clotilde sich etwas beruhigt hatte, sagte sie:

„Kein Mensch in der Welt außer Dir vermag über ein so beklagenswerthes Ereigniß Lachen zu erregen —“

„Beklagenswerth! sage: entsetzlich, schauderhaft. Siehst Du, seit gestern denke ich darüber nach, wie viel Personen, selbst aus meiner eigenen Familie, ich statt des armen Harville hätte mögen sterben sehen. Mein Neffe Emberval z. B., der wegen seines Stotterns so langweilig ist, oder Deine Tante Merinville, die immer von ihren Nerven, von ihrer Migraine spricht und alle Tage vor dem Diner ein Frühstück hält wie eine Portiersfrau. — Liegt Dir viel an Deiner Tante Merinville?“

„Du bist ein Narr,“ antwortete die Herzogin achselzuckend.

„Ich spreche in vollem Ernst,“ fuhr der Herzog fort; „für einen Freund giebt man zwanzig Leute hin, die Einem gleichgültig sind, nicht wahr, Saint Remy?“

„Ohne Zweifel —“

„Es ist immer die alte Geschichte von dem Schneider. Kennst Du die Geschichte von dem Schneider, Conrad?“

„Nein.“

„Du wirst die Allegorie sogleich begreifen. Ein Schneider soll gehangen werden; das Städtchen hat aber keinen andern Schneider außer ihm —; was machen die Einwohner? Sie sagen zu dem Richter: Herr Richter, wir haben nur den einen Schneider, aber drei Schuhmacher; wenn es Ihnen recht wäre, daß einer von den drei Schuhmachern gehangen würde, so hätten wir

doch immer noch zwei und folglich genug. — Verstehst Du die Allegorie, Conrad?"

„Ja —"

„Und Sie, Saint Remy?"

„Ich auch —"

„Der Wagen der Frau Herzogin!" sagte ein Diener.

„Warum hast Du Deine Diamanten nicht angelegt?" sagte Lucenay plötzlich: „zu diesem Anzuge müßten sie prächtig aussehen —"

Saint Remy erbebte.

„Da wir so selten mit einander in Gesellschaft gehen," fuhr der Herzog fort, „so hättest Du mir zu Ehren wohl die Diamanten anlegen können. — Ah, die Diamanten der Herzogin sind schön! Haben Sie dieselben schon gesehen, Saint Remy?"

„Ja — der Herr kennt sie — sehr genau," sagte Clotilde, die sodann hinzusetzte; „Deinen Arm, Conrad —"

Lucenay folgte der Herzogin mit St. Remy, der kaum noch an sich halten konnte.

„Kommen Sie nicht mit uns zu Sennevals, St. Remy?" fragte ihn Lucenay.

„Nein, — es ist mir nicht möglich," antwortete er barsch.

„Sehen Sie, St. Remy, die Frau von Senneval ist auch eine Person, — was sage ich eine? — zwei, die ich gern opferte; denn ihr Mann steht auch mit auf meiner Liste —"

„Auf welcher Liste?"

„Auf der Liste der Beute, die ich sehr gern hätte sterben sehen, wenn uns Harville geblieben wäre —"

In dem Augenblicke, als in dem Wartezimmer Montbrison der Herzogin den Mantel umgab, sagte Lucenay zu seinem Cousin:

„Da Du uns begleitest, Conrad, so sage doch Deinem Wagen, er möge uns folgen, — Sie müßten denn mitkommen, Saint Remy. — Ich würde Dir dann einen Platz anbieten und Dir eine andere hübsche Geschichte erzählen, die so gut ist wie die von dem Schneider —"

„Ich danke Ihnen," sagte Saint Remy trocken; „ich kann Sie nicht begleiten —"

„Dann auf Wiedersehen ... Haben Sie sich mit meiner Frau gezankt? Sie steigt ja in den Wagen, ohne Ihnen ein Wort zu sagen —"

Die Herzogin stieg wirklich rasch in den Wagen, sobald derselbe vorgefahren war.

„Vetter?" sagte Conrad, der aus Artigkeit auf Lucenay wartete.

„Steige immer ein!" antwortete der Herzog, der einen Augenblick auf den Stufen vor dem Hause stehen blieb und das elegante Gespann des Vicomte betrachtete.

„Das sind Ihre Braunen, Saint Remy?"

„Ja —"

„Und Ihr dicker Patterson — welche Tournüre! Das nenn' ich mir den Kutscher eines guten Hauses! Wie er die Pferde in der Hand hat! Das muß wahr sein, in Allem hat der verfluchte Saint Remy das Beste —"

„Die Frau Herzogin und Ihr Vetter warten auf Sie," sagte Saint Remy bitter.

„Sie haben Recht —, ich bin recht grob. — Auf Wiedersehen, Saint Remy. — Bald hätte ich vergessen," sagte der Herzog, indem er noch einmal stehen blieb, „wenn Sie nichts Besseres zu thun haben, essen Sie morgen bei uns. — Lord Dudley

hat mir Haidehühner aus Schottland geschickt. — Das sind monströse Dinger! Sie kommen, nicht wahr?"

Und der Herzog stieg in den Wagen.

Saint Remy, der nun allein auf den Stufen stand, sah dem dahinrollenden Wagen nach.

Der seinige fuhr vor.

Er stieg ein und warf einen Blick voll Zorn, Haß und Verzweiflung auf das Haus, das er so oft als Herr betreten hatte, aus dem er nun so schimpflich verjagt war.

„Nach Hause!" sagte er.

„In das Hôtel!" sagte der Bediente zu dem Kutscher, indem er den Schlag zuwarf.

Die bittern Gedanken Saint Remys, als er nach Hause kam, kann man sich denken.

In dem Augenblicke, als er in dasselbe trat, sagte Boyer, der ihn unten erwartete:

„Der Herr Graf ist oben und wartet auf den Herrn Vicomte —"

„Schon gut."

„Auch ein Mann ist da, den der Herr Vicomte um zehn Uhr bestellt hat, Herr Petit-Jean."

„Gut, gut!"

„Welcher Abend!" dachte Florestan, als er zu seinem Vater hinaufging, den er in dem Zimmer fand, in welchem das Gespräch früh stattgefunden hatte.

„Ich bitte um Entschuldigung, lieber Vater, daß ich bei Ihrer Ankunft nicht hier war, aber ich —"

„Ist der Mann hier, welcher den falschen Wechsel besitzt?" unterbrach der Graf seinen Sohn.

„Ja, Vater, er ist unten —"

„Laß ihn heraufkommen —"

Florestan klingelte, Boyer erschien.

„Herr Petit=Jean möge heraufkommen."

„Ja, Herr Vicomte," und Boyer ging hinaus.

„Wie gütig Sie sind, Vater, daß Sie sich Ihres Versprechens erinnerten —"

„Ich vergesse nie, was ich verspreche —"

„Wie viel Dank bin ich Ihnen schuldig! — Wie werde ich Ihnen beweisen können —"

„Ich wollte meinen Namen nicht entehrt sehen, er wird es nicht werden —"

„Er wird es nicht werden! Nein, er wird nicht entehrt werden, ich schwöre es, Vater."

Der Graf sah seinen Sohn mit einem seltsamen Blicke an und wiederholte:

„Nein, er soll nicht wieder entehrt werden." Dann setzte er hinzu:

„Kannst Du die Zukunft errathen?"

„Ich lese meinen Entschluß in meinem Herzen."

Der Vater Florestans antwortete nicht.

Er ging in dem Zimmer umher, die beiden Hände in die Taschen des langen Ueberrocks gesteckt.

Er sah bleich aus.

„Herr Petit=Jean," sagte Boyer, indem er einen Mann mit gemeinem, aber pfiffigem Gesichte einführte.

„Wo ist der Wechsel?" fragte der Graf.

„Hier, mein Herr," antwortete Petit=Jean (der Strohmann

des Notars Jacob Ferrand), indem er dem Grafen das Papier hinhielt.

„Ist er dies?“ sagte dieser zu seinem Sohne.

„Ja, Vater —“

Der Graf nahm nun aus seiner Westentasche 25 Tausendfrancsbillets, übergab sie seinem Sohne und sagte:

„Bezahle!“

Florestan bezahlte und nahm das Papier mit einem tiefen Seufzer.

Petit-Jean legte die Billets sorgfältig in eine alte Brieftasche und empfahl sich.

Der Graf ging mit ihm hinaus, während Florestan den Wechsel klüglicher Weise zerriß.

„So bleiben mir wenigstens die fünfundzwanzigtausend Frcs. von Clotilden. — Wenn nichts heraus kommt, — ist es ein Trost. Aber wie sie mich behandelt hat! — Was mag mein Vater dem Petit-Jean zu sagen haben?“

In diesem Augenblicke wurde eine Thür doppelt zugeschlossen, und der Vicomte fuhr zusammen.

Der Graf trat herein.

Er war noch bleicher —

„Mir war es, als hätte ich die Thür zuschließen hören, Vater.“

„Ich habe sie zugeschlossen —“

„Sie, Vater? Warum?“ fragte Florestan erstaunt.

„Das wirst Du sogleich erfahren —“

Der Graf stellte sich so, daß sein Sohn nicht auf der verborgenen Treppe fortgehen konnte, die in das Parterre hinunterführte.

Florestan wurde auf den Gesichtsausdruck seines Vaters aufmerksam und folgte allen Bewegungen desselben mit Mißtrauen.

Er empfand eine gewisse Angst, ohne sich sagen zu können warum —

„Was ist Ihnen, Vater?"

„Als Du mich heute früh sahst, hattest Du keine andre Gedanken als: mein Vater wird seinen Namen nicht entehren lassen, er wird bezahlen, wenn ich ihn durch einige erheuchelte Worte der Reue mürbe mache —"

„Können Sie glauben, daß —"

„Unterbrich mich nicht. — Ich habe mich durch Dich nicht täuschen lassen; Du kennst weder Scham noch Reue, bist durch und durch verdorben und hast nie einen rechtschaffenen Gedanken gehabt; Du stahlst nicht, so lange Du Deine Launen und Einfälle befriedigen konntest, das nennt man die Ehrlichkeit der Reichen Deines Schlages; dann kamen undelicate Dinge, darauf Gemeinheiten, endlich das Verbrechen, die Fälschung — das ist nur die erste Periode Deines Lebens, die rein und schön ist in Vergleich mit der, welche Dich erwarten würde —"

„Wenn ich mich nicht änderte, ich gestehe es, aber ich werde mich ändern, Vater, ich habe es Ihnen geschworen —"

„Du würdest Dich nicht ändern —"

„Aber —"

„Du würdest Dich nicht ändern. — Aus der Gesellschaft verbannt, in welcher Du bis jetzt lebtest, würdest Du bald Verbrechen begehen, wie die Elenden, unter die Du gestoßen sein würdest; Du würdest stehlen, im Nothfalle morden. — Das ist Deine Zukunft —"

„Ich ein Mörder!"

„Ja, weil Du feig gewesen bist.“

„Ich habe Duelle gehabt und bewiesen —“

„Ich sage Dir, daß Du feig gewesen bist. — Du hast die Schande dem Tode vorgezogen. Es würde ein Tag kommen, an welchem Du die Straflosigkeit wegen neuer Verbrechen dem Leben Anderer vorzögest. — Das darf nicht sein, ich gebe es nicht zu. Ich komme zu rechter Zeit, um wenigstens für die Zukunft meinen Namen vor öffentlicher Beschimpfung zu bewahren. — Es muß ein Ende nehmen.“

„Wie, Vater, ein Ende nehmen! Was wollen Sie damit sagen?“ rief Florestan aus, der über den entsetzlichen Ausdruck des Gesichtes seines Vaters mehr und mehr erschrak.

Mit einem Male wurde heftig an die Thür draußen geklopft; Florestan wollte öffnen, um der schauerlichen Scene ein Ende zu machen, aber der Graf erfaßte ihn mit eiserner Faust und hielt ihn zurück.

„Wer klopft?“ fragte der Graf.

„Im Namen des Gesetzes, öffnen Sie — öffnen Sie!“ antwortete eine Stimme.

„War diese Fälschung nicht die letzte?“ fragte der Graf leise, indem er seinem Sohne einen fürchterlichen Blick zuwarf.

„Ja, Vater, ich schwöre es,“ sagte Florestan, indem er sich vergebens von der kräftigen Hand seines Vaters los zu machen suchte.

„Im Namen des Gesetzes, öffnen Sie!“ wiederholte die Stimme.

„Was wollen Sie?“ fragte der Graf.

„Ich bin der Polizeicommissar dieses Bezirks und will Haussuchung anstellen wegen eines Diamantendiebstahls, dessen der Herr

von Saint Remy beschuldigt ist. Der Juwelier Baudoin hat Beweise. Wenn Sie nicht öffnen, so werde ich genöthigt sein, Gewalt zu brauchen —"

„Schon Dieb! — Ich hatte mich nicht getäuscht," sagte der Graf leise. — „Ich wollte Dich ermorden, ich habe zu lange gezögert —"

„Mich ermorden!"

„Mein Name ist geschändet genug; endigen wir; ich habe hier zwei Pistolen; Du wirst Dir eine Kugel durch den Kopf jagen, sonst schieße ich Dich selbst nieder und sage, Du hättest Dich aus Verzweiflung erschossen, um der Schande zu entgehen —"

Mit entsetzlicher Kaltblütigkeit zog der Graf ein Pistol aus der Tasche und reichte es seinem Sohne mit der Hand, die er frei hatte.

„Mach rasch ein Ende, wenn Du keine Memme bist," sagte er.

Nach neuen vergeblichen Versuchen, sich den Händen des Grafen zu entwinden, warf sich Florestan entsetzt zurück und wurde todtenbleich.

Er sah an dem schrecklichen Blicke seines Vaters, daß er kein Mitleid zu erwarten habe.

„Vater!" rief er aus.

„Du mußt sterben."

„Ich bereue —"

„Es ist zu spät. — Hörst Du? Man schlägt die Thüre ein."

„Ich will meine Fehler abbüßen —"

„Man kommt herein. — Soll ich Dir den Tod geben?"

„Erbarmen!"

„Die Thüre weicht! — Du hast es gewollt —"

Und der Graf setzte die Mündung des Pistols auf die Brust Florestans.

Der Lärm draußen verrieth wirklich, daß die Thür am andern Zimmer nicht länger widerstehen konnte.

Der Vicomte sah, daß er verloren war.

Ein plötzlicher verzweifelter Entschluß malte sich auf seiner Stirn; er wehrte sich nicht mehr gegen seinen Vater und sagte mit Festigkeit und Ergebung:

„Sie haben Recht, Vater; geben Sie her die Waffe. — Da mein Name so beschimpft ist, muß das Leben, das mich erwartet, fürchterlich sein und kann die Mühe nicht lohnen, die man sich giebt, es zu erhalten. Geben Sie mir die Waffe. Sie sollen sehen, ob ich feig bin —" Er streckte die Hand nach dem Pistol aus. — „Aber wenigstens — ein Wort, ein einziges Wort des Trostes, des Mitleides, des Lebewohls!" setzte er hinzu.

Seine zitternden Lippen, seine Bläße, sein verstörtes Aussehen verriethen seine fürchterliche Aufregung in diesem äußersten Augenblicke.

„Wenn er mein Sohn doch wäre!" dachte der Graf mit Schrecken, indem er zögernd das Pistol zurückhielt. — „Wenn er mein Sohn ist, darf ich mit diesem Opfer noch weniger zögern."

Die Thüre draußen krachte, sie war zertrümmert.

„Vater — sie kommen. — Ja, jetzt fühle ich es, der Tod ist eine Wohlthat. — Gnade! reichen Sie mir wenigstens die Hand und verzeihen Sie mir."

Trotz seiner Härte konnte sich der Graf eines Schauerns nicht erwehren, während er sagte:

„Ich verzeihe Dir —"

„Vater — die Thüre wird geöffnet, — gehen Sie den Leu=

ten entgegen, — damit man wenigstens keinen Verdacht gegen Sie hegen kann. — Wenn sie hereinkämen, würden sie mich an der That hindern —"

Man hörte mehrere Personen in dem Nebenzimmer gehen.

Florestan setzte sich das Pistol auf das Herz.

Der Schuß fiel in dem Augenblicke, als der Graf, um diesem schrecklichen Anblicke zu entgehen, das Gesicht abwendete und aus dem Zimmer stürzte —

Bei dem Knalle, bei dem Anblicke des bleichen Grafen mit verstörtem Gesicht blieb der Commissar plötzlich an der Schwelle der Thüre stehen und winkte seinen Leuten, nicht weiter zu gehen.

Er errieth Alles, da ihm Boyer gesagt hatte, der Vicomte habe sich mit seinem Vater eingeschlossen, und ehrte den großen Schmerz des Vaters.

„Todt!" rief der Graf aus, indem er die Hände auf das Gesicht schlug; „todt!" wiederholte er. „Es war recht. — Der Tod ist besser als die Schande, — aber es ist entsetzlich."

„Mein Herr," sagte der Beamte nach einer Pause — „ersparen Sie sich einen schmerzlichen Anblick; verlassen Sie das Haus. — Ich habe jetzt eine andere peinlichere Pflicht zu erfüllen, als die war, welche mich eigentlich hierher rief."

„Sie haben Recht," sprach der Graf von Saint Remy. — „Was den Bestohlenen betrifft, so sagen Sie ihm, er möge sich bei dem Banquier Dupont melden. Wie hoch werden die gestohlenen Diamanten geschätzt?"

„Auf 30,000 Frcs. ungefähr; die Person, die sie gekauft hat und durch welche der Diebstahl herausgekommen ist, gab diese Summe — Ihrem Sohne."

„Ich werde auch dies noch bezahlen können. — Der Juwelier

möge übermorgen zu meinem Banquier gehen; ich werde mich mit ihm verständigen."

Der Commissär verbeugte sich.

Der Graf ging hinaus.

Nachdem derselbe sich entfernt hatte, ging der Beamte, von diesem unerwarteten Vorfalle tief ergriffen, langsam nach dem Zimmer zu und hob die Thürvorhänge mit zitternder Hand auf.

„Niemand?" sagte er erstaunt, indem er sich in dem Zimmer umsah und nicht die geringste Spur von dem tragischen Ereignisse erblickte, das da vorgekommen sein sollte.

Dann bemerkte er die Tapetenthür und eilte dahin.

Sie war von der andern Seite verschlossen.

„Eine List also? Durch diese Thür ist er entflohen!" rief er ärgerlich aus.

Der Vicomte hatte sich vor den Augen seines Vaters das Pistol auf die Brust gesetzt, dann aber wohlweislich unter seinem Arme hin geschossen und sich dann rasch geflüchtet.

— — — — — — — — — — — — —

Trotz den sorgfältigsten Nachsuchungen in dem ganzen Hause fand man Florestan nicht.

Während des Gespräches zwischen seinem Vater und dem Polizeicommissar hatte er schnell das Boudoir, dann das Treibhaus erreicht, war von da in das Gäßchen und endlich in die elysäischen Felder gelangt.

— — — — — — — — — — — — —

Das Bild dieser schimpflichen Entartung im Reichthume ist etwas Trauriges.

Wir wissen es wohl; aber die reichen Classen haben auch ihr Elend, ihre Laster, ihre Verbrechen.

Nichts ist häufiger und betrübender, als die unsinnigen und furchtbaren Verschwendungen, die wir geschildert haben, und die immer Verarmung, Mißachtung, Gemeinheit oder Schande nach sich ziehen.

Es ist dies ein beklagenswerthes, trauriges Schauspiel, — wie wenn man ein blühendes Getraidefeld nutzlos durch ein Rudel Wild verwüsten sieht.

Das Erbe, das Eigenthum sind unverletzlich und heilig und müssen es ohne Zweifel sein.

Der erworbene oder ererbte Reichthum muß ungestraft und prächtig in den Augen der armen, leidenden Classen glänzen können.

Lange noch müssen solche entsetzliche Mißverhältnisse bestehen wie zwischen dem Millionair Saint Remy und dem Handwerker Morel.

Aber eben weil diese unvermeidlichen Mißverhältnisse durch das Gesetz geweiht, geschützt werden, sind die, welche so viele Güter besitzen, moralisch denen Rechnung schuldig, welche nur ihre Rechtschaffenheit, ihre Ergebung, ihren Muth und ihren Fleiß haben.

In den Augen des Verstandes, des Menschenrechtes und selbst des wohlverstandenen socialen Interesses sollte ein großes Vermögen ein erbliches Depot in klugen, festen, geschickten, freigebigen Händen sein, die den Auftrag hätten, dieses Vermögen fruchtbar zu machen, aber auch alles das zu beleben, zu verbessern verständen, was sich glücklicher Weise in seinem glänzenden heilbringenden Kreise befände.

Es ist bisweilen wirklich so, aber selten.

Wie viele junge Leute wie Saint Remy, die im zwanzigsten

Jahre in den Besitz eines bedeutenden Vermögens kommen, vergeuden es thörichter Weise im Müßiggange, in der Langenweile, im Laster, weil sie es nicht besser für sich selbst und Andere anzuwenden wissen!

Andere, welche die Vergänglichkeit und Unbeständigkeit der menschlichen Dinge fürchten, häufen geizig Schätze auf Schätze.

Noch Andere, die wissen, daß ein stationäres Vermögen sich mindert, geben sich, nothwendig um zu betrügen oder weil sie betrogen sind, jeder gewagten und unmoralischen Agiotage hin, welche die Regierung leider schützt und begünstigt.

Wie sollte es auch anders sein!

Wer unterrichtet die unerfahrene Jugend in jener Wissenschaft, der individuellen und dadurch auch socialen Oeconomie?

Niemand.

Der Reiche wird mit seinem Reichthume in die Gesellschaft gestoßen wie der Arme mit seiner Armuth.

Man kümmert sich eben so wenig um den Ueberfluß des Einen wie um den Mangel des Andern.

Man denkt eben so wenig daran, den Reichthum moralisch zu machen, wie die Armuth.

Liegt diese große und edle Pflicht nicht der Regierung ob?

Wenn sie sich endlich der Noth, der immer wachsenden Schmerzen der jetzt noch ergebenen Arbeiter erbarmte, eine allen verderbliche Concurrenz beseitigte, endlich einmal die drohende Frage der Arbeitsorganisation in Berathung zöge und selbst das heilsame Beispiel der Association des Geldes und der Arbeit gäbe, aber einer redlichen, verständigen, billigen Association, welche das Wohlbefinden des Arbeiters sicherte, ohne dem Vermögen des Reichen zu schaden, diese beiden Classen durch Bande der Liebe und

des Dankes vereinigte, welche gewaltigen Folgen würde diese praktische Lehre haben! Wer unter den Reichen würde dann noch schwanken zwischen

den unredlichen, unseligen Chancen der Agiotage,

den schauerlichen Genüssen des Geizes,

der thörichten Eitelkeit einer verderblichen Verschwendung,

oder einer zugleich fruchtbringenden und wohlthätigen Anlage des Geldes, welche den Wohlstand, die Moralität, das Glück und die Freude unter zwanzig Familien verbreitete?

CXIII.

Der Abschied.

Am Tage nach jenem Abende, an welchem der Graf von St. Remy durch seinen Sohn auf eine so unwürdige Weise hintergangen worden war, kam in St. Lazarus während der Erholungsstunde der Gefangenen ein rührender Auftritt vor.

Marien-Blume saß, während die andern Gefangenen umhergingen, auf einer Bank an dem Brunnen, welche bereits den Namen „Bank der Nachtigall" erhalten hatte. Die Gefangenen überließen ihr in Folge einer stillschweigenden Uebereinkunft diesen ihr liebgewordenen Platz, denn der milde Einfluß des jungen Mädchens hatte noch zugenommen.

Die Nachtigall liebte diese Bank an dem Brunnen, weil doch wenigstens das Moos, welches am Rande des Wasserbehälters wuchs, sie an das Grün der Felder erinnerte, wie das klare Wasser sie an den kleinen Bach in dem Dorfe Bouqueval erinnerte.

Für den betrübten Blick des Gefangenen ist ein Grasbüschel eine Wiese, — eine Blume ein Garten.

Marien-Blume vertraute auf die liebevollen Zusicherungen der

Frau von Harville und hatte seit zwei Tagen auf ihre Entlassung aus St. Lazarus gewartet.

Ob sie gleich keinen Grund hatte, sich über die Verzögerung dieser ihrer Entlassung aus dem Gefängnisse zu beunruhigen, so wagte sie doch kaum zu hoffen, bald ihre Freiheit zu erlangen, da sie ja an Unglück gewöhnt war.

Seit ihrer Rückkehr unter diese Geschöpfe, deren Anblick, deren Sprache jeden Augenblick in ihrer Seele die unheilbare Erinnerung an ihre frühere Schande erweckten, hatte die Traurigkeit Mariens noch mehr zugenommen und war noch drückender geworden.

Noch nicht genug.

Aus dem leidenschaftlichen, begeisterten Danke gegen Rudolph wurde für sie ein neuer Gegenstand der Unruhe, des Kummers, fast des Entsetzens.

Sie ermaß seltsamer Weise die Tiefe des Abgrundes, in welchen sie versunken gewesen war, nur um darnach den Abstand zu schätzen, der sie von jenem Manne trennte, dessen Hoheit ihr übermenschlich vorkam, von jenem Manne, der so göttlich-gütig, aber auch gegen die Bösen so furchtbar-mächtig war.

Trotz der Achtung und Verehrung, die sie für ihn empfand, fürchtete Marien-Blume leider bisweilen, in dieser Verehrung die Zeichen der Liebe zu erkennen, einer eben so tiefen wie verborgenen, so keuschen wie tiefen, so verzweiflungsvollen wie keuschen Liebe.

Die Unglückliche hatte diese betrübende Entdeckung in ihrem Herzen erst nach ihrem Gespräche mit der Frau von Harville gemacht, die selbst, ihr unbewußt, in Rudolph verliebt war.

Nach der Entfernung und den Besprechungen der Marquise hätte Marien=Blume bei dem Gedanken an ihre Freunde in Bouqueval und an Rudolph, die sie wiedersehen sollte, höchst erfreut sein sollen.

Es war dies aber nicht der Fall.

Ihr Herz wurde schmerzlich zusammengeschnürt, — unaufhörlich gedachte sie an die harten Worte, an die stolzen forschenden Blicke der Frau von Harville, als die arme Gefangene im Gespräch von ihrem Wohlthäter sich bis zum Enthusiasmus erhoben hatte.

Die Nachtigall hatte merkwürdiger Weise einen Theil des Geheimnisses der Frau von Harville errathen.

„Meine begeisterte Dankbarkeit gegen Herrn Rudolph hatte die schöne und so vornehme junge Dame verletzt," dachte Marien=Blume. „Jetzt verstehe ich ihre bittern Worte; sie sprachen eine verächtliche Eifersucht aus."

„Sie! Eifersüchtig auf mich? Sie muß ihn also lieben, und ich muß ihn auch lieben! Meine Liebe muß mich gegen meinen Willen verrathen haben."

„Ich ihn lieben —, ich das auf ewig gebrandmarkte, undankbare, elende Geschöpf, das ich bin! — Ach besser, hundertmal besser wäre da der Tod!"

Wir müssen sogleich hinzusetzen, daß die Unglückliche, die zu allen Leiden ausersehen zu sein schien, das übertrieb, was sie *ihre Liebe* nannte.

Mit ihrem innigen Dank gegen Rudolph verband sich eine unwillkührliche Bewunderung der Anmuth, der Kraft und Schönheit, die ihn vor Allen auszeichneten. Diese Bewunderung war

allerdings im höchsten Grade immateriell und rein, aber feurig und gewaltig, weil die körperliche Schönheit immer reizend ist.

Auch giebt sich die Stimme des Blutes, die so oft geläugnet und verkannt wird, so oft stumm und unbeachtet bleibt, bisweilen zu erkennen; die innige Zärtlichkeit, welche Marien-Blume für Rudolph empfand und über die sie erschrak, weil sie dieselbe in ihrer Unwissenheit falsch deutete, hatte ihre Quelle in jener räthselhaften Sympathie, die so offenbar und doch so unerklärlich ist wie die Gesichtsähnlichkeit.

Hätte Marien-Blume erfahren, daß sie die Tochter Rudolphs sei, so würde sie sich die Gewalt, die sie nach ihm hinzog, wohl erklärt und ohne Scheu die Schönheit ihres Vaters bewundert haben.

So erklärt sich die Traurigkeit Mariens, ob sie gleich, nach dem Versprechen der Frau von Harville, jeden Augenblick erwarten mußte, aus St. Lazarus entlassen zu werden.

Marien-Blume saß also, in traurigen Gedanken, auf ihrer Bank an dem Brunnen und beobachtete mit unwillkührlichem Interesse die Spiele einiger zutraulicher Vögel, welche sich ungescheut auf den Rand des Bassins setzten. Einen Augenblick hörte sie auf, an dem Kinderjüpchen zu nähen, das sie in der Hand hielt.

Brauchen wir zu sagen, daß das Jüpchen zu dem Kinderzeuge gehörte, das die Gefangenen in Folge der rührenden Verwendung Mariens der armen Mont-Saint-Jean gekauft hatten?

Die arme mißgestaltete Schutzempfohlene der Nachtigall saß zu den Füßen derselben, nähete an einem Mützchen, warf aber doch von Zeit zu Zeit auf ihre Wohlthäterin einen zugleich dankenden, schüchternen und liebevollen Blick, einen Blick, wie ihn der Hund auf seinen Herrn wirft.

Die Schönheit, die Anmuth, die Milde Mariens flößten der Unglücklichen eben so viel Liebe wie Ehrfurcht ein.

Es liegt immer etwas Heiliges, etwas Großes in dem selbst entarteten Herzen, das sich zum erstenmale der Dankbarkeit öffnet, und bis dahin hatte Niemand der Mont-Saint-Jean Gelegenheit gegeben, dieses für sie so ganz neue Gefühl kennen zu lernen.

Nach einigen Minuten zuckte Marien-Blume einigermaßen zusammen, wischte sich eine Thräne aus den Augen und begann von Neuem fleißig zu nähen.

„Wollen Sie denn nicht während der Erholungsstunde die Arbeit aussetzen, mein guter rettender Engel?" sagte die Mont-Saint-Jean zur Nachtigall.

„Ich habe kein Geld zum Ankaufe gegeben, muß also um so fleißiger arbeiten," antwortete das junge Mädchen.

„Ach Du mein Gott, wenn Sie nicht gewesen wären, hätte ich statt der schönen Leinwand und des warmen Barchents für mein Kind nur jene Lumpen, die man im Hofe in den Schmutz trat. — Ich danke den Andern recht sehr, sie sind sehr gütig gegen mich gewesen, ja — aber Sie! — Sie! Wie soll ich es nur aussprechen?" setzte die Arme zögernd hinzu, da sie nicht wußte, wie sie ihre Gedanken in Worten ausdrücken sollte. — „Sehen Sie," fuhr sie fort, „das ist die Sonne, nicht wahr?"

„Ja, Mont-Saint-Jean — ich höre aufmerksam," antwortete Marien-Blume, die ihr reizendes Gesichtchen zu dem häßlichen Gesichte ihrer Gefährtin neigte.

„Aber sie werden über mich spotten," fuhr sie traurig fort, — „ich verwickele mich in den Reden, — ich weiß nicht —"

„Reden Sie nur ungescheut, Mont-Saint-Jean."

„Wie gute Engelsaugen Sie haben!“ sagte die Gefangene, indem sie Marien=Blume mit einer gewissen Begeisterung betrachtete, — „sie ermuthigen mich, Ihre lieben Augen. — Ich will nun versuchen, ob ich sagen kann, was ich denke. Da ist die Sonne, nicht wahr? Sie ist recht warm, man sieht sie gern und erquickt sich in ihren Strahlen, nicht wahr?“

„Gewiß.“

„Aber — die Sonne hat sich nicht selbst gemacht, und wenn man gegen die Sonne dankbar ist, muß man es noch viel mehr gegen —“

„Den sein, der sie geschaffen hat, nicht wahr, Mont=Saint=Jean? Sie haben Recht; zu diesem muß man beten, ihn muß man verehren, — es ist Gott.“

„So ist es, das meinte ich,“ fiel die Gefangene freudig ein; „so ist es, ich muß dankbar gegen die Andern sein, Sie aber, die Nachtigall, muß ich anbeten, denn Sie haben die Andern, die sonst so grausam waren, so gütig gegen mich gemacht —“

„Gott müssen Sie danken, Mont=Saint=Jean, nicht mir —“

„Ach — Ihnen, — Sie sehe ich, Sie haben mir Gutes gethan —“

„Aber wenn ich gut bin, wie Sie sagen, Mont=Saint=Jean, so hat mich Gott so geschaffen, und Sie müssen also ihm danken.“

„Nun — freilich, — vielleicht doch, weil Sie es sagen,“ entgegnete die Gefangene unentschlossen, . . . „wenn es Ihnen so Vergnügen macht, — freilich —“

„Ja, meine arme Mont=Saint=Jean, beten Sie nur recht oft zu dem lieben Gott. — Sie werden so am besten beweisen, daß Sie mich ein wenig lieben —“

„Ob ich Sie liebe, Nachtigall! Mein Gott! Wissen Sie nicht mehr, was Sie zu den andern Gefangenen sagten, um sie abzuhalten, mich zu schlagen? — Ihr schlagt nicht blos sie, sondern auch ihr Kind. — So ist es auch mit der Liebe zu Ihnen; ich liebe Sie nicht blos meinetwegen, sondern auch wegen meines Kindes.“

„Ich danke, Mont-Saint-Jean, Sie machen mir mit diesen Worten Freude.“

Marien-Blume reichte gerührt der häßlichen Mont-Saint-Jean die Hand.

„Welch' schönes kleines Händchen! wie weiß und niedlich!“ sagte die Mont-Saint-Jean, indem sie zurückwich, als hätte sie sich gescheut, mit ihren plumpen, rothen und schmutzigen Händen diese reizende Hand zu berühren. Nach einiger Zögerung berührte sie indeß ehrerbietig und ganz leicht mit ihren Lippen die Fingerspitzen der Hand, die ihr Marien-Blume reichte, dann fiel sie schnell auf ihre Knie nieder und betrachtete sie mit einer gewissen Andacht.“

„Setzen Sie sich doch hierher neben mich,“ sagte die Nachtigall zu ihr.

„O nein, nein, niemals.“

„Und warum nicht?“

„Respect vor der Disciplin, wie sonst mein braver Mont-Saint-Jean sagte; die Soldaten zusammen, die Offiziere zusammen, jeder dahin, wohin er gehört.“

„Sie sind eine Thörin. — Es giebt keinen Unterschied zwischen uns beiden —“

„Keinen Unterschied? Du lieber Gott! — Und Sie sagen das, da ich Sie doch sehe, wie ich Sie sehe, so schön wie eine Königin! Lassen Sie mich immer so knieen, Sie so ansehen. —

Wer weiß, ob mein Kind Ihnen nicht ähnlich wird, wenn ich auch so häßlich bin. — Man sagt, daß bisweilen ein Blick, ... so etwas passirt —"

Dann setzte Mont-Saint-Jean traurig hinzu, weil sie in Folge eines fast unglaublichen Zartgefühls fürchtete, sie habe Marien-Blume durch diesen seltsamen Wunsch vielleicht beleidigt:

„Nein, nein; ich sage das nur im Spaße. — Sehen Sie, Nachtigall, ich würde mir nicht erlauben, Sie mit diesem Gedanken anzusehen, wenn Sie mir es nicht erlaubten. — Mein Kind wird so häßlich sein, wie ich, und es schadet nichts, ich werde es deshalb doch nicht weniger lieben. — Das arme kleine Ding ist ja nicht gefragt worden, ob es in die Welt kommen will, wie man zu sagen pflegt. — Lebt es einmal, was wird dann aus ihm werden?" setzte sie betrübt und niedergeschlagen hinzu. — „Ach ja, was wird aus ihm werden?"

Die Nachtigall schauderte bei diesen Worten.

Was konnte auch aus dem Kinde dieses armen, verachteten, tiefgesunkenen Mädchens werden? Welches Schicksal! Welche Zukunft!

„Denken Sie nicht daran, Mont-Saint-Jean," entgegnete Marien-Blume; „hoffen Sie, daß Ihr Kind auf seinem Wege menschenfreundliche Personen findet —"

„Ach, das trifft sich nicht zweimal so, sehen Sie, Nachtigall," sprach Mont-Saint-Jean bitter und kopfschüttelnd. „Ich habe Sie gefunden, das ist schon etwas Großes, und es wäre besser gewesen, — ich will Sie damit nicht kränken — wenn mein Kind dies Glück gehabt hätte, nicht ich. — Dieser Wunsch ist Alles, was ich ihm geben kann."

„Beten Sie, beten Sie, Gott wird Sie erhören.“

„Ja, ich will beten, wenn Ihnen das Freude macht, Nachtigall; vielleicht bringt es mir auch Glück. Wer hätte auch sagen können, als die Wölfin mich schlug und als ich der Sündenbock und die Zielscheibe Aller war, wer hätte sagen können, daß sich ein guter, lieber rettender Engel finden würde, der mit seiner lieben süßen Stimme stärker wäre als Alle, als die Wölfin, die so stark und so böse ist —?“

„Ja, aber die Wölfin ist so gut gegen Sie gewesen, als sie bedachte, daß Sie doppelt zu beklagen wären.“

„Das ist wahr, — und Ihnen habe ich es zu danken; auch werde ich es niemals vergessen. Aber, sagen Sie, Nachtigall, warum hat sie gebeten, woandershin gebracht zu werden, die Wölfin, da sie doch trotz ihrer Heftigkeit nicht mehr ohne Sie leben zu können schien?“

„Sie ist etwas launenhaft —“

„Es ist seltsam. — Eine, die diesen Morgen aus jenem Theile des Gefängnisses kam, wo die Wölfin jetzt ist, sagt, sie sei ganz verändert —“

„In wie fern?“

„Statt sich mit Allen zu zanken, statt zu drohen, ist sie traurig, sehr traurig, und hält sich immer allein. — Wenn man sie anredet, dreht sie sich um und antwortet nicht. Sonst schrie sie immer, jetzt ist sie stumm, ist das nicht merkwürdig? Und dann sagte die, welche mir das erzählte, noch etwas, aber ich glaube es nicht —“

„Was denn?“

„Sie will die Wölfin haben weinen sehen. — Die Wölfin und weinen! Das ist nicht möglich.“

„Die arme Wölfin! Meinetwegen hat sie sich in einen andern Theil des Gefängnisses bringen lassen; — ich habe ihr Kummer gemacht, ohne daß ich es wollte," sagte die Nachtigall traurig.

„Sie Jemandem Kummer machen, mein guter Engel."

In diesem Augenblicke trat die Aufseherin, Madame Armand, in den Hof.

Nachdem sie sich nach der Nachtigall umgesehen hatte, kam sie freundlich lächelnd auf sie zu.

„Gute Nachricht, mein Kind!"

„Was sagen Sie, Madame?" fragte die Nachtigall, indem sie aufstand.

„Ihre Freunde haben Sie nicht vergessen und ihre Freilassung bewirkt. — Der Herr Director hat eben die Anzeige erhalten —"

„Wäre es möglich, Madame! Welches Glück!"

Marien-Blume war so bewegt, daß sie erbleichte, die Hand auf ihr heftig schlagendes Herz legte und wieder auf ihre Bank sank.

„Beruhigen Sie sich, mein Kind," sagte Madame Armand gütig zu ihr; „zum Glück sind solche Erschütterungen nicht gefährlich."

„Ach, Madame, wie viel Dank —!"

„Ohne Zweifel hat die Frau Marquise von Harville Ihre Freilassung bewirkt. — Es ist eine alte Dame da, welche sie zu den Personen bringen soll, welche Antheil an Ihnen nehmen. Warten Sie auf mich, ich werde Sie mit mir nehmen, nachdem ich ein Paar Worte in dem Arbeitssaale gesagt habe."

Schwer zu schildern dürfte der Ausdruck von Trostlosigkeit sein, welcher die Züge der armen Mont-Saint-Jean verdüsterte, als sie erfuhr, daß ihr guter Rettungsengel, wie sie die Nachtigall nannte, St. Lazarus verlassen solle.

Der Schmerz dieser Unglücklichen lag weniger in der Besorgniß, von Neuem in dem Gefängnisse Mißhandlungen dulden zu müssen, als in dem Kummer, sich von dem einzigen Wesen getrennt zu sehen, das ihr jemals Theilnahme geschenkt hatte.

Sie saß noch immer vor der Bank und griff mit beiden Händen an die starren Haarbüschel, welche unter ihrer schwarzen Mütze hervorquollen, als wollte sie dieselben ausreißen; bald aber wich dieser heftige Schmerz der Niedergeschlagenheit; sie ließ den Kopf sinken und saß da, stumm und unbeweglich, die Stirn auf ihre Hände, die Elnbogen auf die Kniee gestützt.

Marien-Blume schauderte, trotz ihrer Freude darüber, daß sie das Gefängniß verlassen sollte, unwillkührlich bei der Erinnerung an die Eule und den Schulmeister, da es ihr einfiel, daß sie diesen beiden Unmenschen hatte schwören müssen, ihren Wohlthätern von ihrem traurigen Schicksale nichts zu sagen.

Diese trüben Gedanken schwanden indeß bald vor der Hoffnung, daß sie Bouqueval, Madame Georges und Rudolph wiedersehen würde, dem sie die Wölfin und Martial zu empfehlen gedachte. Es war ihr sogar, als ob die aufgeregten Gefühle, welche sie sich zum Vorwurfe machte, sich beruhigen würden, sobald sie nicht mehr durch den Gram und die Einsamkeit genährt würden, sobald sie ihre ländlichen Arbeiten wieder beginne, mit denen sie sich so gern in Gesellschaft der braven Bewohner der Meierei beschäftigte.

Erstaunt über das Schweigen ihrer Gefährtin, dessen Ursache sie nicht muthmaßte, legte die Nachtigall ihre Hand auf die Achsel der Mont-Saint-Jean und sagte zu ihr:

„Mont-Saint-Jean, kann ich Ihnen nicht in etwas nützlich sein, da ich nun frei bin?“

Die Gefangene zuckte zusammen, als sie die Hand der Nachtigall fühlte, ließ ihre Arme auf die Kniee sinken und wendete ihr von Thränen überströmtes Gesicht zu dem jungen Mädchen empor.

Es lag in dem Gesichte der Mont-Saint-Jean ein so tiefer Schmerz, daß ihre Häßlichkeit gänzlich verschwand.

„Mein Gott, was ist Ihnen?“ sagte die Nachtigall zu ihr; „warum weinen Sie so?“

„Sie gehen fort!“ murmelte die Gefangene schluchzend. „Ich hatte nicht daran gedacht, daß Sie uns jeden Augenblick verlassen könnten, und daß ich Sie nie, — nie wiedersehen würde.“

„Ich versichere, daß ich mich immer Ihrer Freundschaft erinnern werde, Mont-Saint-Jean.“

„Mein Gott! mein Gott! Und ich liebte Sie so sehr! Wenn ich da zu Ihren Füßen saß, war es mir, als wäre ich gerettet, als hätte ich nichts mehr zu fürchten. — Ich meine nicht die Schläge, die ich nun vielleicht wieder von den Andern bekomme, — ich kann viel aushalten; es war mir, als wären Sie mein guter Engel, und als brächten Sie meinem Kinde Glück, weil Sie Mitleid mit mir hatten. Sehen Sie, wenn man immer gemißhandelt worden ist, fühlt man die Freundlichkeit mehr als Andere.“ Dann unterbrach sie sich, schluchzte laut und rief aus: „nun ist es vorbei! — nun ist es vorbei! — Es mußte einmal so kommen.

— Es ist meine Schuld, warum habe ich nie daran gedacht — Es ist vorbei! — Nichts — nichts mehr —"

„Fassen Sie Muth, ich werde an Sie denken, wie Sie an mich denken werden."

„O, wenn man mich in Stücke zerhackte, ich werde Sie nicht verläugnen, nicht vergessen. — Und wenn ich alt, steinalt werde, immer wird mir Ihr schönes Engelsgesicht vor den Augen stehen. Das erste Wort, das ich mein Kind lehre, ist Ihr Name, Nachtigall, denn Ihnen verdankt es, daß es nicht erfroren ist."

„Hören Sie mich an, Mont-Saint-Jean," sagte Marien-Blume, tief gerührt; „für Sie kann ich Ihnen nichts versprechen, obgleich ich recht mildthätige Menschen kenne, aber etwas Anderes ist es mit Ihrem Kinde; das ist ganz unschuldig, und die Personen, die ich meine, werden es vielleicht erziehen lassen, wenn Sie sich von ihm trennen können —"

„Ich mich von ihm trennen? Nie, niemals!" rief Mont-Saint-Jean begeistert aus. „Was sollte aus mir werden, da ich so viel auf das Kind gerechnet habe?"

„Aber wie wollen Sie das Kind erziehen? Es muß ehrlich werden, und dazu —"

„Muß es ehrlicher Leute Brod essen, nicht wahr, Nachtigall? Ich glaube es, das ist mein Ehrgeiz, und ich sage mir es alle Tage. — Auch werde ich ehrlich, wenn ich wieder aus dem Gefängnisse fort bin, — ich sammle Lumpen, kehre die Straßen, sündigen werde ich gewiß nicht wieder. Man ist das, wenn nicht sich selbst, doch seinem Kinde schuldig, wenn man die Ehre hat, eins zu haben —," setzte sie mit einem gewissen Stolze hinzu.

„Wer soll Ihr Kind hüten und warten, wenn Sie arbeiten?" fuhr die Nachtigall fort; „wäre es nicht besser, wenn es sich thun läßt, wie ich hoffe, Sie gäben es auf das Land zu braven Leuten, die es zu einem arbeitsamen, ehrlichen Mädchen oder zu einem fleißigen Burschen erzögen? Sie könnten es von Zeit zu Zeit besuchen, und vielleicht fänden Sie auch einmal Gelegenheit, ganz zu ihm zu ziehen. Auf dem Lande lebt man so wohlfeil."

„Aber mich von ihm zu trennen? Das Kind ist meine ganze Freude, da ich Niemanden habe, der mich liebt —"

„Sie müssen mehr an das Kind denken als an sich, arme Mont-Saint-Jean. Nach zwei oder drei Tagen werde ich an Madame Armand schreiben, und wenn die Frage wegen Ihres Kindes, die ich thun will, eine günstige Aufnahme findet, so brauchen Sie von ihm nicht mehr zu sagen, was mir eben in das Herz schnitt: „ach, mein Gott, was wird aus ihm werden?"

Die Aufseherin, Madame Armand, unterbrach das Gespräch; sie kam, um Marien-Blume abzuholen.

Mont-Saint-Jean sank, nachdem sie nochmals laut geschluchzt und die Hände des jungen Mädchens mit heißen Thränen benetzt hatte, in völliger Verzweiflung auf die Bank und dachte nicht einmal mehr an das Versprechen, welches Marien-Blume ihr wegen ihres Kindes gegeben hatte.

„Die Arme!" sagte Madame Armand, indem sie mit Marien-Blume den Hof verließ. „Ihre Dankbarkeit gegen Sie giebt mir eine bessere Meinung von ihr."

Die andern Gefangenen äußerten ihre Freude, als sie erfuhren, daß die Nachtigall begnadigt sei, ohne wegen dieser Gunst neidisch zu sein. Einige drängten sich um Marien-Blume, nah-

men herzlichen Abschied von ihr und wünschten ihr aufrichtig Glück wegen ihrer schnellen Entlassung.

„Was wahr ist, bleibt wahr," sagte Eine; „die kleine Blondine hat uns zu einem guten Augenblicke verholfen, — als wir für das Kinderzeug der Mont-Saint-Jean zusammensteuerten. — Daran wird man in St. Lazarus denken."

Als Marien-Blume das Gefängnißgebäude mit der Aufseherin verlassen hatte, sagte diese zu ihr:

„Nun, mein Kind, gehen Sie in die Garderobe, um die Gefangenen-Kleidung abzulegen und Ihren Anzug wieder anzuziehen, der Ihnen so gut stand. — Leben Sie wohl, — Sie werden glücklich sein, denn Sie begeben sich unter den Schutz achtbarer Personen und verlassen dieses Haus, um es nie wieder zu betreten. — Sehen Sie nur —," sagte Madame Armand, in deren Augen Thränen traten, „ich kann es Ihnen nicht verschweigen, wie lieb ich Sie schon gewonnen hatte." Dann setzte sie hinzu, als sie sah, daß auch die Augen des Mädchens feucht wurden: „Sie zürnen mir nicht, daß ich Sie beim Abschiede noch traurig mache?"

„Ach, Madame, verdanke ich es nicht Ihrer Empfehlung, daß die junge Dame, die meine Freilassung erwirkt hat, sich für mich interessirte?"

„Ja, und ich freue mich über das, was ich gethan habe. — Meine Ahnungen haben mich nicht getäuscht —"

In diesem Augenblicke hörte man Glockentöne.

„Die Arbeitsstunde beginnt, ich muß umkehren! Leben Sie wohl, mein Kind, leben Sie wohl."

Madame Armand, die so gerührt war wie Marien-Blume, küßte sie zärtlich, dann sagte sie zu einem der Leute:

„Führen Sie Mademoiselle in die Garderobe."

Eine Viertelstunde später trat Marien=Blume, als Landmädchen gekleidet, wie wir sie in Bouqueval gesehen haben, in das Bureau, wo Madame Seraphin sie erwartete.

Die Haushälterin des Notars Jacob Ferrand holte die Unglückliche ab, um sie auf die Insel des Aussuchers zu begleiten.

CXIV.

Erinnerungen.

Jacob Ferrand hatte leicht und schnell die Freilassung der Marien-Blume erlangt, die von einem einfachen administrativen Beschlusse abhing.

Nachdem er durch die Eule den Aufenthalt der Nachtigall in St. Lazarus erfahren, hatte er sich sogleich an einen seiner Clienten, einen ehrenwerthen und einflußreichen Mann, gewendet und diesem gesagt, ein junges Mädchen, das anfangs allerdings auf Abwege gekommen sei, jetzt aber aufrichtige Reue fühle und neuerdings in St. Lazarus eingesperrt worden, sei der Gefahr ausgesetzt, durch den Umgang mit den andern in ihren guten Vorsätzen wieder erschüttert zu werden. Da ihm, hatte Jacob Ferrand hinzugesetzt, das Mädchen durch achtbare Personen dringend empfohlen worden sei, die sich ihrer annehmen wollten, sobald sie aus dem Gefängnisse entlassen, so ersuche er seinen vielvermögenden Gönner im Namen der moralischen Religion und im Interesse der Unglücklichen, sich für die Freilassung derselben zu verwenden.

Auch hatte der Notar, um sich vor jeder weitern Nachfor-

schung sicher zu stellen, seinen Gönner vor allen Dingen und dringend gebeten, ihn bei der Ausführung dieses guten Werkes nicht zu nennen. Dieser Wunsch, den man der menschenfreundlichen Bescheidenheit Ferrands, des eben so frommen wie angesehenen Mannes, zuschrieb, wurde gewissenhaft befolgt. Die Freilassung der Marien-Blume wurde blos unter dem Namen des Gönners erbeten, der, um sich noch gefälliger zu zeigen, dem Notar den Entlassungsbefehl direct zuschickte, damit er denselben den Beschützern des jungen Mädchens zufertigen könnte.

Madame Seraphin übergab den Entlassungsbefehl dem Director des Gefängnisses und setzte hinzu, sie habe den Auftrag, die Nachtigall zu den Personen zu bringen, welche sich für dieselbe interessirten.

Nach den vortrefflichen Zeugnissen, welche die Aufseherin der Frau von Harville über Marien-Blume gegeben hatte, zweifelte Niemand, daß dieselbe ihre Freilassung der Vermittelung der Marquise verdanke.

Die Haushälterin des Notars konnte deshalb das Mißtrauen ihres Opfers in keiner Weise erregen.

Madame Seraphin konnte bei Gelegenheit eine recht gutmüthige Miene annehmen, und es gehörte ein ziemlicher Grad von Beobachtungskunst hinzu, um etwas Hinterlistiges, Falsches und Grausames in ihrem Blicke, in ihrem heuchlerischen Lächeln zu erblicken.

Trotz ihrer tiefen Verdorbenheit, die sie zur Mitschuldigen oder Mitwisserin der Verbrechen ihres Herrn gemacht hatte, fiel der Madame Seraphin die rührende Schönheit des jungen Mädchens auf, die sie als Kind der Eule überliefert hatte, und die sie jetzt zum sicheren Tode führen wollte.

„Nun, meine liebe Mademoiselle," sagte Madame Seraphin mit süßlicher Stimme, „Sie sind gewiß recht froh, aus dem Gefängnisse herauszukommen."

„Ach ja, Madame, und gewiß verdanke ich diese Gnade der Gunst der Frau von Harville, die so gütig gegen mich war?"

„Sie irren sich nicht. — Aber kommen Sie, wir haben uns schon etwas verspätigt und müssen noch einen weiten Weg machen —"

„Wir gehen nach Bouqueval, zu der Madame Georges, nicht wahr?" fragte die Nachtigall.

„Ja — wir gehen auf das Land, zu Madame Georges," antwortete die Haushälterin, um jeden Argwohn des Mädchens zu entfernen. Dann setzte sie hinzu: „aber nicht sogleich; ehe Sie Madame Georges sehen, steht Ihnen eine kleine Ueberraschung bevor. — Kommen Sie, kommen Sie, . . . der Fiacre wartet. — Wie frei müssen Sie jetzt aufathmen, liebe Mademoiselle, da Sie das Gefängniß hinter sich haben!"

Madame Seraphin verbeugte sich vor dem Secretair und ging mit der Nachtigall fort.

Ein Diener folgte ihnen, um ihnen das Thor zu öffnen.

Dieses hatte sich hinter den beiden Frauen wieder geschlossen, und sie standen unter dem großen Portal, das auf die Straße Faubourg-Saint-Denis geht, als sie einem jungen Mädchen begegneten, das ohne Zweifel eine Gefangene besuchen wollte.

Es war Lachtaube, — die immer flinke und zierliche Lachtaube. Ein sehr einfaches, aber frisches und mit kirschrother Bandschleife ausgeputztes Häubchen faßte ihr hübsches Gesicht ein; ein sehr weißer Kragen fiel auf ihren langen brauncarrirten Shawl. Am Arme trug sie ein Strohkörbchen, und in Folge ihres vorsich-

tigen Ganges waren ihre Stiefelchen völlig rein, ob sie gleich weit her kam.

„Lachtaube!“ rief Marien=Blume aus, als sie ihre ehemalige Gefängnißgenossin erkannte.

„Nachtigall!“ rief ihrerseits die Grisette.

Und die Mädchen sanken einander in die Arme.

Man kann sich nichts Lieblicheres denken als den Contrast dieser beiden sechszehnjährigen Mädchen, die einander umschlungen hielten, beide so hübsch und doch ganz verschieden waren:

Die eine, blond, mit großen blauen, melancholischen Augen, einem idealen, etwas bleichen, englischreinen Profil; die andere, eine pikante Brunette mit vollen rothen Wangen, schönen schwarzen Augen und heiterer Miene, ein reizendes Bild der Jugend und Sorglosigkeit, ein seltenes Beispiel von Glück in der Armuth, der Rechtlichkeit bei aller Verlassenheit und der Freude bei der Arbeit.

Nachdem die beiden jungen Mädchen einander aufrichtig geliebkost hatten, sahen sie einander an.

Lachtaube war über dieses Zusammentreffen hocherfreut; Marien=Blume konnte ihre Verlegenheit nicht bergen. Der Anblick ihrer Freundin erinnerte sie an die wenigen Tage des ruhigen Glückes, die ihrer ersten Entwürdigung vorausgegangen waren.

„Du bist es? Welches Glück!“ rief Lachtaube nochmals aus.

„Ja, . . welche liebe Ueberraschung! Wir haben einander so lange nicht gesehen,“ antwortete die Nachtigall.

„Jetzt wundere ich mich nicht mehr, Dich seit sechs Monaten nicht gesehen zu haben,“ fuhr Lachtaube mit einem Blicke auf die ländliche Kleidung der Nachtigall fort: „Du wohnst auf dem Lande?“

„Ja — seit einiger Zeit,“ antwortete Marien-Blume mit niedergeschlagenen Augen.

„Und Du willst wie ich Jemanden in dem Gefängnisse besuchen?“

„Ja — ich habe — ich habe Jemanden besucht,“ sagte Marien-Blume stotternd und erröthend.

„Jetzt gehst Du nach Hause? wohl weit fort von Paris? Liebe kleine Nachtigall, Du bist immer so gut, daran erkenne ich Dich. — Erinnerst Du Dich noch der armen Frau, die niedergekommen war und der Du Deine Matratze, Wäsche und das wenige Geld gabst, das Du noch besaßest und das wir auf dem Lande verzehren wollten? Damals schon liebtest Du das Land —“

„Und Dir gefiel es gar nicht, Lachtaube, aber Du warst so gefällig und begleitetest mich nur meinetwegen.“

„Doch auch meinetwegen, denn Du warst immer ein wenig ernst und wurdest so zufrieden, so heiter, so lustig, sobald Du auf dem Felde oder im Walde warst, daß es mir schon Vergnügen machte, Dich zu sehen. Aber laß mich Dich ansehen! Wie gut Dir das runde Häubchen steht! Wie hübsch Du geworden bist! Ja, ja, es war Deine Bestimmung, ein Bauernhäubchen zu tragen, wie es die meinige war, ein Grisettenhäubchen zu tragen. Du hast Deinen Wunsch erreicht und mußt nun recht zufrieden sein, das wundert mich nicht. — Als ich Dich nicht mehr sah, dachte ich bei mir: die gute kleine Nachtigall ist nicht für Paris geschaffen; sie ist ein wahres Waldblümchen, und diese Blumen gedeihen in der Hauptstadt nicht; die Luft da sagt ihnen nicht zu. Die Nachtigall wird also zu braven Leuten auf das Land gegangen sein, und das hast Du denn wirklich gethan, nicht wahr?“

„Ja —,“ antwortete Marien-Blume erröthend.

„Einen Vorwurf habe ich Dir aber doch zu machen.“

„Mir?“

„Du hättest mir es anzeigen sollen; man läuft doch nicht so von einander fort und giebt seinen Freundinnen wenigstens Nachricht.“

„Ich —, ich habe Paris so schnell verlassen,“ antwortete Marien-Blume in immer größerer Verlegenheit, „daß mir es nicht möglich war —“

„Ich bin ja auch nicht böse darüber, — ich freue mich zu sehr, Dich wiederzusehen. Du hast recht daran gethan, Paris zu verlassen; es ist so schwer, hier ruhig zu leben, ungerechnet, daß ein armes einzelnes Mädchen, ohne es zu wollen, auf einen schlechten Weg kommen kann. Wenn man Niemanden kennt, der Einem einen guten Rath giebt, — die Männer versprechen immer so viel, und — die Armuth thut bisweilen so weh. Erinnerst Du Dich noch der kleinen Julie, die so hübsch war, und der Rosine, der Blondine mit den schwarzen Augen?“

„Ja, ich erinnere mich ihrer —“

„Nun, siehst Du, arme Nachtigall, sie sind beide hintergangen und dann verlassen worden. Von Unglück zu Unglück sanken sie tiefer und tiefer, bis sie solche schlechte Mädchen wurden, die man hier einsperrt —“

„Ach Gott!“ rief Marien-Blume aus, die den Kopf sinken ließ und feuerroth wurde.

Lachtaube, welche die Bedeutung dieses Ausrufes ihrer Freundin nicht errieth, fuhr fort:

„Sie sind sehr schlecht, sehr verächtlich selbst, wenn Du willst, aber wir dürfen nicht zu streng gegen die Andern sein, weil wir beide rechtlich geblieben sind, Du, weil Du auf dem Lande bei

braven Leuten lebtest, ich, weil ich keine Zeit mit Liebhabern zu verlieren hatte, weil ich ihnen meine Vögel vorzog und mein größtes Glück darin fand, mir durch meine Arbeit eine hübsche kleine Wirthschaft zu erwerben. — Wer weiß, ob nicht Gelegenheit, Betrug und Noth viel zum Verderben der Rosine und Julie beitrugen, und ob wir es an ihrer Stelle nicht auch so gemacht hätten —"

„Ach," sprach Marien-Blume bitter, „ich klage sie nicht an, ich bedaure sie."

„Wir haben Eile, liebe Mademoiselle," sagte Madame Seraphin, indem sie ungeduldig ihrem Opfer den Arm bot.

„Gestatten Sie uns nur noch einige Augenblicke, Madame; ich habe meine arme Nachtigall so lange nicht gesehen," entgegnete Lachtaube.

„Es ist spät, schon drei Uhr, und wir haben noch einen weiten Weg vor uns," sagte Madame Seraphin, für welche dieses Zusammentreffen sehr unangenehm war. Dann setzte sie hinzu:

„Ich bewillige noch zehn Minuten —"

„Und Du?" fragte Marien-Blume, indem sie die Hände der Freundin in die ihrigen nahm; „Du besitzest einen so glücklichen Charakter! Bist Du immer heiter, immer zufrieden?"

„Ich war es bis vor wenigen Tagen, jetzt aber..."

„Hast Du Kummer?"

„Ich? Ja wohl, ja wohl. Ich freilich habe mich nicht geändert, aber leider ist nicht Jedermann so wie ich. Da nun Andere Kummer haben, so leide ich mit —"

„Immer so gut!"

„Denke Dir nur, ich komme hierher, um ein armes Mädchen zu besuchen, — eine Nachbarin, eine gutmüthige Seele, der man

ganz mit Unrecht ein Verbrechen schuld giebt und die recht zu beklagen ist. Sie heißt Louise Morel und ist die Tochter eines ehrlichen Handwerkers, der vor übergroßem Unglück den Verstand verloren hat —"

Madame Seraphin zuckte zusammen, als sie Louise Morel, Eines der Opfer des Notars, nennen hörte, und sah Lachtaube aufmerksam an.

Das Gesicht des Mädchens war ihr völlig unbekannt; nichtsdestoweniger horchte die Haushälterin von nun an weit aufmerksamer auf das Gespräch der beiden jungen Mädchen.

„Die Arme!" entgegnete die Nachtigall; „wie muß sie sich freuen, daß Du sie in ihrem Unglücke nicht vergißt."

„Das ist noch nicht Alles. Wie Du mich da siehst, komme ich weit her, aus einem andern — Gefängnisse, aus einem Männergefängnisse."

„Du aus einem Männergefängnisse?"

„Leider ja; ich habe da einen andern armen, recht traurigen Bekannten. — Sieh mein Körbchen da, — es ist in zwei Hälften getheilt, und jede Seite hat ihre Bestimmung; heute bringe ich Louisen etwas Wäsche, und letzthin brachte ich auch dem armen Germain etwas, — mein Gefangener heißt Germain. — Ich kann an das, was mir mit ihm begegnet ist, nicht denken, ohne daß mir die Thränen in die Augen treten; es ist das dumm, ich weiß es, daß es nicht der Mühe werth ist, aber ich bin nun einmal so."

„Und warum treten Dir die Thränen in die Augen?"

„Denke Dir, Germain ist so unglücklich, weil man ihn mit den Bösewichtern in dem Gefängnisse zusammengesperrt hat, daß er ganz niedergeschlagen dasitzt, zu Nichts Lust hat, nicht ißt und

zusehends abmagert. Ich bemerkte dies und dachte bei mir: er hat keinen Hunger, ich will ihm etwas mitnehmen, was er sehr liebte, als er mein Nachbar war, — das wird ihm wieder Appetit machen. — Es war gar nichts Besonderes, schöne gelbe Kartoffeln mit etwas Milch und Zucker — Kartoffelmus. — Ich füllte damit eine hübsche Tasse, trug es ihm in sein Gefängniß und sagte, ich hätte es selbst gemacht, wie sonst, in guter Zeit — du verstehst mich schon —. Ich glaubte ihm damit Appetit zu machen, — ja, Du mein Gott! —"

„Nun?"

„Die Thränen traten ihm in die Augen, als er die Tasse erblickte, aus der ich so oft in seiner Gegenwart meine Milch getrunken hatte, — er weinte wirklich, und endlich weinte ich selbst mit, ob ich es gleich gar nicht wollte. Da siehst Du, wie schlecht es mir geht; ich glaubte ihn aufzuheitern und betrübte ihn nur noch mehr —"

„Ja, aber diese Thränen werden ihm sehr süß gewesen sein."

„Lieber wäre mir es doch gewesen, wenn ich ihn auf andere Weise hätte trösten können. Aber ich spreche da von ihm, ohne Dir zu sagen, wer er ist; er ist ein ehemaliger Nachbar von mir, der rechtlichste Mensch von der Welt, so sanft, so schüchtern wie ein Mädchen, und ich liebte ihn wie einen Bruder —"

„Nun begreife ich, daß Dir sein Kummer das Herz auch schwer macht."

„Nicht wahr? Aber Du sollst sehen, wie gut er ist. Als ich fortging, fragte ich ihn wie gewöhnlich, was er zu bestellen habe, und sagte lachend, um ihn aufzuheitern, ich sei seine kleine Wirthschafterin und würde recht pünktlich, recht fleißig sein, um mir seine Kundschaft zu erhalten. Da zwang er sich auch zum

Lachen und bat mich, ihm einen der Romane von Walter Scott zu bringen, die er mir sonst Abends, während ich arbeitete, vorgelesen. Der Roman heißt Ivan —, Ivanhoe, ja, richtig — das Buch gefiel mir so gut, daß er mir es zweimal vorgelesen hat. — Der arme Germain, er war so gefällig!"

„Er will eine Erinnerung an jene vergangene glückliche Zeit haben —"

„Freilich, denn er bat mich auch, in dieselbe Leihbibliothek zu gehen und dieselben Bände, die wir mit einander gelesen, nicht zu leihen, sondern zu kaufen — ja, sie zu kaufen. — Du kannst Dir denken, welches Opfer das für ihn ist, denn er ist so arm wie wir."

„Ein vortreffliches Herz!" sagte die Nachtigall bewegt.

„Siehst Du, es rührt Dich auch, wie es mich rührte, als er mir diesen Auftrag gab, meine gute Nachtigall; Du kannst Dir aber denken, daß ich um so mehr zu lachen suchte, je näher mir das Weinen kam, denn zweimal bei einem Besuche zu weinen, den ich gemacht hatte, um den Gefangenen zu erheitern, wäre doch zu viel gewesen. Um das zu ändern, erinnerte ich ihn an die drolligen Geschichten von einem Juden, der in dem Romane vorkommt, und über den wir sonst viel gelacht hatten. Jemehr ich aber sprach, um so reichlicher strömten ihm die Thränen aus den Augen. Das schnitt mir ins Herz; vergebens drängte ich die Thränen eine Viertelstunde lang zurück, endlich mußte ich doch mit weinen. Als ich ihn verließ, schluchzte er, und ich sagte, aufgebracht über meine eigene Dummheit: wenn ich ihn auf diese Weise tröste und aufheitere, verlohne es sich der Mühe nicht, zu ihm zu gehen —"

Madame Seraphin hatte, als sie den Namen Germains, des

zweiten Opfers des Notars, vernommen, noch einmal so aufmerksam zugehört.

„Und was hat der junge Mann gethan, daß er im Gefängnisse ist?“ fragte Marien-Blume.

„Er!“ rief Lachtaube, deren Rührung jetzt dem Unwillen wich, „er wird durch einen alten abscheulichen Notar verfolgt, der auch Louisen angezeigt hat.“

„Louisen, die Du hier besuchen willst?“

„Ja, sie war im Dienst bei dem Notar, und Germain war sein Cassirer. Es würde zu lange dauern, wenn ich Dir erzählen wollte, was er dem armen jungen Manne mit Unrecht schuld giebt. Der alte schlechte Mann ist wie besessen gegen die beiden Unglücklichen, die ihm nie etwas zu Leide gethan haben. Aber nur Geduld — die Reihe wird auch an ihn kommen.“

Lachtaube sprach diese letztern Worte mit einem Ausdrucke, der Madame Seraphin beunruhigte. Sie mischte sich von nun an in die Erzählung und sagte schmeichelnd zu Marien-Blume:

„Meine liebe Mademoiselle, es ist spät, wir müssen fort, — man wartet auf uns. Ich sehe wohl ein, daß das, was Ihre Freundin Ihnen erzählt, Sie sehr interessirt, denn mich rührt es, ob ich gleich das junge Mädchen und den jungen Mann nicht kenne. Kann es so schlechte Menschen geben! Wie heißt denn der abscheuliche Notar, von dem Sie sprechen, Mademoiselle?“

Lachtaube hatte keine Ursache, der Madame Seraphin zu mißtrauen, sie gedachte aber an die Empfehlungen Rudolphs, welcher ihr die größte Vorsicht in Bezug auf den Schutz angerathen hatte, welchen er insgeheim Germain und Louisen angedeihen ließ, und bereute die Worte: „Geduld! Die Reihe wird auch an ihn kommen.“

„Dieser schlechte Mensch heißt Ferrand, Madame," fuhr Lachtaube fort, dann setzte sie aber klug hinzu, um ihren ersten Fehler wieder gut zu machen:

„Und es ist um so schlechter von ihm, Louisen und Germain zu peinigen, da sie Niemanden haben, der sich ihrer annimmt, mich ausgenommen, und ich kann ihnen nicht viel nützen."

„Wie Schade!" antwortete Madame Seraphin, „ich hatte das Gegentheil gehofft; als Sie sagten: aber Geduld! — da glaubte ich, Sie rechneten auf irgend einen Beschützer, der sich der beiden Unglücklichen gegen den schlechten Notar annehmen würde."

„Ach nein, Madame," fuhr Lachtaube fort, um den Argwohn der Madame Seraphin gänzlich zu zerstreuen. „Wer sollte so edel sein, sich der beiden armen jungen Leute gegen einen reichen und mächtigen Mann anzunehmen, wie es dieser Ferrand ist!"

„Ach, es giebt doch so edle Herzen," fiel Marien-Blume nach einigem Nachdenken und mit kaum verhaltener Begeisterung ein. „Ja, ich kenne Jemanden, der es sich zur Pflicht macht, die Leidenden zu schützen und zu vertheidigen; er, den ich meine, ist gegen rechtliche Leute so hülfreich, wie für die Bösen furchtbar."

Lachtaube sah die Nachtigall erstaunt an und war nahe daran, da sie an Rudolph dachte, zu entgegnen, sie kenne auch Jemanden, der die Partei des Schwachen gegen den Starken nehme; da sie aber treu beobachten wollte, was ihr Nachbar ihr anempfohlen hatte, so antwortete sie der Freundin:

„Wirklich? Du kennst Jemanden, der edel genug wäre, den armen Leuten zu Hülfe zu kommen?"

„Ja, — und obgleich ich sein Mitleiden und seine Wohlthaten schon für andere Personen in Anspruch zu nehmen habe, so bin ich doch überzeugt, daß, wenn ihm das unverdiente Unglück

Louisens und Germains bekannt wäre, er sie retten und ihren Verfolger strafen würde, denn seine Gerechtigkeit und seine Güte sind unerschöpflich, wie die Gerechtigkeit und die Güte Gottes —"

Madame Seraphin sah ihr Opfer mit Verwunderung an.

„Sollte das Mädchen noch gefährlicher sein als wir glaubten?" dachte sie bei sich. „Wenn ich mit ihr hätte Mitleiden haben können, so würde das, was sie jetzt sagt, den Unfall, der uns von ihr befreien soll, unvermeidlich machen."

„Da Du einen so guten Menschen kennst, meine liebe Nachtigall, so empfiehl ihm meine Louise und meinen Germain, denn sie verdienen ihr schlimmes Schicksal nicht," sagte Lachtaube, die der Meinung war, ihre Freunde könnten nur gewinnen, wenn sie zwei Beschützer hätten statt des einen.

„Sei ruhig, ich verspreche Dir, bei dem Herrn Rudolph für Deine Schützlinge zu thun, was ich vermag," sagte Marien-Blume.

„Rudolph!" rief Lachtaube, seltsam überrascht, aus.

„Ja, Rudolph," wiederholte die Nachtigall.

„Rudolph! — ein Reisediener?"

„Ich weiß nicht, was er ist. — Aber warum erstaunst Du so?"

„Weil ich auch einen Herrn Rudolph kenne."

„Dieser kann nicht derselbe sein."

„Wir wollen das gleich sehen. Wie sieht er aus."

„Jung."

„Richtig."

„Ein edles, gutmüthiges Gesicht."

„Richtig! Aber mein Gott, so sieht der meinige auch aus,"

entgegnete Lachtaube, die sich mehr und mehr verwunderte und hinzusetzte: „Ist er braun? Hat er einen kleinen Schnurrbart?“

„Ja.“

„Er ist groß und schlank, — hat eine herrliche Taille und sieht für einen Reisediener sehr vornehm aus. — Ist das bei dem Deinigen auch so?“

„Gewiß,“ antwortete Marien-Blume; „er ist es, aber ich wundere mich, daß Du ihn für einen Reisediener hältst.“

„Was das betrifft, so bin ich meiner Sache gewiß, denn er hat es mir selbst gesagt.“

„Du kennst ihn?“

„Ob ich ihn kenne! Er ist ja mein Nachbar.“

„Herr Rudolph?“

„Er hat ein Zimmer im vierten Stock neben dem meinigen.“

„Er! Er!“

„Ist das so wunderbar? Ich denke, das ist ganz einfach; er verdient jährlich nur funfzehn- bis achtzehnhundert Francs und kann sich also nur eine bescheidene Wohnung nehmen. Freilich scheint er auch nicht viel Ordnung zu halten, denn er weiß nicht einmal, was sein Rock kostet, — mein Herr Nachbar —“

„Nein, nein, das ist nicht derselbe,“ sagte Marien-Blume nachdenkend.

„Der Deinige ist wohl ein Muster von Ordnung?“

„Der, von welchem ich spreche, siehst Du, Lachtaube,“ sagte Marien-Blume in Begeisterung, „ist allmächtig, — man spricht seinen Namen nur mit Liebe und Verehrung aus, — sein Blick schon bringt in Verlegenheit und imponirt; man ist versucht, vor ihm nieder zu knieen, so hochherzig und gütig ist er —“

„Da muß ich freilich wie Du sagen, es ist nicht mehr derselbe; denn der meinige ist weder allmächtig, noch imposant. Er ist sehr gutmüthig, sehr lustig, und man kniet nicht vor ihm nieder, im Gegentheil, — denn er hat mir versprochen, mir mein Stübchen bohnen zu helfen, und er will mich auch Sonntags spazieren führen. — Siehst Du, ein großer Herr ist er nicht. — Aber woran denke ich? Immer fällt mir das Spazierengehen ein. Und Louise und mein armer Germain! So lange sie im Gefängnisse sind, giebt es für mich kein Vergnügen.“

Marien-Blume war seit einigen Augenblicken in Gedanken versunken; sie erinnerte sich plötzlich, daß Rudolph, als sie ihn zum ersten Male bei der Wirthin gesehen, wie ein gewöhnlicher Gast des Wirthshauses gekleidet gewesen war und gesprochen hatte. Konnte er bei Lachtaube nicht die Rolle eines Reisedieners spielen?

Welchen Zweck konnte diese neue Verkleidung haben?

Die Grisette bemerkte das nachdenkliche Aussehen der Freundin und fuhr fort:

„Du brauchst Dir deshalb den Kopf nicht zu zerbrechen, gute Nachtigall; wir werden es schon erfahren, ob wir einen und denselben Rudolph kennen. Siehst Du den Deinigen, so sprich mit ihm von mir; wenn ich den meinigen sehe, werde ich mit ihm von Dir sprechen. Auf diese Weise werden wir erfahren, woran wir sind.“

„Wo wohnst Du, Lachtaube?“

„Rue du Temple, Nr. 17.“

„— Das kann uns von Nutzen sein,“ dachte Madame Seraphin bei sich, welche aufmerksam auf dieses Gespräch gehört hatte.

„Dieser Rudolph, der geheimnißvolle, allmächtige Mensch, der sich ohne Zweifel für einen Reisediener ausgiebt, hat eine Woh-

nung neben der Grisette da, welche mehr zu wissen scheint, als sie sagen will, und dieser Vertheidiger der Unterdrückten wohnt also in demselben Hause wie Morel und Bradamanti. Gut! Wenn die Grisette und der angebliche Reisediener sich noch ferner in Dinge mischen, die sie nichts angehen, so weiß man sie zu finden."

„Sobald ich mit Herrn Rudolph gesprochen habe, werde ich Dir schreiben," sagte die Nachtigall, „und ich werde Dir meine Adresse geben, damit Du mir antworten kannst; aber wiederhole mir die Deinige, ich fürchte sie zu vergessen."

„Ich habe da grade eine Karte bei mir, wie ich sie meinen Kunden zu übergeben pflege," und sie übergab Marien-Blume eine kleine Karte, auf welcher geschrieben stand: „Mademoiselle Lachtaube, Näherin, Rue du Temple, 17." „Es sieht aus wie gedruckt, nicht wahr?" setzte die Grisette hinzu; „die Karten hat mir noch der Herr Germain geschrieben; er war so gut, so zuvorkommend! Ich bemerke alle seine guten Eigenschaften erst seit er unglücklich ist, und ich mache mir ordentlich Vorwürfe darüber, daß ich ihn nicht früher geliebt habe —"

„Du liebst ihn also?"

„Ach ja. — Ich muß doch einen Vorwand haben, um ihn in dem Gefängnisse zu besuchen. Bin ich nicht ein närrisches Mädchen?" sagte Lachtaube, indem sie einen Seufzer unterdrückte und unter Thränen lachte.

„Du bist freundlich und gut wie immer," antwortete Marien-Blume, indem sie die Hand ihrer Freundin herzlich drückte.

Madame Seraphin hatte aus dem Gespräche der beiden jungen Mädchen ohne Zweifel genug erfahren, denn sie sagte jetzt fast barsch zu Marien-Blume:

„Aber nun müssen wir fort; es ist spät; wir haben eine ganze Viertelstunde versäumt.“

„Die Alte gefällt mir gar nicht,“ sagte Lachtaube leise zu Marien-Blume; dann setzte sie laut hinzu; „wenn du wieder nach Paris kommst, gute Nachtigall, so vergiß mich nicht; Dein Besuch würde mir große Freude machen; ich zeige Dir mein Stübchen, meine kleine Wirthschaft, meine Vögel. — Ich habe Vögel, — das ist mein Luxus —“

„Wenn es möglich ist, besuche ich Dich, gewiß aber schreibe ich Dir. Jetzt lebe wohl, meine gute Lachtaube. Wenn Du wüßtest, wie glücklich ich bin, Dich wiedergesehen zu haben!“

„Ich auch, — aber hoffentlich ist es nicht das letzte Mal, und dann bin ich so neugierig zu erfahren, ob Dein Rudolph und der meinige ein und derselbe Rudolph ist. Schreibe mir recht bald darüber —“

„Ja, ja, — lebe wohl, Lachtaube.“

„Lebe wohl, meine gute kleine Nachtigall.“

Die beiden Mädchen küßten einander zärtlich.

Lachtaube ging in das Gefängniß hinein, um auf den Erlaubnißschein, den ihr Rudolph verschafft hatte, Louisen zu besuchen.

Marien-Blume stieg mit Madame Seraphin in den Fiacre, dem sie befahl, nach Batignolles zu fahren und an der Barrière zu halten.

Ein sehr kurzer Seitenweg führte von da fast gerade an das Ufer der Seine, nicht weit von der Insel des Aussuchers.

Marien-Blume, die Paris nicht kannte, hatte nicht bemerken können, daß der Wagen auf einem andern Wege als nach der

Barrière St. Denis hinfuhr. Erst als der Fiacre anhielt, sagte sie zu Madame Seraphin, welche sie aufforderte auszusteigen:

„Das scheint mir nicht der Weg nach Bouqueval zu sein; — und wir wollen zu Fuße dahin gehen?“

„Ich kann Ihnen weiter nichts sagen, liebes Kind,“ antwortete die Haushälterin herzlich, „als daß ich nach dem Auftrage Ihrer Wohlthäter handle und daß Sie ihnen Schmerz verursachen würden, wenn Sie mir nicht folgen wollten —“

„Glauben Sie das nicht, Madame,“ entgegnete Marien-Blume; „Sie sind von ihnen abgeschickt, und ich habe Ihnen keine Frage vorzulegen; ich folge Ihnen unbedingt; sagen Sie mir nur, ob sich Madame Georges wohl befindet?“

„Sie ist ganz wohl.“

„Und — Herr Rudolph?“

„Befindet sich auch ganz wohl.“

„Sie kennen ihn also, Madame? Gleichwohl sagten Sie nichts, als ich eben mit Lachtaube von ihm sprach?“

„Wahrscheinlich, weil ich nichts sagen sollte. — Ich folge meinen Befehlen —“

„Er hat sie Ihnen gegeben?“

„Ist das Mädchen neugierig!“ entgegnete die Haushälterin lachend.

„Sie haben Recht; verzeihen Sie meine Fragen, Madame. Da wir zu Fuße dahin gehen, wohin Sie mich führen,“ setzte Marien-Blume sanft lächelnd hinzu, „so werde ich ja bald erfahren, was ich zu wissen wünsche.“

„Ja, vor einer Viertelstunde werden wir an Ort und Stelle sein.“

Die Haushälterin ging mit Marien=Blume auf einem Wege hin, neben dem Nußbäume standen.

Es war ein schöner lauer Tag und der Himmel halb von Wolken verdeckt, welche die untergehende Sonne mit einem purpurnen Schein übergoß.

Je näher Marien=Blume dem Ufer des Flusses kam, um so sichtbarer färbten sich ihre bleichen Wangen; sie athmete mit Entzücken die reine Landluft ein.

Ihr reizendes Gesicht drückte eine so innige Befriedigung aus, daß Madame Seraphin zu ihr sagte:

„Sie scheinen sehr zufrieden zu sein?"

„Ach ja, Madame, — ich soll ja Madame Georges, — vielleicht Herrn Rudolph wiedersehen ... Ich habe ihnen sehr unglückliche Menschen zu empfehlen und hoffe, daß denselben geholfen werde, sollte ich da nicht glücklich und zufrieden sein? Müßte meine Traurigkeit nicht schwinden, wenn ich auch traurig wäre? Und dann, sehen Sie, ist der Himmel so schön mit den rosenrothen Wolken, — und der Rasen, wie grün, trotz der frühen Jahreszeit! Da unten hinter den Weiden der Fluß — wie groß! Und die Sonne blitzt darauf — wie eben in dem Bassin in dem Gefängnisse. — Gott vergißt auch die armen Gefangenen nicht, — er giebt auch ihnen einen Strahl von seiner Sonne," setzte Marien=Blume mit einem gewissen frommen Dankgefühle hinzu. Dann rief sie freudig aus:

„Ach, Madame, da unten mitten im Flusse die schöne kleine Insel mit den Weiden und Pappeln und dem weißen Hause dicht am Wasser! Wie schön muß es da im Sommer sein, wenn alle Bäume grün sind! Wie still und wie frisch!"

„Es freut mich,“ antwortete Madame Seraphin, „daß Sie diese Insel hübsch finden.“

„Warum, Madame?“

„Weil wir dahin gehen.“

„Auf diese Insel?“

„Ja. Sie wundern sich darüber?“

„Ein wenig, ja.“

„Und wenn Sie Ihre Freunde da fänden?“

„Was sagen Sie?“

„Ihre Freunde, hier versammelt zur Feier Ihrer Entlassung aus dem Gefängnisse? Würden Sie sich darüber nicht freuen?“

„Wäre es möglich? Madame Georges? — Herr Rudolph?“

„Sehen Sie, Sie locken mir mein ganzes Geheimniß ab —“

„Ich werde sie wiedersehen! Ach! Madame, wie mein Herz klopft!“

„Gehen Sie nicht zu schnell. — Ich begreife Ihre Ungeduld, aber ich kann Ihnen kaum folgen —“

„Verzeihen Sie, Madame, aber es drängt und treibt mich —“

„Das ist natürlich, ich mache Ihnen auch keinen Vorwurf daraus, im Gegentheil —“

„Hier führt der Weg abwärts; er ist nicht gut; wollen Sie meinen Arm annehmen?“

„Ich schlage dies nicht aus, meine liebe Mademoiselle; Sie sind rasch und gut zu Fuße, während ich alt bin —“

„Stützen Sie sich nur fest auf mich und fürchten Sie nicht, mich zu ermüden.“

„Ich danke. — Ihre Hülfe ist nicht überflüssig; es geht so steil abwärts. — Endlich sind wir auf besserm Wege.“

„Es ist also wahr, daß ich Madame Georges wiedersehen soll? Ich kann es kaum glauben."

„Gedulden Sie sich nur noch ein wenig. — In einer Viertelstunde werden Sie sich überzeugen —"

„Ich kann nicht begreifen," setzte Marien-Blume nachdenkend hinzu, „warum Madame Georges mich hier erwartet und nicht in der Meierei."

„Immer neugierig! Immer neugierig!"

„Ja, nicht wahr, Madame?" sagte Marien-Blume lächelnd.

„Um Sie zu strafen, möchte ich Ihnen nun auch die Ueberraschung erzählen, welche Ihre Freunde Ihnen bereitet haben —"

„Eine Ueberraschung? Mir Madame?"

Ich antworte nicht mehr, — Sie schwatzen mir sonst Alles ab."

Wir wollen Madame Seraphin und ihr Opfer auf dem Wege verlassen, der nach dem Flusse führt, und ihnen auf einige Augenblicke auf die Insel des Aussuchers vorauseilen.

CXV.

Das Boot.

In der Nacht sah die von der Familie Martial bewohnte Insel düster aus, bei glänzendem Sonnenscheine dagegen ließ sich nichts Freundlicheres, Lachenderes denken als dieses Raubnest.

Die Insel, welche an den Ufern mit Weiden und Pappeln bepflanzt, fast ganz mit dichtem Grase bedeckt war, durch das sich einige mit gelbem Sand bestreute Gänge schlängelten, enthielt einen kleinen Küchengarten und eine ziemliche Anzahl Obstbäume. Mitten in diesem Garten sah man den mit Stroh bedeckten Schuppen, in welchen sich Martial mit Franz und Amandine zurückziehen wollte. Auf dieser Seite endigte die Insel an ihrer Spitze in einer Art Stacket von dicken Pfählen, welche die Abschwemmung des Landes verhindern sollten.

Vor dem Hause, fast ganz dicht an dem Landungsplatze, stand eine Laube von grün angestrichenen Latten, welche im Sommer die kletternden Zweige von wildem Weine und Hopfen trug und in welche die Trinker sich zu setzen pflegten.

An dem einen Ende des Hauses, das weiß angestrichen und

mit Ziegeln bedeckt war, bildete ein Holzstall einen kleinen Flügel, der weit niedriger war als das Hauptgebäude. Fast über diesem Flügel bemerkte man ein Fenster mit Laden, der mit Blech beschlagen und von außen durch zwei eiserne Querstangen in starken Klammern festgehalten wurde.

An den Pfählen des Aussteigeplatzes schaukelten sich drei Böte.

In einem dieser Böte kauerte Nicolaus und probirte die Klappe, die er in demselben angebracht hatte.

Auf einer Bank vor der Laube stand Kürbiß, die ältere Schwester des Nicolaus, hatte die Hand schirmartig über die Augen gelegt und sah in der Richtung hin, in welcher Madame Seraphin mit Marien=Blume ankommen mußte.

„Ich sehe noch Niemanden, weder die Alte noch die Junge," sagte das Mädchen zu Nicolaus, indem sie von der Bank herunterstieg; „es wird werden wie gestern; wir warten umsonst. Wenn sie nicht binnen einer halben Stunde ankommen, — müssen wir fort; das Unternehmen mit Roth=Arm ist besser, und er wartet auf uns. Die Mäklerin kommt um fünf Uhr zu ihm; wir müssen vor ihr dort sein. Die Eule hat es uns diesen Morgen noch einmal gesagt."

„Du hast Recht," entgegnete Nicolaus, indem er aus seinem Boote trat. „Daß das Donnerwetter die Alte erschlage, die uns zu Narren hat! Die Klappe geht prächtig. Statt der zwei Geschäfte machen wir vielleicht nur eins —"

„Uebrigens brauchen Roth=Arm und Barbillon uns; sie allein können nichts thun."

„Ja wohl, denn während der Schlag ausgeführt wird, muß Roth=Arm draußen Wache halten, und Barbillon ist nicht stark genug, um allein die Mäklerin in den Keller zu ziehen —"

„Sagte die Eule nicht lachend, sie hätte den Schulmeister in diesen Keller in Pension gethan?“

„In diesen nicht, in einen andern, der weit tiefer ist und in den das Wasser tritt, wenn der Fluß anschwillt —“

„Ein schöner Aufenthalt für den Schulmeister! So allein da zu sein und blind!“

„Wenn er auch die besten Augen hätte, würde er doch nichts sehen; es ist in dem Keller so finster wie in einem Backofen.“

„Nun, wenn er zu seiner Zerstreuung alle Lieder gesungen hat, die er kennt, muß ihm doch die Zeit niedlich lang werden.“

„Die Eule sagt, er vertreibe sich die Zeit mit der Rattenjagd, und der Keller ist sehr reich an diesem Wildpret.“

„Nicolaus, bei den Leuten, die sich langweilen müssen,“ sagte das Mädchen mit einem häßlichen Lächeln, indem sie auf das mit dem Laden verschlossene Fenster zeigte, „fällt mir ein, daß da Einer ist, der sein eigenes Blut essen muß —“

„Bah! er schläft. — Seit heute früh rührt er sich nicht mehr, und sein Hund ist stumm —“

„Vielleicht hat er ihn erwürgt, um ihn zu essen. — Seit zwei Tagen müssen sie fürchterlich hungern und dursten.“

„Das ist ihre Sache. — Martial kann es noch lange aushalten, wenn er Lust dazu hat. — Ist es vorbei, so sagt man, er sei an einer Krankheit gestorben, und es kräht kein Hahn darnach.“

„Meinst Du?“

„Gewiß. Die Mutter begegnete heute früh auf dem Wege nach Asnières dem alten Ferot, dem Fischer. Da er sich wunderte, seinen Freund Martial seit zwei Tagen nicht gesehen zu haben, so sagte ihm die Mutter, er könne das Bett nicht verlassen,

so krank sei er, und er werde wohl sterben. Der alte Ferot hörte es an und glaubte es; er wird es weiter erzählen, und wenn die Sache geschieht, so wird sie ganz einfach aussehen.

„Ja, aber er wird noch nicht gleich sterben; auf diese Weise dauert es lange.“

„Es gab kein anderes Mittel, zum Ziele zu kommen. Der verfluchte Martial ist, wenn er wild wird, böse wie der Teufel und stark wie ein Ochse überdies; er traute nicht, und wir hätten uns nicht ohne Gefahr an ihn wagen können. Was konnte er aber thun, nachdem seine Thür einmal von außen zugenagelt war? Sein Fenster war vergittert —“

„Er hätte die Gitterstäbe ausheben können, wenn er mit seinem Messer den Gips ausgegraben hätte, und er würde es gewiß auch gethan haben, wenn ich nicht auf der Leiter hinauf gestiegen wäre und ihm die Hände mit dem Beile zerhackt hätte, so oft er an die Arbeit ging.“

„Eine schöne Art Schildwache! Du mußt Dich da oben gut unterhalten haben,“ sagte der Räuber lachend.

„Ich mußte Dir doch Zeit lassen mit dem Bleche anzukommen, das Du bei dem Vater Micou gekauft hattest.“

„Der liebe Bruder wird wüthend gewesen sein —“

„Er knirschte mit den Zähnen wie ein Toller; zwei- oder dreimal wollte er mich zwischen den Stäben hindurch mit dem Stocke herunterstoßen; da er aber nur noch eine Hand frei hatte, so konnte er nicht arbeiten und die Stäbe nicht herausheben...“

„Glücklicher Weise giebt es keinen Kamin in seiner Stube.“

„Und die Thür ist fest und die Hand ist ihm verdorben! Sonst wäre er im Stande, er machte sich durch die Dielen ein Loch —“

„Und die Balken? Wie könnte er durch diese kommen? Nein; wir brauchen nicht zu fürchten, daß er entkomme; der Laden ist mit Blech beschlagen und durch zwei Eisenstangen festgehalten, — die Thür ist mit drei Zoll langen Nägeln von außen zugenagelt. — Sein Sarg ist also fester, als wäre er von Eichenholz und Blei."

„Wenn aber die Wölfin aus dem Gefängnisse entlassen wird, hierher kommt und ihren Mann ruft?"

„So sagen wir ihr: suche ihn —"

„Weißt Du, daß die beiden Kinder, wenn die Mutter sie nicht eingesperrt hätte, im Stande wären, die Thüre wie Ratten zu zernagen, um Martial zu befreien? Der Franz ist ein wahrer Teufel, seit er merkt, daß wir den großen Bruder eingesperrt haben."

„Lassen wir sie oben in der Stube, während wir die Insel verlassen? Ihr Fenster ist nicht vergittert; sie können also heraussteigen —"

In diesem Augenblicke erregte Geschrei und Schluchzen, das aus dem Hause drang, die Aufmerksamkeit der Geschwister.

Sie sahen die Thür des Erdgeschosses, welche bis dahin offen gestanden hatte, heftig zuschlagen, und eine Minute später erschien das bleiche, finstere Gesicht der Wittwe Martial an dem Gitter des Küchenfensters.

Sie winkte mit ihrem langen dürren Arme ihren Kindern, ihr zu Hülfe zu kommen.

„Es giebt etwas; ich wette, daß Franz wieder eigensinnig ist," sagte Nicolaus. „Der verfluchte Martial! Wäre er nicht gewesen, so würden wir mit dem Jungen gar keine Noth gehabt ha-

ben . . . Nun, sieh Dich immer um und rufe mich, wenn die beiden Frauenzimmer kommen."

Während die Schwester wieder auf die Bank stieg und sich umsah, ob Madame Seraphin und die Nachtigall ankämen, ging Nicolaus in das Haus hinein.

Die kleine Amandine kniete mitten in der Küche, schluchzte und bat um Gnade für ihren Bruder Franz.

Dieser hatte sich in eine Ecke der Küche gedrückt, schwang drohend das Beil des Nicolaus und schien entschlossen zu sein, diesmal dem Willen seiner Mutter einen verzweifelten Widerstand entgegen zu setzen.

Die Wittwe stand kalt und schweigend da, deutete auf den Eingang in den Keller, dessen Thüre angelehnt war, und winkte ihrem Sohne Nicolaus, Franz in denselben einzusperren.

„Ich lasse mich nicht da hinein sperren!" rief der Knabe entschlossen aus, dessen Augen funkelten wie die einer jungen Katze. „Ihr wollt mich da mit Amandine verhungern lassen wie den Bruder Martial."

„Mutter, um der Liebe Gottes willen, laß uns oben in unserer Kammer wie gestern," bat das kleine Mädchen in flehentlichem Tone und mit gefaltenen Händen; „in dem dunkeln Keller fürchten wir uns zu sehr —"

Die Wittwe sah Nicolaus ungeduldig an, als mache sie es ihm zum Vorwurfe, daß er ihren Befehl noch nicht vollzogen habe; dann zeigte sie mit einer neuen gebieterischen Geberde auf Franz.

Der Knabe erhob, als er den Bruder herankommen sah, verzweifelt das Beil und rief aus:

„Wer mich in den Keller sperren will, — es mag die Mut-

ter oder Nicolaus sein, — den haue ich mit dem Beile, und das Beil ist scharf —"

Nicolaus fühlte wie die Wittwe die Nothwendigkeit, die beiden Kinder zu hindern, Martial beizustehen, während sie allein im Hause blieben, eben so ihnen die Kenntniß der Auftritte zu entziehen, die geschehen sollten, denn von ihrem Fenster aus sah man auf den Fluß, wo man Marien-Blume ertränken wollte.

Nicolaus, der so schlecht wie feig war und keineswegs Lust hatte, sich einen Hieb mit dem gefährlichen Beile geben zu lassen, das sein jüngerer Bruder in der Hand hatte, zögerte noch immer, denselben zu fassen.

Die Wittwe erzürnte sich über dieses Zögern ihres ältern Sohnes und stieß ihn auf Franz zu.

Nicolaus aber wich von Neuem zurück und sagte:

„Ich kann ja nichts thun, Mutter, wenn ich eine Wunde bekomme —. Du weißt, daß ich meine Arme eben sehr nöthig brauchen werde, und ich fühle den Schlag noch, den mir Martial gab —"

Die Wittwe zuckte verächtlich die Achseln und that einen Schritt auf Franz zu.

„Komm mir nicht zu nahe, Mutter!" rief Franz wüthend aus, „oder Du mußt für alle Schläge büßen, die Du mir und Amandinen gegeben hast —"

„Bruder, laß Dich lieber einsperren. — Ach, Gott! schlage die Mutter nicht!" rief Amandine entsetzt aus.

Nicolaus erblickte in diesem Augenblicke auf einem Stuhle eine große wollene Decke; diese nahm er, schlug sie halb auseinander und warf sie geschickt Franz über den Kopf, so daß der Knabe von seiner Waffe keinen Gebrauch machen konnte.

Nun fiel Nicolaus über ihn her und trug ihn mit Hülfe seiner Mutter in den Keller.

Amandine war mitten in der Küche auf ihren Knieen liegen geblieben. Sobald sie das Schicksal ihres Bruders sah, stand sie rasch auf und eilte freiwillig, trotz ihrer Furcht, zu ihm in den finstern Keller hinein.

Die Thüre wurde hinter ihnen verschlossen.

„Der Martial ist Schuld, daß die Kinder jetzt ganz des Teufels sind," sagte Nicolaus.

„Man hört seit heute früh in seiner Stube nichts mehr," sagte die Wittwe, und sie schauderte, „gar nichts —"

„Das beweist, Mutter, daß Du ganz recht thatest, als Du zu dem alten Ferot in Asnières sagtest, Martial liege seit zwei Tagen todtkrank im Bette. — Wenn es vorbei ist, wird man sich nicht wundern."

Nach einer kurzen Pause sagte die Wittwe, gleichsam als hätte sie einem peinlichen Gedanken entgehen wollen:

„Ist die Eule hier gewesen, während ich in Asnières war?"

„Ja, Mutter."

„Warum blieb sie nicht, um uns zu Roth-Arm zu begleiten? Ich traue ihr nicht."

„Du trauest Niemandem, Mutter; heute ist Dir die Eule nicht recht, gestern hattest Du gegen Roth-Arm Einwendungen."

„Roth-Arm ist frei und mein Sohn in Toulon; dennoch hatten sie den Diebstahl zusammen gemacht."

„Das wiederholst Du fortwährend. — Roth-Arm ist davon gekommen, weil er schlau ist. Es ist ja ganz einfach. — Die Eule blieb nicht hier, weil sie um zwei Uhr bei dem Observatorium eine Zusammenkunft mit dem großen Manne in Trauer hat,

für dessen Rechnung sie mit Hülfe des Schulmeisters und des kleinen Lahmen das junge Landmädchen entführt hat. Warum sollte die Eule uns verrathen, da sie uns Alles sagt, was sie anspinnt, wir aber ihr nichts sagen? Sie weiß nichts von der Badegeschichte, die wir jetzt vornehmen wollen. — Die Wölfe fressen einander nicht, Mutter. — Es giebt heute einen guten Tag; denke Dir, die Mäklerin hat oft für 20 bis 30,000 Frcs. Diamanten in ihrem Strickbeutel — und ehe zwei Stunden vergehen, haben wir sie in dem Keller Roth-Arms. Dreißigtausend Francs! Bedenke!"

„Roth-Arm soll draußen vor seinem Wirthshause bleiben, während wir die Mäklerin halten?" fragte die Wittwe argwöhnisch.

„Wo soll er sonst sein? Wenn Jemand zu ihm kommt, muß er doch da sein und die Leute abhalten, dahin zu kommen, wo wir unsere Sache abmachen."

„Nicolaus! Nicolaus!" rief jetzt dessen Schwester draußen; „es kommen zwei Frauenzimmer —"

„Schnell, Mutter, Deinen Shawl, ich will Dich gleich mit hinübernehmen," sagte Nicolaus.

Die Wittwe hatte statt ihrer gewöhnlichen Mütze ein schwarzes Tüllhäubchen aufgesetzt. Jetzt nahm sie einen grau und weiß carrirten großen Shawl um, schloß die Küchenthür zu, legte den Schlüssel hinter einen der Laden im Erdgeschosse und folgte ihrem Sohne an den Landungsplatz.

Fast unwillkürlich warf sie, ehe sie die Insel verließ, noch einen Blick auf das Fenster Martials; sie kniff dabei die Augenbrauen zusammen, biß sich auf die Lippe und murmelte, während sie schauderte: „es ist seine Schuld! — es ist seine Schuld."

„Nicolaus, siehst Du sie — da unten? Eine Frau aus der Stadt und eine vom Dorfe," sagte die Schwester, indem sie auf das Ufer hinüber auf Madame Seraphin und Marien-Blume zeigte, die auf einem Fußwege herabkamen.

„Wir wollen das Signal abwarten, damit nicht etwa eine Verwechselung passirt," sagte Nicolaus.

„Bist Du blind? Erkennst Du die alte dicke Frau nicht, die gestern hier war? Sieh doch ihren orangen Shawl! Wie schnell das Bauermädchen läuft! O, — die ist noch unerfahren! Man sieht es, daß sie nicht weiß, was sie erwartet —"

„Ja, ich erkenne die dicke Frau . . . Wir müssen nun einig werden, Schwester, wie wir uns benehmen. Ich werde die Alte und die Junge in das Boot mit der Klappe nehmen, Du folgst mir in dem andern und ruderst so, daß ich mit einem Sprunge in Deinem Boote sein kann, sobald ich die Klappe in dem meinigen aufgestoßen habe."

„Fürchte nichts; rudere ich denn das erste Mal?"

„Ich fürchte nicht zu ertrinken, Du weißt ja, wie ich schwimme, aber — wenn ich nicht zu rechter Zeit in das andere Boot spränge, könnten sich die Frauenzimmer in der Angst an mich anklammern und — ich habe keine Lust, mit ihnen zu gehen."

„Die Alte winkt mit ihrem Tuche," sagte das Mädchen; „sie sind jetzt am Ufer."

„Komm, komm, Mutter," sagte Nicolaus, indem er sein Boot losband; „komm her in mein Boot. — Die Beiden drüben werden dann nichts argwöhnen. Du, Schwester, springe in das andere und rudere tüchtig. — Da, nimm meinen Haken — lege ihn neben Dich und nun vorwärts!" sagte der Bandit, indem er in

das Boot seiner Schwester eine lange Stange mit einer scharfen Spitze legte.

Nach wenigen Augenblicken erreichten die beiden Böte das Ufer, wo Madame Seraphin und Marien-Blume warteten.

Während Nicolaus sein Boot an einem Pfahle am Ufer anband, trat Madame Seraphin zu ihm und sagte leise und schnell zu ihm: „Sagen Sie, Madame Georges warte auf uns,“ dann fuhr die Haushälterin des Notars laut fort:

„Wir haben uns etwas verspätigt —“

„Ja, Madame Georges hat schon mehrmals gefragt.“

„Sehen Sie, liebes Kind, Madame Georges wartet auf uns,“ sagte Madame Seraphin, indem sie sich nach Marien-Blume umdrehte, der es trotz ihrem Vertrauen bei dem Anblicke der Wittwe und der beiden Kinder derselben etwas unheimlich zu Muthe wurde. Aber der Name der Madame Georges beruhigte sie wieder, und sie antwortete:

„Ich sehne mich eben so sehr, Madame Georges zu sehen; zum Glück dauert die Ueberfahrt nicht lange —“

„Die liebe Dame wird sich freuen!“ fuhr Madame Seraphin fort. Dann wendete sie sich an Nicolaus und sagte: „Ziehen Sie Ihr Boot noch etwas näher heran, damit wir einsteigen können.“ — Leise setzte sie hinzu: „Die Kleine muß durchaus ertrinken; kommt sie empor, so stoßen Sie sie nur wieder hinein.“

„Ja, ja; ganz unbesorgt! Wenn ich Ihnen winke, geben Sie mir Ihre Hand. — Sie sinkt dann ganz allein, — Alles ist vorbereitet, und Sie brauchen nicht ängstlich zu sein,“ antwortete Nicolaus leise. Ohne von der Schönheit und Jugend der Nachtigall gerührt zu werden, reichte er dieser die Hand.

Das Mädchen stützte sich leicht darauf und trat in das Boot.

„Nun Sie, Madame," sagte Nicolaus zu Madame Seraphin.

Und er bot ihr ebenfalls die Hand.

War es Ahnung, Mißtrauen oder blos die Besorgniß, nicht schnell genug aus dem Boote heraus springen zu können, wenn es Nicolaus sinken lassen würde, genug, die Haushälterin des Notars sagte zu Nicolaus:

„Ich werde doch lieber in dem andern Boote überfahren —"

Und sie nahm ihren Platz bei der Schwester des Nicolaus.

„Wie Sie wollen," antwortete Nicolaus mit einem ausdrucksvollen Blicke auf seine Schwester, worauf er sein Boot abstieß.

Die Schwester folgte ihm, als Madame Seraphin neben ihr war.

Die Wittwe stand unterdeß unbeweglich am Ufer, gleichgiltig bei diesem Auftritte, und sah, in Gedanken vertieft, nach dem Fenster Martials hinüber, das durch die Pappeln hindurch zu erkennen war.

Die beiden Böte, deren erstes Marien-Blume und Nicolaus, das zweite Madame Seraphin und die Tochter der Wittwe trug, entfernten sich langsam vom Ufer.

CXVI.

Des Wiedersehens Glück.

Ehe wir dem Leser die Entwickelung des Dramas in dem Boote mit der Klappe berichten, müssen wir einmal umkehren.

Wenige Augenblicke nachdem Marien=Blume mit Madame Seraphin St. Lazarus verlassen hatte, war auch die Wölfin aus dem Gefängnisse entlassen worden.

In Folge der Empfehlungen der Madame Armand und des Directors, welche sie für die gute That für die Mont=Saint=Jean belohnen wollten, hatte man der Geliebten Martials die wenigen Tage erlassen, die sie eigentlich noch in dem Gefängniß zubringen sollte.

In dem Geiste dieses verdorbenen und unbändigen Mädchens war übrigens eine vollständige Umwandlung vorgegangen.

Die Wölfin hatte ihr früheres Leben verabscheuen lernen, da ihr fortwährend das Bild des stillen, arbeitsamen Lebens vorschwebte, das Marien=Blume ihr geschildert hatte.

Ihr einziges Ziel, ihr steter Gedanke, gegen welchen sich alle ihre frühern schlechten Neigungen vergebens gesträubt hatten,

war jetzt, mit Martial allein und verborgen im tiefen Walde zu leben.

Um diese schnelle und aufrichtige Bekehrung zu bewirken, hatte Marien-Blume nach ihrem gesunden Verstande so bei sich gedacht:

Die Wölfin, ein heftiges und entschlossenes Mädchen, liebt ihren Martial leidenschaftlich und muß also mit Freuden die Möglichkeit ergreifen, aus dem schmachvollen Leben herauszukommen, dessen sie sich zum ersten Male schämt, und sich ganz jenem rauhen Manne zu widmen, dessen Neigungen sie sämmtlich in sich aufgenommen hat, jenem Manne, welcher die Einsamkeit aufsucht aus Neigung und um der Schande zu entgehen, welche auf seiner verbrecherischen Familie lastet.

Mit Hülfe blos dieser Elemente, die sie aus ihrem Gespräche mit der Wölfin geschöpft, hatte Marien-Blume, indem sie der ungestümen Liebe und dem kühnen Charakter des Mädchens eine gute Richtung gab, eine Ehrlose in eine brave Frau umgewandelt. Denn ist es nicht der Wunsch einer braven Frau, nur an die Heirath mit Martial zu denken, um sich mit ihm in den Wald zurück zu ziehen und da arbeitend, vielleicht unter Entbehrungen zu leben?

Nachdem die Wölfin freigelassen war, dachte sie an nichts, als ihren Mann, wie sie sich ausdrückte, wieder zu sehen. Seit mehreren Tagen hatte sie keine Nachricht von ihm erhalten. In der Hoffnung also, ihn auf der Insel des Aussuchers zu treffen, und entschlossen, dort zu warten, wenn er nicht da sein sollte, stieg sie in ein Cabriolet und ließ sich an die Brücke von Asnières bringen, über welche sie etwa eine Viertelstunde vorher gegangen

war, als Madame Seraphin und Marien-Blume an dem Seine-Ufer in der Nähe des Gipsofens erschienen.

Da Martial nicht kam, um die Wölfin in seinem Boote auf die Insel hinüber zu holen, so wendete sie sich an einen Fischer, den alten Ferot, der in der Nähe der Brücke wohnte.

Um vier Uhr Nachmittags hielt also ein Cabriolet am Eingange eines Gäßchens von Asnières. Die Wölfin gab dem Kutscher hundert Sous, war mit einem Sprunge heraus und eilte nach der Wohnung des Fischers Ferot zu.

Die Wölfin, welche ebenfalls ihre Gefängnißkleidung abgelegt hatte, trug ein dunkelgrünes Merinoskleid, einen rothen Shawl mit Palmenmustern und ein Tüllhäubchen mit Band; ihr dichtes krauses Haar war kaum glatt gestrichen, denn in ihrer Ungeduld, Martial zu sehen, hatte sie sich mit mehr Eile als Sorgfalt angekleidet.

Jedes andere Mädchen hätte sich nach einer so langen Trennung ohne Zweifel die Zeit genommen, um sich für dieses erste Wiedersehen zu putzen; die Wölfin kümmerte sich darum wenig. Sie wollte vor allen Dingen ihren Mann sobald als möglich sehen, erstens aus heftiger Sehnsucht, wie sie die leidenschaftliche Liebe kennt, welche solche Menschen bisweilen bis zum Wahnsinn aufregt, dann aber auch, um Martial den heilsamen Entschluß mitzutheilen, den sie nach dem Gespräche mit Marien-Blume gefaßt hatte.

Die Wölfin kam bei dem Hause des Fischers bald an.

Der alte Ferot, ein Mann mit weißem Haar, saß vor seiner Thür und besserte seine Netze aus.

Schon von weitem, sobald sie ihn erblickte, rief ihm die Wölfin:

„Ihr Boot, Vater Ferot! Schnell! Schnell!“

„Ach, Sie sind es, Mamsell; guten Tag. — Habe ich Sie doch lange nicht hier gesehen.“

„Ja, — aber Ihr Boot! Schnell, — auf die Insel hinüber.“

„Heute ist es nicht möglich, Mamsell.“

„Warum nicht möglich?“

„Mein Junge hat das Boot genommen und ist mit den Andern zum Wettrudern nach St. Ouen gefahren. Es ist an dem ganzen Ufer kein einziges Boot zu haben —“

„Donnerwetter!“ rief die Wölfin aus, und sie stampfte mit dem Fuße.

„Es thut mir wirklich leid, Sie nicht auf die Insel hinüberbringen zu können, — denn wahrscheinlich geht es noch schlechter mit ihm.“

„Schlechter? — mit wem?“

„Nun mit dem Martial.“

„Martial!!“ rief die Wölfin aus, indem sie den alten Ferot am Kragen faßte; mein Mann ist krank?“

„Das wissen Sie nicht?“

„Martial?!“

„Ja, ja, — aber Sie zerreißen mir ja meine Blouse! Stehen Sie doch ruhig.“

„Er ist krank? Und seit wann?“

„Seit zwei oder drei Tagen.“

„Das ist nicht wahr; er hätte es mir sonst geschrieben.“

„Er ist so krank, daß er nicht schreiben kann.“

„So krank, daß er nicht schreiben kann? Aber auf der Insel ist er? — Das wissen Sie gewiß?“

„Ich will Ihnen erzählen, was ich weiß. — Heute früh begegnete ich der Wittwe Martial. — Gewöhnlich gehe ich, wenn ich sie auf der einen Seite sehe, auf die andere, — Sie verstehen mich schon, — denn ich liebe ihre Gesellschaft nicht —"

„Aber mein Mann? wo ist er?"

„So warten Sie doch. — Diesmal konnte ich seiner Mutter nicht ausweichen und hielt es also für gut, auch mit ihr zu reden; sie sieht so bös aus, daß ich mich vor ihr fürchte, und übrigens ist sie auch stärker als ich. — Ich habe seit zwei Tagen Ihren Martial nicht gesehen, sagte ich also zu ihr; ist er in die Stadt gegangen? Darauf sah sie mich mit großen schrecklichen Augen an, die mich umgebracht hätten, wenn es Pistolen gewesen wären, wie man zu sagen pflegt —"

„Ich sterbe vor Ungeduld. — Nun? — nachher?"

Der alte Ferot schwieg einen Augenblick. Dann fuhr er fort:

„Sehen Sie, Sie sind ein gutes Mädchen, — versprechen Sie mir, nichts zu verrathen, und ich will Ihnen Alles sagen, was ich weiß —"

„Von meinem Manne?"

„Ja, denn, sehen Sie, Martial ist gut, ob er gleich ein Hitzkopf ist, und es wäre Schade, wenn ihn durch die böse Alte, seine Mutter, oder durch seinen schlechten Bruder ein Unglück betreffen sollte..."

„Aber was geht vor? — Was haben ihm seine Mutter und sein Bruder gethan? — wo ist er? he? So reden Sie doch, reden Sie, Vater Ferot!"

„Lassen Sie meine Blouse los! — Wenn Sie mich immer unterbrechen und mir meinen Kittel vom Leibe reißen, so werde ich nie fertig, und Sie erfahren nichts —"

„Ach, Geduld, steh' mir bei!“ rief die Wölfin aus, und sie stampfte von Neuem mit dem Fuße.

„Sie wollen also gegen Niemanden verrathen, was ich Ihnen erzähle?“

„Nein! Nein! Nein!“

„Auf's Ehrenwort?“

„Vater Ferot, — mich rührt der Schlag —“

„Ist das ein Mädchen! So gedulden Sie sich doch nur. — Also erstens muß ich Ihnen sagen, daß Martial mit seiner Familie schlechter steht als je, so daß ich mich nicht wundern würde, wenn sie ihm eins versetzten. — Deswegen thut mir es auch so leid, daß ich mein Boot nicht dahabe, — denn wenn Sie glauben, die auf der Insel würden Sie hinüber holen, so verrechnen Sie sich —“

„Das weiß ich. — Aber was sagte die Mutter meines Mannes? Auf der Insel also ist er krank geworden?“

„Stören Sie mich nicht in meiner Erzählung. — Diesen Morgen also sagte ich zu der Wittwe: Ich habe seit zwei Tagen den Martial nicht gesehen, — sein Boot liegt drüben angebunden; — ist er in der Stadt? Die Wittwe sah mich groß an und sagte: er liegt krank auf der Insel, so krank, daß er nicht wieder aufstehen wird. Da dachte ich bei mir: wie geht das zu? Vor drei Tagen noch — nun — was —?“ unterbrach sich der alte Fischer, .. „wohin wollen Sie? . . . Wohin zum Teufel läuft sie?“

Die Wölfin, welche das Leben Martials durch die Bewohner der Insel gefährdet hielt, hörte in ihrer großen Angst und Wuth nicht länger auf den Fischer und lief an der Seine hin.

Einige topographische Details sind zum Verständniß der nachfolgenden Scene unumgänglich nöthig.

Die Insel des Aussuchers lag dem linken Flußufer näher als dem rechten, von dem aus Madame Seraphin und Marien=Blume in den Böten abgeholt worden waren.

Die Wölfin befand sich auf dem linken Ufer.

Die Insel war nun zwar nicht sehr hoch, dennoch verhinderte sie in ihrer ganzen Länge das Hinübersehen an das andere Ufer. So hatte die Geliebte Martials das Einsteigen und das Ueberfahren der Nachtigall nicht sehen können, wie die Familie des Aussuchers die Wölfin nicht erblicken konnte, welche in diesem Augenblicke an dem entgegengesetzten Ufer hinlief.

Auch müssen wir den Leser daran erinnern, daß das Landhaus des Doctors Griffon, in welchem vor der Hand der Graf von St. Remy wohnte, an dem linken Ufer dicht am Wasser und an der Stelle stand, wo die Wölfin sich jetzt befand.

Sie ging, ohne sie zu sehen, an zwei Personen vorüber, denen das verstörte Aussehen des Mädchens auffiel und die ihr deshalb nachblickten. Die beiden Personen waren der Graf von St. Remy und der Doctor Griffon.

Die Wölfin hatte, sobald sie von der Gefahr ihres Geliebten gehört, den Entschluß gefaßt, dahin zu eilen, wo er sich befand. Je näher sie aber der Insel kam, um so deutlicher erkannte sie die Schwierigkeit, an dieselbe hinüber zu gelangen. Sie durfte, wie es der alte Fischer ihr gesagt, auf kein fremdes Boot rechnen, und von der Familie Martial holte sie sicherlich Niemand hinüber.

Athemlos, hochgeröthet, mit funkelnden Augen blieb sie also der Spitze der Insel gegenüber stehen, welche an dieser Stelle eine Krümmung machte und so dem Ufer ziemlich nahe kam.

Die Wölfin konnte durch die blätterlosen Zweige der Weiden

und Pappeln hindurch das Dach des Hauses sehen, in welchem Martial vielleicht im Sterben lag.

Bei diesem Anblicke stieß sie ein lautes Ach! aus, warf ihren Shawl und ihr Häubchen ab, ließ ihr Kleid herunterfallen, behielt nur ihren Unterrock an, sprang unverzagt in den Fluß, ging so lange sie Grund fand und fing, als sie denselben verlor, muthig an nach der Insel hin zu schwimmen.

Bei jeder ihrer kräftigen Armbewegungen zitterte das lange Haar der Wölfin, das sich aufgelöst hatte, um ihren Kopf wie eine braune Mähne.

Ohne die glühenden stieren Augen, die unabläßig auf das Haus Martials gerichtet waren, ohne ihre durch entsetzliche Angst verzerrten Züge hätte man glauben sollen, die Geliebte des Wilddiebes spiele mit den Wellen, so frei, so sicher schwamm das Mädchen. Ihre weißen männlich-kräftigen Arme, die zur Erinnerung an ihren Geliebten tättowirt waren, theilten das Wasser, das in feuchten Perlen über ihre breiten Schultern und über die feste, starke Brust spritzte, die einem Marmorbilde glich.

Mit einem Male ertönte von der andern Seite der Insel ein Angstschrei, — ein entsetzlicher, verzweiflungsvoller Angstschrei.

Die Wölfin erschrak und hielt an.

Dann schlug sie mit der einen Hand ihr dichtes Haar zurück und horchte.

Ein neuer Schrei erklang, — aber er war schwächer, gleichsam bittend, — krampfhaft, wie aus sterbender Brust.

Dann war Alles wieder todtenstill.

„Mein Mann!“ rief die Wölfin aus und fing an, angestrengt weiter zu schwimmen.

Sie hatte in ihrer Angst die Stimme Martials zu erkennen geglaubt.

Der Graf und der Doctor, an denen die Wölfin vorbei gelaufen war, hatten ihr nicht folgen können, um sie an ihrem tollkühnen Unternehmen zu hindern.

Sie kamen eben der Insel gegenüber an, als sich die beiden Angstrufe hören ließen.

Sie blieben eben so erschrocken stehen wie die Wölfin.

Als sie diese unerschrocken gegen die Strömung kämpfen sahen, sagten sie zu einander:

„Die Unglückliche wird ertrinken."

Ihre Besorgnisse waren ungegründet.

Die Geliebte Martials schwamm wie eine Fischotter, — noch einige Ruderschläge mit den Armen, und das muthige Mädchen gelangte an das Ufer.

Sie hatte bereits wieder Grund unter den Füßen und hielt sich, um hinaus zu steigen, an einem der Pfähle an, welche am Ende der Insel eine Art Stacket bildeten, als plötzlich, von dem Strome getragen, an diese Pfahlreihe langsam der Körper eines jungen Bauermädchens herangeschwommen kam. Sich mit einer Hand an einen der Pfähle anklammern, mit der andern rasch das Mädchen am Kleide fassen, war bei der Wölfin das Werk eines Augenblicks.

Nur zog sie die Unglückliche, welche sie zu retten versuchte, so ungestüm an sich, daß sie einen Augenblick unter dem Wasser verschwand.

Da raffte die Wölfin ihre ganze Kraft zusammen, hob die Nachtigall (denn diese war es), die sie noch nicht erkannt hatte, empor, nahm sie wie ein Kind auf ihre Arme, that noch einige

Schritte in dem Flusse hin und legte sie endlich an dem rasigen Ufer der Insel nieder.

„Muth! Muth!" rief ihr der Graf von St. Remy zu, welcher wie der Doctor Griffon Zeuge dieser muthigen Rettung gewesen war. „Wir gehen über die Brücke von Asnières und kommen Ihnen in einem Boote zu Hülfe."

Beide schritten schnell nach der Brücke zu.

Die Wölfin hörte diese Worte nicht.

Wir wiederholen, daß man von dem rechten Ufer der Seine aus, wo sich Nicolaus, dessen Schwester und Mutter nach ihrem schändlichen Verbrechen noch befanden, durchaus nicht sehen konnte, was an der andern Seite der Insel vorging.

Marien-Blume, jetzt von der Wölfin an das Ufer der Insel gebracht, war gesunken, um vor den Augen ihrer Mörder nicht wieder zum Vorscheine zu kommen, — diese mußten also glauben, daß ihr Opfer ertrunken sei.

Einige Minuten nachher führte der Strom einen andern Leichnam fort, ohne daß die Wölfin ihn bemerkte.

Es war der Leichnam der Haushälterin des Notars, — denn diese war völlig todt.

Nicolaus und dessen Schwester hatten ein eben so großes Interesse wie Jacob Ferrand, diesen Zeugen, diese Mitwisserin ihres neuen Verbrechens verschwinden zu lassen. Sobald also das Boot mit der Klappe mit Marien-Blume gesunken war, sprang Nicolaus in das andere Boot, welches seine Schwester ruderte und in dem sich Madame Seraphin befand. Bei seinem Hineinspringen wankte das Boot stark, die Haushälterin schwankte, und Nicolaus benutzte diesen Augenblick, um sie in den Fluß hineinzustoßen und ihr durch einen Stoß mit der Ruderstange vollends den Tod zu geben.

— — — — — — — — — — — — —

Die Wölfin kniete erschöpft auf dem Rasen neben Marien-Blume, erholte sich und betrachtete das Gesicht derer, welche sie dem Tode entrissen hatte.

Man denke sich ihr Erstaunen, als sie ihre Gefängnißgenossin erkannte, die Gefährtin, welche einen so wohlthuenden, so unerwarteten Einfluß auf ihr Schicksal gehabt hatte.

Die Wölfin vergaß sogar einen Augenblick Martial.

„Die Nachtigall!" rief sie aus.

Mit vorgebeugtem Leibe, auf ihre Kniee und Hände gestützt, mit aufgelöstem Haar, mit triefenden Kleidern betrachtete sie das unglückliche Kind, das sterbend auf dem Grase lag, bleich, bewegungslos, mit halboffenen glanzlosen Augen, das schöne blonde Haar an die Schläfe gedrückt, mit bläulichen Lippen, schon erstarrten, eiskalten Händen —

„Die Nachtigall!" wiederholte die Wölfin; „welcher Zufall! — und ich wollte eben meinem Manne alles das Gute und Böse erzählen, das sie mir mit ihren Worten und Versprechungen gethan hat. — Die arme Kleine! — und ich finde sie hier todt! Aber nein — nein!" rief die Wölfin aus, indem sie sich noch näher über Marien-Blume beugte und einen kaum bemerklichen Athem an derselben zu fühlen glaubte, — „nein, Gott! Gott! — sie athmet noch, — ich habe sie vom Tode gerettet! Das ist mir noch nicht passirt, daß ich Jemand gerettet hätte —! Das ist eine gute That, — das wird mir angerechnet werden. — Aber meinen Mann, meinen Mann muß ich auch retten. — Vielleicht liegt er eben jetzt im Sterben. — Seine Mutter und sein Bruder sind im Stande, ihn zu ermorden. — Freilich, ich kann die arme Kleine hier nicht liegen lassen, — ich werde sie mit zu der Wittwe nehmen. —

Sie muß ihr beistehen und mir Martial zeigen, — oder ich zerschlage Alles, ich schlage Alles todt. Ich kümmere mich weder um Mutter, noch um Bruder, noch um Schwester, — wenn mein Mann da ist —“

Sie stand alsbald auf und nahm Marien-Blume wieder auf die Arme.

So eilte sie auf das Haus zu, denn sie zweifelte nicht, daß die Wittwe und deren Tochter trotz ihrer Schlechtigkeit sich der Geretteten annehmen würden.

Als die Geliebte Martials auf dem höchsten Punkte der Insel angekommen war, wovon aus sie die beiden Ufer der Seine erblicken konnte, hatten sich Nicolaus, dessen Mutter und Schwester bereits entfernt.

Sie waren überzeugt, den doppelten Mord vollbracht zu haben, und eilten nun zu Roth-Arm.

In diesem Augenblicke verschwand auch ein Mann, der, am Ufer hinter dem Gipsofen versteckt, ungesehen dieser schrecklichen Scene beigewohnt hatte und ebenfalls das Verbrechen für vollbracht hielt.

Dieser Mann war Jacob Ferrand.

Das Boot des Nicolaus war an einem Pfahle am Ufer, an der Stelle angebunden, wo die Nachtigall und Madame Seraphin eingestiegen waren.

Kaum verließ Jacob Ferrand den Gipsofen, um nach Paris zurückzukehren, als der Graf von St. Remy und der Doctor Griffon eilig über die Brücke von Asnières schritten, um auf dem Boote des Nicolaus, das sie von weitem gesehen hatten, auf die Insel hinüber zu fahren.

Die Wölfin fand zu ihrer großen Verwunderung, als sie am Hause der Aussucher ankam, die Thür verschlossen.

Sie legte die noch immer ohnmächtige Marien-Blume in der Laube nieder und trat an das Haus. Sie kannte das Fenster der Stube Martials; wie erschrak sie also, als sie den Laden vor diesem Fenster mit Blech beschlagen und durch zwei eiserne Stangen zugehalten sah!

Sie errieth einen Theil der Wahrheit und rief mit aller Kraft:

„Martial! Mein Mann!"

Niemand antwortete.

Erschreckt durch diese Stille, lief die Wölfin an dem Hause hin und her wie ein wildes Thier, das brüllend den Eingang der Höhle sucht, in welcher sein Männchen eingeschlossen ist.

Von Zeit zu Zeit rief sie:

„Mein Mann — bist Du da?"

In ihrer Wuth rüttelte sie an den Eisenstangen vor dem Küchenfenster, schlug an die Mauer, klopfte an die Thür. — Mit einem Male antwortete ihr ein dumpfes Geräusch im Zimmer des Hauses.

Die Wölfin zuckte zusammen und horchte.

Das Geräusch hörte wieder auf.

„Mein Mann hat mich gehört, — ich muß hinein, — und sollte ich die Thür mit meinen Zähnen zernagen."

Sie rief und schrie von Neuem.

Ein wiederholtes, aber schwaches Klopfen von innen an dem Fensterladen Martials antwortete ihr.

„Er ist da!" rief sie aus, indem sie unter dem Fenster ihres Geliebten stehen blieb. „Er ist da. — Wenn es nicht anders

geht, reiße ich das Blech mit meinen Nägeln ab, — der Laden muß geöffnet werden."

Während sie dies bei sich dachte, erblickte sie eine große Leiter, die hinter einem Laden im untern Saale halb versteckt war. Sie zog heftig an diesem Laden, dabei fiel der Hausschlüssel hervor, welchen die Wittwe da versteckt hatte.

„Wenn er schließt," dachte die Wölfin, während sie mit dem Schlüssel zu der Thür eilte, „kann ich in seine Stube hinaufgehen. — Die Thür geht auf!" rief sie freudig; „mein Mann ist gerettet."

Als sie in die Küche trat, hörte sie das Rufen der beiden Kinder, die in dem Keller eingeschlossen waren und, als sie ein ungewöhnliches Geräusch vernahmen, um Hülfe riefen.

Die Wittwe hatte nicht geglaubt, daß in ihrer Abwesenheit Jemand auf die Insel oder in das Haus kommen würde, und sich deshalb begnügt, Franz und Amandine einzuschließen, den Schlüssel aber in dem Schlosse zu lassen.

Bruder und Schwester sprangen aus dem Keller heraus, sobald die Wölfin aufgeschlossen hatte.

„Ach, Wölfin, retten Sie den Bruder Martial, — er soll sterben," rief Franz. — „Seit zwei Tagen haben sie ihn in seine Stube eingesperrt."

„Verwundet haben sie ihn nicht?"

„Nein, — ich glaube es nicht."

„So komme ich zu rechter Zeit," sprach die Wölfin, indem sie zur Treppe eilte, aber nachdem sie einige Stufen hinauf war, kehrte sie um und sagte:

„Und die Nachtigall vergesse ich! Amandine . . . mach sogleich Feuer an — und trage mit Deinem Bruder an das Kamin ein

armes Mädchen, das beinahe ertrunken wäre und das ich gerettet habe. — Sie liegt in der Laube. — Franz — ein Brecheisen — ein Beil, — einen Eisenstab, damit ich die Thür meines Mannes aufbrechen kann —"

„Die Holzart ist da, aber die ist für Sie zu schwer," sagte der Knabe, indem er eine ungeheuere Art herbeischleppte.

„Zu schwer!" antwortete die Wölfin, indem sie ohne Mühe die schwere Art hob, die sie unter andern Umständen vielleicht kaum hätte heben können.

Dann eilte sie die Treppe hinauf und rief den Kindern nochmals zu:

„Lauft und holt das Mädchen herein und tragt sie an das Feuer —"

Mit zwei Sätzen war die Wölfin am Ende des Ganges an der Thür Martials —

„Muth, Mann, Deine Wölfin ist da!" rief sie, erhob dann die Art und erschütterte mit einem fürchterlichen Schlage die Thür.

„Sie ist von draußen zugenagelt. — Ziehe die Nägel heraus," sagte Martial mit schwacher Stimme.

Sie kniete sogleich nieder, brauchte die Art und die Hände, die bald bluteten, und so gelang es ihr, mehrere starke lange Nägel herauszuziehen.

Endlich konnte die Thür geöffnet werden.

Martial sank bleich, mit blutigen Händen, fast bewegungslos in die Arme der Wölfin.

CXVII.

Die Wölfin und Martial.

„Endlich sehe ich Dich — endlich habe ich Dich," rief die Wölfin aus, indem sie Martial in ihre Arme schloß. Dann stützte sie ihn, trug sie ihn fast und half ihn, sich auf eine Bank auf dem Gange setzen.

Einige Minuten lang saß Martial da, schwach, mit verstörten Zügen, und suchte sich von der heftigen Aufregung zu erholen, die seine geschwächten Kräfte erschüttert hatte.

Die Wölfin rettete ihren Geliebten, als er vor Ermattung und Verzweiflung den Tod kommen fühlte, weniger aus Mangel an Nahrung als aus Mangel an Luft, die in einem Stübchen ohne Kamin, das überdies überall dicht verschlossen, selbst in den Ritzen der Thüre und der Laden verstopft war, sich nicht erneuern konnet.

Die Wölfin lag zitternd vor Freude und Angst, mit Thränen in den Augen, auf ihren Knieen und beobachtete alle Bewegungen in dem Gesichte Martials.

Dieser schien sich allmählig zu erholen und sog in gewaltigen Zügen die reine Luft ein.

Nach einiger Zeit richtete er den Kopf empor, der ihm centnerschwer war, seufzte tief und schlug die Augen auf.

„Martial! — ich bin es. — Deine Wölfin! Wie geht es?“

„Besser —,“ antwortete er mit schwacher Stimme.

„Ach Gott! Was willst Du? — Wasser — Weinessig?“

„Nein, — nein,“ entgegnete Martial, der sich freier und freier fühlte, — „Luft — ach Luft, — neue Luft!“

Die Wölfin zerschlug, auf die Gefahr hin, sich die Hände zu verwunden, die vier Scheiben eines Fensters, das sie nicht hätte öffnen können, ohne vorher einen schweren Tisch bei Seite zu schieben.

„Jetzt — athme ich, — ich athme. — Mein Kopf wird freier —“ sagte Martial, der nun ganz zu sich kam.

Dann rief er, als erkenne er jetzt erst den Dienst, welchen ihm die Wölfin geleistet hatte, im Tone unaussprechlichen Dankes aus:

„Ohne Dich hätte ich sterben müssen, meine gute Wölfin.“

„Schon gut . . . Wie fühlst Du Dich jetzt?“

„Besser, — besser.“

„Hast Du Hunger?“

„Nein, — ich bin zu matt. — Am meisten litt ich von Luftmangel. — Ich würde erstickt sein, — es wäre schrecklich gewesen.“

„Und jetzt?“

„Ich lebe wieder auf, — ich stehe aus dem Grabe auf — und habe Dir es zu danken —“

„Aber Deine Hände — Deine armen Hände! Diese Wunden! Mein Gott, was haben sie Dir gethan?“

„Nicolaus und die Schwester, die mich nicht zum zweiten Male anzugreifen wagten, hatten mich eingesperrt, um mich verhungern zu lassen. — Ich wollte sie hindern, den Fensterladen zuzunageln — und die Schwester hieb mich mit dem Beile darauf —“

„Die Unmenschen! Man sollte glauben, Du wärst so krank, daß Du nicht wieder aufstehen würdest. — Deine Mutter — Mann, — Deine Mutter!“

„Sprich nicht von ihr —,“ sagte Martial bitter. — Dann erst bemerkte er die nassen Kleidungsstücke und das seltsame Aussehen der Wölfin und fragte: „was ist Dir geschehen? Dein Haar ist ganz naß? — Du bist im Unterrock! Und der ist auch ganz naß!“

„Was liegt daran? Genug, ich habe Dich gerettet!“

„Aber erkläre mir, warum Du so durchnäßt bist.“

„Ich wußte, daß Du in Gefahr warst, — fand kein Boot —“

„Und Du bist herüber geschwommen?“

„Ja. — Aber Deine Hände! Laß sie mich küssen! Sie schmerzen! Die Unmenschen! Und ich war nicht da!“

„Meine gute Wölfin!“ rief Martial begeistert aus, „brav und muthig unter allen Braven!“

„Hast Du nicht hierher geschrieben: Tod den Feigen?“

Und die Wölfin zeigte auf ihren tättowirten Arm, auf dem jene Worte in unverlöschlichen Buchstaben zu lesen waren.

„Aber — Du frierst, — Du zitterst.“

„Nicht vor Frost —"

„Gleichviel. — Tritt da herein, — nimm den Mantel meiner Schwester und hülle Dich hinein."

„Aber —"

„Ich verlange es —"

„In der nächsten Secunde hatte sich die Wölfin in einen carrirten Mantel gehüllt und kam wieder.

„Meinetwegen das zu wagen! Du konntest ertrinken!" sagte Martial, indem er sie hocherfreut ansah —

„Im Gegentheil. — Ein armes Mädchen ertrank, — die habe ich gerettet, als ich an die Insel trat —

„Du hast sie gerettet? auch? Wo ist Sie?"

„Unten — bei den Kindern —"

„Wer ist bei dem Mädchen?"

„Ach halt! Wenn Du wüßtest, welcher Zufall, — welcher glückliche Zufall! Sie ist eine meiner Gefährtinnen aus St. Lazarus, ein ganz ungewöhnliches Mädchen —"

„Wie so?"

„Denke Dir, ich liebte und ich haßte sie, weil sie mir den Tod und die Seligkeit zugleich in das Herz gesetzt hatte —"

„Sie?"

„Ja — Deinetwegen —"

„Meinetwegen?"

„Höre mich an, Martial —" Dann unterbrach sich die Wölfin und setzte hinzu: „nein, nein, ich werde nie den Muth haben —"

„Wozu denn?"

„Ich wollte Dich um etwas bitten. — Ich war deshalb und

um Dich zu sehen, hierhergekommen; als ich von Paris fortging, wußte ich nicht, daß Du in Gefahr warst."

„Nun, so rede —"

„Ich habe den Muth nicht mehr —"

„Du hast den Muth nicht mehr, — nach dem, was Du für mich gethan hast?"

„Eben deshalb. — Es würde herauskommen, als wollte ich es gerade dafür haben —"

„Und was wäre ich Dir nicht schuldig? Hast Du mich nicht schon bei meiner Krankheit im vorigen Jahre Tag und Nacht gepflegt?"

„Bist Du nicht mein Mann?"

„Weil ich Dein Mann bin und immer sein werde, mußt Du frei von der Leber weg reden."

„Immer willst Du es sein, Martial?"

„Immer, so wahr ich Martial heiße. — Für mich wird es in der Welt kein anderes Mädchen geben als Dich, Wölfin. — Magst Du dies oder das sein, — schlimm ist es, — aber es ist meine Sache; ich liebe Dich, Du liebst mich, und ich verdanke Dir das Leben. — Ich bin freilich nicht mehr derselbe, seit Du im Gefängniß gewesen bist. — Ich habe viel darüber nachgedacht, — Du darfst nicht mehr sein, was Du warst —"

„Was meinst Du damit?"

„Jetzt will ich nicht mehr sagen, aber das muß ich noch hinzusetzen: ich verlasse Amandine und Franz nicht mehr."

„Deinen kleinen Bruder und Deine kleine Schwester?"

„Ja; ich muß Vaterstelle bei ihnen vertreten, und Du wirst einsehen, daß das mir Pflichten auferlegt; ich muß für sie sorgen.

— Man möchte sie zu Spitzbuben machen, und um sie zu retten, werde ich mit ihnen fortgehen —“

„Wohin?“

„Das weiß ich noch nicht, aber weit fort von Paris —“

„Und ich?“

„Dich nehme ich auch mit —“

„Du willst mich mitnehmen?“ rief die Wölfin in freudigem Erstaunen aus. Sie konnte an ein so großes Glück nicht glauben. „Ich soll Dich nicht mehr verlassen?“

„Nein, meine gute Wölfin, nie. — Du hilfst mir die Kinder erziehen. — Ich kenne Dich; wenn ich zu Dir sage: meine arme kleine Amandine soll ein braves Mädchen werden, sprich mit ihr in diesem Tone, so wirst Du eine gute Mutter für sie sein, ich weiß es —“

„Ach — ich danke Dir, Martial, ich danke Dir —“

„Wir leben als rechtschaffene Leute; wir finden Arbeit, verlaß Dich darauf, und wir arbeiten wie Sclaven — Die Kinder sollen wenigstens nicht werden wie ihr Vater und ihre Mutter, ich werde mich nicht mehr den Sohn und Bruder eines Geköpften nennen hören und nicht mehr durch Straßen kommen, — wo man Dich kennt — Aber was ist Dir? was hast Du?“

„Martial, ich fürchte, ich schnappe über —“

„Warum?

„Aus Freude —“

„Worüber?“

„Weil, — siehst Du, — es ist zu viel!“

„Was?“

„Was Du da von mir verlangst. — Ach nein, — es ist zu

viel. — Es muß mir Glück gebracht haben, weil ich die Nachtigall rettete.

„Noch einmal, was ist Dir?"

„Was Du mir da sagst, Martial, — ach, Martial!"

„Nun?"

„Das wollte ich eben Dir sagen —"

„Du wolltest Paris verlassen?"

„Ja," entgegnete sie rasch, — „und mit Dir in den Wald ziehen, wo wir ein reinliches Häuschen und Kinder hätten, die ich ach! so sehr lieben wollte! Wie wollte ich, wie wollte die Wölfin die Kinder ihres Mannes lieben, — meines Ehemanns, wenn ich so sagen darf, denn sonst würden wir keine Stelle bekommen," setzte sie hinzu.

Martial sah nun seinerseits die Wölfin mit Verwundrung an, denn er verstand nichts von ihren Reden.

„Welche Stelle meinst Du?"

„Eine Stelle als Waldhüter, als Jäger —"

„Die ich bekommen sollte?"

„Ja —"

„Wer sollte sie mir geben?"

„Die Gönner des jungen Mädchens, das ich gerettet habe —"

„Sie kennen mich ja nicht —"

„Aber ich, ich habe von Dir mit ihr gesprochen, und sie wird uns ihren Gönnern empfehlen —"

„Und weshalb hast Du mit ihr von mir gesprochen?"

„Weshalb sollte ich mit ihr sprechen!"

„Gute Wölfin —!"

„Im Gefängniß wird man auch leicht mit einander vertraut, und das Mädchen war so freundlich, so sanft, daß ich mich gegen

meinen Willen zu ihr hingezogen fühlte. Gleich im Anfange habe ich errathen, daß sie keine von unserer Art sei —“

„Wer ist sie sonst?

„Ich weiß es nicht und kann es nicht begreifen, aber ich habe in meinem ganzen Leben nichts Aehnliches gesehen oder gehört; sie liest Einem wie eine Fee im Herzen, und sie interessirte sich für uns, als ich ihr weiter nichts gesagt hatte, als wie sehr ich Dich liebe. Sie brachte es dahin, daß ich mich meines frühern Lebens schämte, nicht indem sie mir harte Worte darüber sagte, das würde ich nicht geduldet haben, sondern indem sie mir von einem arbeitsvollen, mühevollen Leben bei Dir nach Deinem Geschmacke mitten im Walde vorerzählte. Ihrer Meinung nach solltest Du aber nicht Wilddieb, sondern Jagdaufseher, ich sollte nicht Deine Geliebte, sondern Deine ordentliche Frau sein, und wir sollten Kinder haben, die Dir entgegenliefen, wenn Du Abends mit den Hunden, das Gewehr auf der Achsel, nach Hause kämst; dann äßen wir in der Abendkühle vor der Thüre unseres Häuschens unter großen Bäumen, und endlich legten wir uns glücklich und zufrieden nieder. — Ich hörte, sage ich Dir, gegen meinen Willen zu und war wie bezaubert. — Wenn Du wüßtest, — sie sprach so hübsch, so hübsch, daß ich alles, was sie erwähnte, vor meinen Augen zu sehen glaubte und gleichsam im Wachen träumte.“

„Ach ja, das wäre ein schönes, ein himmlisches Leben,“ entgegnete Martial seufzend. „Der arme Franz ist zwar noch nicht ganz verdorben, aber so lange bei seinen andern Geschwistern gewesen, daß es ihm im Walde besser gefällt als in der Stadt. — Amandine würde Dir in der Wirthschaft zur Hand gehen, und ich wäre gewiß ein so guter Jäger wie irgend einer, da ich ein famoser Wilddieb war. — Du wärst meine Hausfrau, gute Wölfin

und dann — hätten wir Kinder, was fehlte uns noch? Hat man sich einmal an den Wald gewöhnt, so fühlt man sich in ihm wie zu Hause; man könnte hundert Jahre da leben, ohne daß man Langeweile fühlte. Aber bin ich nicht ein Narr! — Du hättest von einem so schönen Leben nichts sagen sollen, es erregt Sehnsucht und nützt doch nichts —"

„Ich ließ Dich reden, weil Du da sagst, was ich zu der Nachtigall sagte —"

„Du?"

„Ja, als ich dieses Feenmährchen hörte, sagte ich zu ihr: Schade, daß diese Luftschlösser, wie Sie es nennen, Nachtigall, keine Wirklichkeit sind! Und was antwortete Sie mir, Martial?" fuhr die Wölfin mit freudig blitzenden Augen fort.

„Das weiß ich nicht —"

„Wenn Martial Sie heirathet und Ihr beide versprecht, als ehrliche Leute rechtschaffen zu leben, so werde ich ihm die Stelle, die Ihnen so wohl gefällt, verschaffen, sobald ich aus dem Gefängnisse entlassen bin," antwortete sie.

„Mir eine Jägerstelle?"

„Ja, Dir —"

„Du hast Recht, es ist ein Traum. — Wenn ich Dich nur zu heirathen brauchte, meine gute Wölfin, um jene Stelle zu erhalten, so sollte es morgen geschehen; von heute an, siehst Du, bist Du meine Frau, meine wahre Frau!"

„Martial, ich bin Deine wahre Frau?"

„Meine wahre, meine einzige, und Du sollst mich Deinen Mann, aber Deinen Ehemann nennen. Es ist so gut, als wären wir mit einander in der Mairie gewesen —"

„Die Nachtigall hatte Recht, — es klingt so schön: „mein

Mann!" Martial, Du sollst sehen, wie Deine Wölfin wirthschaftet und arbeitet —"

„Aber glaubst Du, daß diese Stelle —?"

„Wenn die arme kleine Nachtigall sich täuscht, — so liegt es an den Andern, denn sie sah ganz aus, als glaubte Sie, was sie sagte. — Uebrigens sagte mir die Aufseherin, als ich das Gefängniß verließ, die Gönner der Nachtigall, die sehr vornehme Leute wären, hätten auch ihre Freilassung bewirkt, — es ist das also ein Beweis, daß sie einflußreiche Gönner hat und daß sie halten kann, was sie mir versprochen hat —"

„Ich weiß aber nicht," sagte Martial, indem er rasch aufstand, „ich weiß nicht, was wir denken —"

„Was meinst Du?"

„Das junge Mädchen liegt unten, vielleicht im Sterben, und statt ihr beizustehen, sitzen wir da und schwatzen —"

„Beruhige Dich, Franz und Amandine sind bei ihr, und sie würden heraufgekommen sein, wenn es gefährlicher geworden wäre. Aber Du hast Recht, wir wollen zu ihr gehen; Du mußt sie sehen, der wir vielleicht unser Glück verdanken."

Martial stützte sich auf den Arm der Wölfin und ging die Treppe hinunter.

Ehe wir sie in die Küche begleiten, müssen wir erzählen, was geschehen war, seit die Wölfin Marien-Blume den beiden Kindern übergeben hatte.

CXVIII.

Der Doctor Griffon.

Franz und Amandine hatten Marien-Blume neben das Feuer in der Küche getragen, als der Graf von Saint Remy und der Doctor Griffon, welche auf dem Boote des Nicolaus übergefahren waren, in das Haus eintraten.

Während die Kinder das Feuer anschürten und Holzstücke darauf warfen, die bald in Brand geriethen und eine helle Flamme verbreiteten, beschäftigte sich der Doctor Griffon mit der Verunglückten.

„Ein unglückliches Kind von kaum siebzehn Jahren!“ rief der Graf theilnehmend aus. Dann wendete er sich an den Arzt und fragte:

„Nun, Freund?“

„Man fühlt den Puls kaum, merkwürdiger Weise ist aber die Haut im Gesicht bei diesem Subjecte nicht blau gefärbt, wie es doch bei Ertrunkenen der Fall zu sein pflegt,“ antwortete der Arzt mit unerschütterlicher Ruhe, indem er Marien-Blume in tiefem Nachdenken betrachtete.

Der Doctor Griffon war ein langer, hagerer, blasser Mann

mit einem ganz kahlen Kopfe bis auf zwei schwarze Haarbüschelchen, die sorgfältig von dem Hinterkopfe vor an die Schläfe gestrichen waren; sein eingefallenes Gesicht verrieth Kälte, aber auch einen nicht ganz gewöhnlichen Verstand.

Der Doctor Griffon, ein Mann von ungeheuren Kenntnissen und vielen Erfahrungen, ein berühmter und geschickter praktischer Arzt, Vorsteher eines Hospitals (in welchem wir ihn später wiederfinden werden), hatte nur einen Fehler, den nämlich, daß er, wenn man sich so ausdrücken darf, von dem Kranken ganz abstrahirte und sich nur mit der Krankheit beschäftigte. Es war ihm gleichgültig, ob er einen jungen oder alten Kranken, einen Mann oder eine Frau, einen Reichen oder Armen vor sich hatte. Er dachte stets nur an das mehr oder minder interessante medizinische Factum, welches ihm das Subject darbot.

Es gab für ihn nur Subjecte.

„Welch' allerliebstes Gesicht! Wie schön ist es noch trotz der entsetzlichen Bläſſe!" sagte der Graf von St. Remy, indem er traurig Marien-Blume betrachtete. — „Haben Sie jemals sanftere, lieblichere Züge gesehen, lieber Doctor? Und so jung, — so jung!"

„Das Alter thut nichts zur Sache," antwortete der Arzt rauh, „eben so wenig wie das Wasser in den Lungen, das man sonst für tödtlich hielt. — Man irrte sich gewaltig, die bewundernswürdigen Versuche Godwins, des berühmten Godwin, haben es über allen Zweifel erhoben."

„Aber, Doctor —"

„Es ist eine Thatsache," entgegnete Griffon, ganz mit seiner Kunst beschäftigt. „Um sich von der Wirkung einer fremden Flüssigkeit in der Lunge zu überzeugen, tauchte Godwin mehrmals ei-

nige Secunden lang Katzen und Hunde in Eimer mit Dinte, zog sie lebendig wieder heraus und secirte die Thiere einige Zeit darauf. Durch diese Section überzeugte er sich, daß die Dinte allerdings in die Lungen eingedrungen war, daß aber die Anwesenheit dieser Flüssigkeit in den Athmungsorganen keineswegs den Tod verursacht hatte."

Der Graf kannte den Arzt, der von Herzen ein vortrefflicher Mensch war, den aber seine unbegrenzte Leidenschaft für die Wissenschaft oft hart, fast grausam erscheinen ließ.

„Haben Sie wenigstens einige Hoffnung?" fragte ihn der Graf von St. Remy ungeduldig.

„Die Extremitäten des Subjectes sind kalt," antwortete der Arzt; „es ist wenig Hoffnung —"

„In diesem Alter zu sterben — unglückliches Kind! — Das ist schrecklich —"

„Unbewegliche, erweiterte Pupille," fuhr der Arzt unverändert fort, indem er mit der Fingerspitze das kalte Augenlid des Mädchens emporhob.

„Seltsamer Mann!" rief der Graf fast unwillig aus; „man könnte Sie für mitleidlos halten, und doch haben Sie ganze Nächte an meinem Bette gewacht. Sie hätten sich nicht aufopfernder zeigen können, wenn ich Ihr Bruder gewesen wäre."

Der Doctor antwortete, während er sich mit Marien-Blume beschäftigte, mit unerschütterlichem Phlegma und ohne den Grafen anzusehen:

„Glauben Sie denn, man findet ein so wundervoll complizirtes ataktisches Fieber, wie Sie eins hatten, dessen Beobachtung so lehrreich ist, alle Tage? Es war wunderbar, alter Freund, wunderbar! Stupor, Delirium, Flockenlesen, Ohnmacht, — die

verschiedenartigsten Symptome vereinigten sich bei Ihrem interessanten Fieber; es kam sogar, was sehr selten und interessant ist, eine partielle und momentane Lähmung vor. Aus diesem Grunde hatte Ihre Krankheit einen Anspruch auf meine ganze Aufmerksamkeit; Sie waren ein kostbarer Gegenstand des Studiums für mich, und, offen gestanden, werther Freund, ich habe keinen größern Wunsch, als ein so schönes Fieber noch einmal beobachten zu können, — aber ein solches Glück hat man nicht zweimal."

Der Graf zuckte ungeduldig die Achseln.

In diesem Augenblicke kam Martial, auf den Arm der Wölfin gestützt, welche, wie man weiß, den carrirten Mantel der Schwester ihres Geliebten übergeworfen hatte.

Als der Graf die Blässe Martials und dessen blutbefleckte Hände erblickte, fragte er:

„Wer ist der Mann?"

„Mein Mann," antwortete die Wölfin, indem sie Martial mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Stolz und Seligkeit anblickte.

„Sie haben eine gute, muthige Frau," sagte der Graf zu ihm; „ich sah, wie sie das unglückliche Mädchen mit seltener Unerschrockenheit rettete —"

„Ja, Herr, sie ist gut und unerschrocken, meine Frau," antwortete Martial, der die letzten Worte besonders betonte und seiner Seits die Wölfin mit inniger Liebe anblickte; „ja, unerschrocken, — denn sie hat eben auch mir das Leben gerettet —"

„Ihnen?" fragte der Graf erstaunt.

„Sehen Sie seine Hände, — seine armen Hände!" fiel die Wölfin ein, indem sie die Thränen abwischte, welche den feurigen Glanz ihrer Augen milderten.

„Schrecklich!" rief der Graf aus; „die Hände des Unglücklichen sind ja zerhackt! — Sehen Sie, Doctor —"

Der Doctor Griffon sah sich um, betrachtete die zahlreichen Wunden, welche Martial durch seine Schwester an den Händen erhalten hatte, und sagte zu ihm:

„Machen Sie einmal die Hand auf und zu."

Martial führte diese Bewegung mit Mühe aus.

Der Doctor zuckte die Achseln, beschäftigte sich weiter mit Marien-Blume und sagte verächtlich, gleichsam bedauernd:

„Diese Wunden haben durchaus nichts Gefährliches; es ist keine Sehne verletzt; nach acht Tagen wird sich das Subject der Hände vollkommen wieder bedienen können —"

„Mein Mann wird also nicht verstümmelt bleiben?" fragte die Wölfin den Doctor.

Der Doctor schüttelte den Kopf.

„Und die Nachtigall? Sie wird leben, nicht wahr?" fragte die Wölfin weiter. „Sie muß leben, ich und mein Mann verdanken ihr so viel!" Dann wendete sie sich an Martial und sagte: „Da liegt die arme Kleine, von der ich mit Dir sprach; sie ist vielleicht die Ursache unseres Glückes; sie hat mich auf die Idee gebracht, zu Dir zu kommen und Dir Alles zu sagen, was ich Dir gesagt habe. — Und zufällig mußte ich sie retten — hier!"

„Sie ist unsere Vorsehung," sagte Martial, auf den die Schönheit der Nachtigall einen tiefen Eindruck machte. „Welches Engelsgesicht! Sie wird nicht sterben, nicht wahr, Herr Doctor?"

„Ich weiß es nicht," antwortete der Arzt. „Vor allen Dingen, kann sie hier bleiben? Kann sie hier die nöthige Pflege finden?"

„Hier?" rief die Wölfin aus; „hier, wo man mordet?"

„Schweige!“ fiel Martial ein.

Der Graf und der Arzt sahen die Wölfin verwundert an.

„Das Haus auf der Insel steht in der Umgegend in schlechtem Rufe, — und ich würde mich nicht wundern —,“ sagte der Arzt halblaut zu dem Grafen von St. Remy.

„Sie sind also das Opfer von Gewaltthätigkeiten gewesen?“ fragte der Graf Martial. „Wer hat Ihnen diese Wunden beigebracht?“

„Es ist nichts, — ich hatte einen Streit, — es kam zur Schlägerei, und ich wurde verwundet. — Aber das Mädchen kann nicht hier bleiben,“ setzte er hinzu; „ich selbst bleibe nicht hier, auch meine Frau da, mein Bruder und meine Schwester hier nicht. Wir verlassen die Insel auf immer —“

„Ach, welches Glück!“ riefen die beiden Kinder aus.

„Was soll dann geschehen?“ sagte der Doctor mit einem Blicke auf Marien-Blume. — „Nach Paris kann das Subject in diesem Zustande nicht gebracht werden. — Indeß, mein Haus liegt ganz in der Nähe; meine Gärtnerin und ihre Tochter werden treffliche Krankenwärterinnen abgeben — Da die Verunglückte Sie interessirt, so werden Sie die Pflege derselben beaufsichtigen, werther St. Remy, und ich besuche sie jeden Tag —“

„Und Sie spielen den harten Mann, Unbarmherziger!“ entgegnete der Graf, „haben aber doch das edelste Herz, wie es dieser Vorschlag wieder beweiset —“

„Wenn das Subject stirbt, was möglich ist, so läßt sich eine interessante Section machen, die mir Gelegenheit geben wird, die Beobachtungen Godwins zu bestätigen —“

„Was Sie da sagen, ist schrecklich,“ sprach der Graf —

„Für Jeden, der darin zu lesen versteht, ist der Cadaver ein

Buch, in welchem man lernt, Kranken das Leben zu retten," entgegnete stoisch der Dctor Griffon.

„Die Hauptsache ist, Sie thun Gutes," sagte der Graf von St. Remy bitter. „Was liegt an der Ursache, wenn nur die Wohlthat geschieht? Das arme Kind! Je länger ich es ansehe, um so innigeren Antheil nehme ich —"

„Und sie verdient es," entgegnete die Wölfin, indem sie näher trat —

„Sie kennen sie?" fragte der Graf —

„Ob ich sie kenne! Ihr werde ich mein Lebensglück zu verdanken haben; als ich sie rettete, that ich nicht so viel für sie, als sie für mich gethan hat." Und die Wölfin sah liebevoll ihren Mann an.

„Wer ist sie?" fragte der Graf.

„Ein Engel, Herr, das Beste, was es in der Welt giebt. Ja, und wenn sie auch wie ein Landmädchen gekleidet ist, so spricht doch keine vornehme Dame so wie sie mit ihrer lieblichen Stimme, die wie Musik klingt. Sie ist ein braves, ein muthiges und gutes Mädchen —"

„Durch welches Unglück fiel sie in das Wasser?"

„Das weiß ich nicht —"

„Sie ist also kein Landmädchen?" fragte der Graf weiter —

„Ein Landmädchen! Sehen Sie doch ihre kleinen weißen Hände an!"

„Sie haben Recht," antwortete der Graf. „Aber ihr Name, ihre Familie?"

„Das Subject muß in das Boot gebracht werden," unterbrach der Arzt das Gespräch.

Eine halbe Stunde später war Marien-Blume, die noch nicht

zu sich gekommen, in das Haus des Arztes gebracht, lag in einem guten Bette und wurde von der Gärtnerin des Doctor Griffon und der Wölfin gewartet.

Der Doctor versprach dem Grafen, der mehr und mehr Antheil an dem Mädchen nahm, Abends noch einmal zu kommen.

Martial begab sich mit Franz und Amandine nach Paris, da die Wölfin Marien-Blume nicht verlassen wollte, bevor sie außer Gefahr wäre.

Auf der Insel des Aussuchers befand sich Niemand mehr.

Wir werden die Bewohner derselben bei Roth-Arm wiederfinden, wo sie mit der Eule wegen der Ermordung der Diamantenmäklerin zusammentreffen sollten.

Ehe wir davon sprechen, wollen wir den Leser zu der Zusammenkunft führen, welche Tom, der Bruder Sarahs, mit der schrecklichen Gefährtin und Mitschuldigen des Schulmeisters verabredet hatte.

CXIX.

Das Portrait.

Thomas Seyton, der Bruder der Gräfin Sarah Mac Gregor, ging ungeduldig auf einem der Boulevards in der Nähe des Observatoriums hin und her, als er die Eule ankommen sah.

Die schreckliche Alte trug ein weißes Häubchen und ihren großen rothcarrirten Shawl. Die Spitze eines sehr spitzen, runden Dolches von der Dicke einer Federspuhle war durch den Boden des großen Strohkobers, welcher an ihrem Arme hing, hindurchgedrungen, und man sah diese mörderische Waffe hervorragen, welche dem Schulmeister gehört hatte.

Thomas Seyton bemerkte nicht, daß die Eule bewaffnet war.

„Es schlägt drei Uhr," sagte die Alte, „und ich komme also pünktlich."

„Kommen Sie," antwortete ihr Thomas Seyton.

Er ging vor ihr her, gelangte in ein ödes Gäßchen bei der Straße Cassini, blieb in der Mitte desselben an einem Drehkreuze stehen, öffnete eine kleine Thür, winkte der Eule ihm zu folgen,

ging darauf noch einige Schritte in einer grünen dichten Baumallee hin und sagte dann:

„Warten Sie hier.“

Darauf verschwand er.

„Wenn er mich nur nicht zu lange hier stehen läßt,“ sprach die Alte mit sich selbst; „ich muß mit den Martials bei Roth-Arm sein, um die Mäklerin abzufertigen. — Ich habe da meinen Dolch. — Ah, der Spitzbube guckt sich um,“ setzte die Alte hinzu, als sie die Spitze des Dolches durch den Boden ihres Korbes herausragen sah — „das hab' ich davon, daß ich ihn nicht in der Scheide gelassen —“

Sie zog den Dolch zurück, der einen hölzernen Griff hatte, und legte ihn so, daß er nicht mehr gesehen werden konnte.

„Es ist das Werkzeug des Schulmeisters,“ fuhr sie fort. „Er verlangte ihn von mir, um die Ratten todt zu machen, die ihm in seinem Keller Besuche abstatten. Die armen Thierchen! — Sie haben nur den alten Blinden, mit dem sie sich unterhalten können. Er darf ihnen nichts zu Leide thun, und deshalb behalte ich den Dolch. — Uebrigens brauche ich ihn vielleicht bald für die Mäklerin. — Dreißigtausend Francs! Welch ein Fang! Das giebt einen guten Tag, — besser als letzthin bei dem spitzbübischen Notar, dem ich etwas abzwacken wollte. Ich mochte drohen wie ich wollte, wenn er kein Geld gäbe, würde ich anzeigen, daß seine Haushälterin mir die Nachtigall übergeben ließ, als sie noch ein ganz kleines Kind war; er fürchtete sich nicht, nannte mich eine alte Lügnerin und schlug mir die Thür vor der Nase zu. Gut! Gut! Ich werde einen anonymen Brief an die Leute in Bouqueval schreiben lassen, um ihnen anzuzeigen, daß der No-

tar das Mädchen in die Welt hinausstieß. Sie kennen vielleicht ihre Familie, und wenn sie aus St. Lazarus entlassen wird, geht man dem alten Jacob Ferrand vielleicht zu Leibe. Aber still! man kommt, — es ist die blasse Dame, die als Mann verkleidet mit dem Langen in dem „Weißen Kaninchen" war," setzte die Alte hinzu, als sie Sarah am Ende der Allee erscheinen sah. — „Es wird wieder eine Bestellung geben, und wir haben gewiß auch auf Rechnung der Dame die Nachtigall von dem Landgute entführt. Wenn sie gut bezahlt, stehe ich ihr immer zu Diensten."

Das Gesicht Sarahs drückte, als sie sich der Eule näherte, welche Sie seit dem Auftritte in der Penne zum ersten Male wiedersah, jene Verachtung, jenen Widerwillen aus, welche Leute von gewissem Stande fühlen, wenn sie mit den Elenden in Berührung kommen müssen, die sie als Werkzeuge oder Mitschuldige brauchen.

Thomas Seyton, welcher bis dahin die verbrecherischen Pläne seiner Schwester thätig befördert hatte, ob er sie gleich für ziemlich vergeblich hielt, hatte sich geweigert, diese Rolle weiter zu spielen, und nur noch eingewilligt, zum ersten und letzten Male seine Schwester mit der Eule zusammenzubringen, ohne aber sich in ihre neue Pläne mischen zu wollen.

Da es der Gräfin nicht gelungen war, Rudolph dadurch weiter an sich zu ziehen, daß sie die Bande zerriß, die ihm ihrer Meinung nach theuer waren, so hoffte sie, wie wir bereits erwähnt haben, ihn auf unwürdige Weise zu täuschen und so vielleicht ihren grausamen, ehrgeizigen Traum zu verwirklichen.

Rudolph sollte überredet werden, die Tochter, welche ihm Sarah geboren, sei nicht todt, und um dies zu bewirken, wollte die Gräfin eine Waise für ihr Kind ausgeben.

Man weiß, daß Jacob Ferrand, der sich bestimmt geweigert, trotz den Drohungen Sarahs, in diesen Vorschlag einzugehen, den Vorsatz gefaßt hatte, Marien-Blume verschwinden zu lassen, sowohl aus Furcht vor der Aussage der Eule, als aus Besorgniß vor dem Ansinnen der Gräfin. Diese gab indeß ihren Plan keineswegs auf, da sie die Ueberzeugung festhielt, den Notar bestechen oder einschüchtern zu können, sobald sie ein junges Mädchen gefunden habe, das die Rolle übernehmen könnte, die sie ihr zugedacht.

Nach einer Pause sagte Sarah zu der Eule:

„Sie sind gewandt, verschwiegen und entschlossen?“

„Gewandt wie ein Affe, entschlossen wie eine englische Dogge, stumm wie ein Fisch; so ist die Eule, wie sie der Teufel geschaffen hat, Ihnen zu dienen, wenn sie es im Stande wäre, und sie ist es,“ antwortete die Alte wohlgemutb. „Das Landmädchen haben wir, denke ich, gut gefaßt, und sie ist jetzt auf zwei Monate in St. Lazarus eingesperrt —“

„Von dem Mädchen handelt es sich nicht mehr, — sondern von etwas Anderm.“

„Ganz wie Sie wünschen, schöne Dame. — Wenn Geld bei dem, was Sie mir vorschlagen wollen, zu verdienen ist, sind wir beide wie zwei Finger einer Hand —“

Sarah konnte ein Gefühl des Abscheus nicht unterdrücken.

„Sie müssen“, — fuhr sie fort, „Leute aus dem Volke, — recht unglückliche Leute kennen.“

„Deren giebt es mehr als Millionäre, — man kann, Gott sei Dank, unter ihnen wählen. — An Armuth ist Paris sehr reich.“

„Ich möchte ein verwaistes armes Mädchen haben, das seine Aeltern verlor, als es noch ein kleines Kind war. Diese Waise

muß ein hübsches Gesicht und einen sanften Charakter besitzen und darf nicht über siebzehn Jahr alt sein —"

Die Eule sah Sarah mit Verwunderung an.

„Eine solche Waise kann nicht schwer zu finden sein," fuhr die Gräfin fort; „es giebt ja so viele Findelkinder."

„Vergessen Sie denn die Nachtigall, meine schöne Dame? Die würde gerade passen."

„Wer ist die Nachtigall?"

„Das Mädchen, das wir von Bouqueval entführt haben."

„Von dieser ist nicht mehr die Rede, habe ich schon gesagt."

„Hören Sie mich nur an, und vor allen Dingen vergelten Sie mir meinen guten Rath. Sie verlangen eine lammfromme Waise, die schön ist wie der Tag und nur siebzehn Jahre zählt, nicht wahr?"

„Allerdings —"

„Nun, so nehmen Sie die Nachtigall, sobald sie aus St. Lazarus entlassen wird; sie paßt für Sie, als wäre sie bestellt, da sie etwa sechs Jahre alt war, als der schlechte Jacob Ferrand (vor zehn Jahren) sie mir nebst **1000** Frcs. übergeben ließ, um sie los zu werden. Tournemine, der jetzt auf den Galeeren in Rochefort ist und der sie zu mir brachte, sagte mir ausdrücklich, es sei ohne Zweifel ein Kind, das man beseitigen oder für todt ausgeben wolle —"

„Jacob Ferrand, sagen Sie?" rief Sarah mit so bewegter Stimme aus, daß die Eule erschrocken zurückwich. — „Der Notar Jacob Ferrand," fuhr sie fort, „hat Ihnen dieses Kind übergeben und —"

Sie vermochte nicht weiter zu sprechen.

Ihre Aufregung war zu gewaltig; ihre beiden Hände, die sie nach der Eule ausstreckte, zitterten krampfhaft; die Ueberraschung, die Freude veränderten ihre Züge ganz und gar.

„Ich weiß nicht, was Sie so ergreift, meine werthe Dame," sprach die Alte. — „Die Sache ist ganz einfach. Vor zehn Jahren kam Tournemine, ein alter Bekannter, zu mir und sagte: Willst Du ein kleines Mädchen aufnehmen, das man verschwinden lassen will? Sie mag sterben oder leben, das ist gleichgültig; es sind tausend Francs dabei zu verdienen, und mit dem Kinde kannst Du thun, was Du willst —"

„Vor zehn Jahren!" rief Sarah aus.

„Vor zehn Jahren —"

„Ein kleines blondes Mädchen?"

„Ein kleines blondes Mädchen."

„Mit blauen Augen?"

„Mit schönen blauen Augen."

„Und es ist die, welche auf dem Landgute —"

„Von uns weggeholt und nach St. Lazarus gebracht worden ist. — Ich erwartete sie freilich nicht da zu finden —"

„Mein Gott! Mein Gott!" rief Sarah aus, indem sie auf ihre Kniee sank und die Augen und Hände gen Himmel erhob, „Deine Wege sind unerforschlich, und ich beuge mich vor Deiner Weisheit. — Ach, wenn ein solches Glück möglich wäre, — aber nein, ich kann es noch nicht glauben, — es wäre zu schön!"

Dann erhob sie sich rasch und sagte zur Eule, die sie staunend ansah: „Kommen Sie!"

Sarah ging raschen Schrittes vor derselben her.

Am Ende der Allee zeigte sie auf einige Stufen, welche zu der Glasthür eines prachtvoll meublirten Arbeitszimmers führten.

In dem Augenblicke, als die Eule hineintreten wollte, winkte ihr Sarah, draußen zu bleiben.

Die Gräfin schellte stark, und es erschien ein Diener.

„Ich bin für Niemanden zu sprechen — und Niemand darf hier eintreten, — verstanden? — Durchaus Niemand.“

Der Diener entfernte sich wieder.

Der größern Sicherheit wegen schob Sarah noch einen Riegel an der Thüre vor.

Die Eule hatte den Auftrag an den Diener gehört und gesehen, daß Sarah den Riegel vorschob.

Die Gräfin wendete sich jetzt um und sagte:

„Treten Sie schnell ein und machen Sie die Thüre zu.“

Die Eule trat ein.

Sarah öffnete eilig einen Secretair, nahm ein Kästchen von Ebenholz heraus, trug dies auf einen mitten im Zimmer stehenden Schreibtisch und winkte der Eule, zu ihr zu treten.

Das Kästchen enthielt mehrere Boden über einander und war mit prachtvollen Juwelen gefüllt.

Sarah war so ungeduldig, auf den Boden des Kästchens zu gelangen, daß sie rücksichtslos die Halsbänder, die Armbänder und Diademe, an denen die Smaragden, Diamanten und Rubine in tausend Farben spielten, auf den Tisch warf.

Die Eule war wie geblendet.

Sie war bewaffnet und allein mit der Gräfin eingeschlossen. — Die Flucht war leicht und sicher.

Ein teuflischer Gedanke schoß durch den Kopf dieser Frau.

Aber, um die neue Schandthat vollführen zu können, mußte sie den Dolch aus ihrem Körbchen herausnehmen und nahe an Sarah treten, ohne Argwohn zu erregen.

Mit der Schlauheit einer Tiegerkatze, die sich hinterlistig an ihre Beute schleicht, benutzte die Alte den Zustand Sarahs, deren Gedanken sich ausschließlich mit einem Gegenstande beschäftigten, um unmerklich um den Tisch herumzugehen, welcher sie von ihrem Opfer trennte.

Die Eule hatte dieses Manöver bereits begonnen, als sie plötzlich stehen bleiben mußte.

Sarah nahm ein Medaillon aus dem Kästchen heraus, hielt es der Eule mit zitternder Hand hin und sagte:

„Sehen Sie das Bild an.“

„Es ist die Nachtigall!“ rief die Eule aus, überrascht von der außerordentlichen Aehnlichkeit; „es ist das kleine Mädchen, das man mir übergab; ich sehe es noch vor mir, wie es Tournemine zu mir brachte. Es sind die langen blonden Locken, die ich sogleich abschnitt und gut verkaufte —“

„Sie erkennen sie —, sie war es? Ach, ich beschwöre Sie, täuschen Sie mich nicht, — täuschen Sie mich nicht —“

„Ich sage Ihnen, meine werthe Dame, es ist das Mädchen —,“ antwortete die Eule, die unbemerkt Sarah näher zu kommen suchte, „sie gleicht heute noch dem Bilde da; wenn Sie das Mädchen sähen, würde es Ihnen selbst auffallen.“

Sarah hatte keinen Schrei des Schmerzes und des Entsetzens, als sie erfuhr, daß ihre Tochter zehn Jahre lang elend und verlassen gelebt; sie fühlte keine Gewissenspein, als sie bedachte, daß sie selbst das Kind von da hatte wegbringen lassen, wo es Rudolph untergebracht. Die unnatürliche Mutter fragte die Eule nicht vor allen Dingen mit schrecklicher Angst über die Vergangenheit ihres Kindes. Nein, bei Sarah hatte längst schon der Ehrgeiz die Mutterliebe erstickt. Sie zitterte nicht aus Freude,

ihre Tochter wieder zu finden, sondern in der gewissen Hoffnung, endlich den stolzen Traum ihres ganzen Lebens verwirklicht zu sehen.

Rudolph hatte sich für das unglückliche Kind interessirt, hatte es aufgenommen, ohne es zu kennen; was würde er erst thun, wenn er wüßte, daß es seine Tochter sei!!

Er war frei, die Gräfin Wittwe.

Sarah sah bereits vor ihren Augen die Fürstenkrone glänzen.

Die Eule, welche immer näher schlich, war endlich an das eine Ende des Tisches gelangt und hatte ihren Dolch perpendiculär in ihr Körbchen gestellt, — so daß sie ihn nur zu fassen brauchte.

Sie befand sich nur noch einige Schritte von der Gräfin.

„Können Sie schreiben?" sagte diese plötzlich, indem sie das Kästchen und die Juwelen zurückschob und ein Schreibzeug näher rückte.

„Nein, meine werthe Dame, schreiben kann ich nicht," antwortete die Eule —

„So will ich schreiben, was Sie mir vorsagen. Erzählen Sie mir alle Umstände, unter welchen Ihnen jenes Kind übergeben wurde —"

Sarah setzte sich auf einen Sessel vor dem Schreibtische, nahm eine Feder und winkte der Eule, näher an sie zu treten.

Das Auge der Alten funkelte.

Endlich — stand sie dicht neben dem Sitze Sarahs.

Diese beugte sich über den Tisch und machte sich zum Schreiben bereit.

„Ich werde laut und langsam lesen," sagte die Gräfin; „Sie berichtigen, wo ich irrte."

„Ja, Madame," entgegnete die Eule, welche jede Bewegung Sarahs beobachtete.

Dann griff sie mit der rechten Hand in ihr Körbchen, um den Dolch fassen zu können, ohne gesehen zu werden.

Die Gräfin fing an zu schreiben:

„Ich erkläre, daß —"

Sie unterbrach sich jedoch, drehte sich nach der Eule um, welche bereits den Griff ihres Dolches gefaßt hatte, und setzte hinzu:

„Zu welcher Zeit wurde Ihnen das Kind übergeben?"

„Im Februar 1827."

„Und durch wen?" fragte Sarah weiter, welche die Eule dabei unverwandt ansah.

„Durch Peter Tournemine, der sich jetzt im Bagno zu Rochefort befindet. — Ihm hatte das Kind Madame Seraphin, die Haushälterin des Notars, übergeben —"

Die Gräfin fing nun wieder an zu schreiben und las laut:

„Ich erkläre, daß im Monat Februar 1827 der —"

Die Eule hatte ihren Dolch gezogen.

Schon richtete sie sich empor, um ihr Opfer zwischen die Schultern zu stoßen.

Da drehte sich Sarah von neuem um.

Um nicht überrascht zu werden, stützte die Eule rasch die mit dem Dolch bewaffnete rechte Hand auf die Lehne des Stuhles Sarahs und bückte sich zu ihr hin, um die neue Frage zu beantworten.

„Ich vergaß den Namen des Mannes, der Ihnen das Kind übergeben hat," sagte die Gräfin.

„Peter Tournemine," antwortete die Eule.

„Peter Tournemine," wiederholte Sarah, indem sie weiter schrieb, „der sich gegenwärtig im Bagno zu Rochefort befindet, mir ein Kind übergeben hat, das ihm von der Haushälterin des —"

Weiter konnte die Gräfin nicht schreiben.

Die Eule war, nachdem sie ihr Körbchen langsam auf den Boden hatte gleiten lassen, eben so rasch wie wüthend über die Gräfin hergefallen, hatte sie mit der linken Hand am Nacken gefaßt, ihr das Gesicht auf den Tisch niedergedrückt und mit der rechten Hand den Dolch zwischen den Schultern hineingestoßen. —

Dieser entsetzliche Mord geschah so schnell, daß die Gräfin keinen Schrei ausstieß, nicht einmal einen Laut von sich gab.

Sie blieb sitzen, den Oberleib und den Kopf auf den Tisch gebeugt. — Die Feder entfiel ihrer Hand.

„Gerade so ein Stoß, wie ihn der Schulmeister dem kleinen Alten versetzte," sprach die fürchterliche Alte bei sich. — „Noch eine, die nichts mehr sagt; ihre Rechnung ist abgeschlossen —"

Die Eule bemächtigte sich eilig der Edelsteine, warf sie in ihren Kober und bemerkte nicht, daß ihr Opfer noch lebte.

Nach Vollendung des Mordes und Raubes öffnete die Alte die Glasthüre, ging rasch in der Baumallee hin und durch die kleine Thüre hinaus.

Bei der Sternwarte nahm sie einen Fiacre, der sie nach den elysäischen Feldern zu Roth-Arm brachte.

Die Wittwe Martial, Nicolaus, dessen Schwester und Barbillon hatten, wie man weiß, dort eine Zusammenkunft mit der Eule verabredet, um die Diamantenmäklerin zu berauben und zu ermorden.

CXX.

Der Sicherheitsdiener.

Der Leser kennt bereits das Wirthshaus zum „blutenden Herzen," das in den elysäischen Feldern in einem der breiten Gräben lag, welche sich noch vor einigen Jahren an dieser Promenade hinzogen.

Die Bewohner der Insel des Aussuchers waren noch nicht erschienen.

Seit der Abreise Bradamantis, der, wie man weiß, die Stiefmutter der Frau von Harville in die Normandie begleitet hatte, war der „kleine Lahme" zu seinem Vater zurückgekehrt.

Dieser kleine Lahme stand Wache oben an der Treppe und sollte durch einen gewissen Ton die Ankunft der Martials anzeigen, da Roth-Arm eben eine geheime Unterredung mit dem Sicherheitsdiener Narciß Borel hatte, den die Leser bereits in dem „Weißen Kaninchen" gesehen haben, als er daselbst zwei des Mordes beschuldigte Taugenichtse verhaftete.

Dieser Polizeidiener, ein kräftiger, untersetzter Mann von etwa vierzig Jahren, hatte eine lebhafte Gesichtsfarbe, ein pfiffiges,

scharfblickendes Auge und war ganz glatt rasirt, um die bei seinen gefährlichen Unternehmungen nöthigen verschiedenen Verkleidungen annehmen zu können, denn er mußte oft die geschickte Verstellungs- und Verkleidungskunst des Schauspielers mit dem Muthe und der Energie des Soldaten verbinden, um sich gewisser Banditen zu bemächtigen. Narciß Borel war mit einem Worte eines der nützlichsten und thätigsten Werkzeuge jener Vorsehung in kleinem Maßstabe, welche bescheiden die Polizei genannt wird.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Unterredung zwischen Narciß Borel und Roth-Arm schien sehr lebhaft zu sein.

„Ja," sagte der Sicherheitsdiener, „man beschuldigt Sie, Sie benutzten ihre doppelte Stellung, um ungestraft an den Diebstählen einer Bande sehr gefährlicher Uebelthäter Antheil zu nehmen und der Sicherheitspolizei falsche Nachweise über dieselben zu geben. Nehmen Sie sich in Acht, Roth-Arm, wenn dies herauskommt, haben Sie keine Schonung zu erwarten."

„Ich weiß wohl, daß man mir dies Schuld giebt, und es betrübt mich sehr, mein guter Herr Borel," antwortete Roth-Arm, indem er seinem pfiffigen Gesichte einen heuchlerischen Ausdruck gab; „aber ich hoffe, daß man mir heute endlich wird Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß man meine Rechtlichkeit anerkennt —"

„Wir werden ja sehen."

„Wie kann man Mißtrauen gegen mich hegen, habe ich nicht meine Proben abgelegt? Habe ich Sie nicht in den Stand gesetzt, den Ambrosius Martial, einen der gefährlichsten Uebelthäter in Paris, auf der That zu ertappen? Diese Familie Martial stammt aus der Hölle, und dahin wird sie zurückkehren müssen, wenn der gute Gott gerecht ist —"

„Das Alles ist recht schön und gut, aber Ambrosius war gewarnt, daß man ihn verhaften würde; wäre ich nicht eine Stunde früher gekommen, als Sie mir angegeben hatten, so entkam er."

„Halten Sie mich für fähig, Herr Borel, ihn insgeheim auf Ihre Ankunft aufmerksam gemacht zu haben?"

„Ich weiß weiter nichts, als daß ich von diesem Räuber einen Schuß erhielt, der zum Glück nur durch den Arm ging."

„Nun freilich, bei Ihrem Geschäfte ist man solchen Irrthümern ausgesetzt —"

„Das nennen Sie Irrthum?"

„Gewiß, denn der Bösewicht wollte Sie ohne Zweifel nicht in den Arm treffen."

„Es bleibt sich so ziemlich gleich, ob ich am Arm, am Leibe oder am Halse getroffen wurde, — ich klage darüber nicht, denn jeder Stand hat seine Unannehmlichkeiten."

„Wie seine Annehmlichkeiten, Herr Borel, seine Annehmlichkeiten! Wenn z. B. ein so schöner, so gewandter, so muthiger Mann wie Sie lange einer Spitzbubenbande auf der Fährte ist, sie von Straße zu Straße, von Herberge zu Herberge mit einem so guten Spürhunde wie Ihr Diener Roth-Arm verfolgt, sie endlich auswittert und umstellt in einer Falle, aus welcher keiner entwischen kann, so ist das, gestehen Sie mir, Herr Borel, ein großes Vergnügen, eine Jagdlust, — ungerechnet den Dienst, welchen man der Justiz leistet," setzte der Wirth vom blutenden Herzen ernsthaft hinzu.

„Ich würde so ziemlich Ihrer Meinung sein, wenn der Spürhund treu wäre; aber ich fürchte, er ist es nicht."

„Ach, Herr Borel, Sie glauben —"

„Ich glaube, daß Sie uns gern irre leiten, statt uns auf die rechte Fährte zu bringen, und daß Sie das Vertrauen mißbrauchen, das man in Sie setzt. Jeden Tag versprechen Sie uns behülflich zu sein, die Bande zu ergreifen, und — dieser Tag kommt nie."

„Und wenn dieser Tag heute kommt, Herr Borel, wie ich überzeugt bin, und wenn ich es Ihnen möglich mache, Barbillon, Nicolaus Martial, die Wittwe, deren Tochter und die Eule zu fassen, wäre das nicht ein schöner Fang? Würden Sie mir auch dann noch mißtrauen?"

„Nein, und Sie würden einen wirklichen Dienst geleistet haben, denn man hat gegen diese Bande starke Vermuthungen, fast Gewißheit, aber leider keine Beweise."

„Ihr Spiel würde gefährlich werden, wenn man sie an ein Verbrechen gehen ließe, nicht wahr, Herr Borel?"

„Ohne Zweifel, und Sie geben mir die Versicherung, daß Sie keine Anleitung zu dem Unternehmen gegeben haben, welches die Bande versuchen will?"

„Auf Ehre nicht, — die Eule kam zu mir und machte mir den Antrag, ich möchte die Mäklerin hierher zu mir locken, weil die teuflische Einäugige durch meinen Sohn erfahren hatte, Morel, der Steinschneider in der Rue du Temple, arbeite in ächten, nicht in unächten Steinen, und die Mutter Mathieu habe oft Diamanten von bedeutendem Werthe bei sich. Ich ging in die Sache ein, machte aber der Eule den Vorschlag, auch die Martials und Barbillon beizuziehen, um Ihnen das ganze Nest in die Hände zu spielen."

„Und der Schulmeister, jener so gefährliche, so starke und so

wüthende Mensch, der die Eule immer begleitete, Einer der Stammgäste des „Weißen Kaninchen"?"

„Der Schulmeister?" fragte Roth-Arm mit erheucheltem Erstaunen.

„Ja, ein Sträfling, der aus dem Bagno in Rochefort entflohen ist, ein gewisser Anselm Duresnel, der auf Zeit Lebens verurtheilt war. Man weiß jetzt, daß er sich entstellt hat, um sich unkenntlich zu machen. — Haben Sie von ihm keine Spur?"

„Nein," antwortete Roth-Arm unerschrocken, der seine Gründe zu dieser Lüge hatte, denn der Schulmeister war damals in einem Keller des Wirthshauses eingesperrt.

„Man hat allen Grund, zu glauben, daß der Schulmeister neue Mordthaten begangen hat. Es wäre ein sehr wichtiger Fang, wenn —"

„Man weiß seit sechs Wochen nicht, was aus ihm geworden ist —"

„Man macht Ihnen auch zum Vorwurfe, daß Sie seine Spur verloren haben —"

„Immer Vorwürfe! immer Vorwürfe, — Herr Borel!"

„Es fehlt nicht an Gründen dazu. — Und die Schmuggelei?"

„Muß ich nicht von allen Arten Menschen einige kennen? — Schmuggler wie andre, um Sie auf die Fährte zu leiten. — Ich habe Ihnen jene Röhre verrathen, durch welche Branntwein hereingeleitet wurde in das Haus —"

„Das alles weiß ich," unterbrach Borel den Roth-Arm, „aber für den Einen, den Sie anzeigen, lassen Sie vielleicht zehn entschlüpfen, und Sie treiben unverschämt Ihr Gewerbe fort. — Ich

bin überzeugt, daß Sie auf beiden Achseln tragen, wie man zu sagen pflegt —"

„Einer solchen Belastung bin ich nicht fähig, Herr Borel."

„Das ist noch nicht Alles; in der Rue du Temple Nr. 17 wohnt eine Frau Burette, die auf Pfänder leiht und die Ihre Privat-Hehlerin sein soll —"

„Was soll ich aber thun, Herr Borel? — man sagt so vielerlei, — die Welt ist so böse. — Ich wiederhole, ich muß mit der größtmöglichen Anzahl von Spitzbuben umgehen, muß mich als ihres Gleichen stellen, noch schlimmer, damit sie kein Mißtrauen fassen; — aber sie nachzuahmen, pfui! das schneidet mir ins Herz. Ich muß gewiß sehr diensteifrig sein, um mich zu diesem Gewerbe zu verstehen —"

„Armer lieber Mann, — ich beklage Sie von ganzem Herzen!"

„Sie lachen, Herr Borel, — aber wenn man das glaubt, was Sie eben sagten, warum hat man denn keine Haussuchung bei der Mutter Burette und bei mir angestellt?"

„Sie wissen es recht wohl, — um jene Banditen nicht zu verscheuchen, deren Auslieferung Sie uns schon so lange versprochen haben."

„Ich werde sie Ihnen ausliefern, Herr Borel; ehe eine Stunde vergeht, sind Alle gebunden, — und ohne viele Mühe, denn es sind drei Frauenzimmer dabei. Nicolaus Martial und Barbillon sind zwar blutdürstig wie Tiger, aber feig wie Hasen."

„Tiger oder Hasen," sagte Borel, indem er seinen langen Ueberrock auseinander schlug und auf zwei Pistolen zeigte, welche aus den Taschen seiner Beinkleider hervorragten, — „ich werde sie bedienen."

„Sie werden doch wohlthun, wenn Sie zwei Ihrer Leute mitnehmen, Herr Borel; denn die Muthlosesten werden bisweilen wie toll, wenn sie sich ergriffen sehen."

„Ich werde zwei meiner Leute in den kleinen niedrigen Saal neben der Stube bringen, in welche Sie die Mäklerin führen; auf den ersten Schrei erscheine ich an der einen Thür, während meine beiden Leute sich an der andern zeigen."

„Sie müssen sich aber beeilen, denn die Gesellschaft kann jeden Augenblick ankommen, Herr Borel."

„Nun wohl ich will meine Leute aufstellen, vorausgesetzt, daß es nicht noch einmal vergeblich geschieht."

Die Unterredung wurde durch ein eigenthümliches Pfeifen unterbrochen, welches als Signal diente.

Roth-Arm trat an ein Fenster, um zu sehen, wen der kleine Lahme anmeldete.

„Sehen Sie, da kommt die Eule schon. — Glauben Sie mir nun, Herr Borel?"

„Es ist allerdings etwas, aber nicht Alles. Doch, wir werden sehen; ich eile, um meine Leute unterzubringen."

Der Sicherheitsdiener verschwand durch eine Seitenthür.

CXXI.

Die Eule.

Das schnelle Gehen, die Raub- und Mordsucht, welche noch wie ein Fieber in ihr glühten, hatten das häßliche Gesicht der Eule geröthet; ihr grünes Auge funkelte.

Der kleine Lahme folgte ihr hüpfend.

In dem Augenblicke, als sie die letzten Stufen der Treppe hinunterstieg, trat der Sohn Roth-Arms in boshaftem Muthwillen hinten auf das Kleid der Eule.

Die Alte wankte in Folge dieses plötzlichen Haltes, und da sie sich an der Lehne nicht anhalten konnte, fiel sie mit vorgehaltenen Händen auf die Kniee, wobei sie ihr kostbares Körbchen loslassen mußte, aus welchem ein mit Smaragden und ächten Perlen besetztes Armband herausfiel.

Die Eule hatte sich bei dem Falle die Haut von einigen Fingern abgestoßen, hob aber rasch das Armband wieder auf, welches dem scharfen Blicke des Knaben nicht entgangen war, der heuchlerisch zu ihr trat und sagte:

„Ach Gott, traten Sie fehl?“

Die Eule nahm aber, ohne ihm zu antworten, den kleinen Lahmen an den Haaren, bückte sich zu ihm hinab und biß ihn in den Backen, daß es blutete.

Merkwürdiger Weise ließ der Sohn Roth-Arms trotz dem heftigen Schmerze und trotz seiner Boshaftigkeit keinen Schrei, keinen Laut hören.

Er wischte sein blutbeflecktes Gesicht ab und sagte mit erzwungenem Lächeln:

„Wenn Sie mich ein anderes Mal nicht so stark küssen wollten, würde mir es doch lieber sein, Eule —"

„Boshafter kleiner Affe, warum tratest Du mir absichtlich auf das Kleid? — Damit ich fallen sollte?"

„Ich? Ich schwöre es, daß ich es nicht absichtlich gethan habe, gute Eule. Der kleine Lahme liebt Sie viel zu sehr; wenn Sie ihn auch schlagen und beißen, er bleibt bei Ihnen wie der Hund bei seinem Herrn," sagte der Knabe mit süßlicher Stimme.

Die Eule ließ sich durch die Heuchelei täuschen und antwortete:

„Habe ich Dich unverdienter Weise diesmal gebissen, so hast Du es ein anderes Mal gut, kleiner Taugenichts. — Heute bin ich bei guter Laune und kann mit Niemand böse sein. Wo ist Dein Vater?"

„Im Hause. Soll ich ihn holen?"

„Nein. — Sind die Martials da?"

„Noch nicht."

„So habe ich Zeit, zu meinem Manne hinunter zu gehen; ich muß mit dem alten Blinden reden —"

„Sie gehen in den Keller des Schulmeisters?" fragte der Knabe, der eine teuflische Freude kaum bergen konnte.

„Was geht das Dich an?“

„Mich?“

„Ja, Du fragst mich in einem so närrischen Tone!“

„Weil ich an etwas Närrisches denke.“

„An was?“

„Sie sollten ihm wenigstens ein Spiel Karten zum Zeitvertreibe geben,“ sagte der kleine Lahme. „Jetzt hat er es nur mit den Ratten zu thun, und mit der Zeit möchte ihm das doch langweilig vorkommen.“

Die Eule lachte laut und sagte dann zu dem kleinen Lahmen:

„Ein lieber Affe! Ich kenne keinen Buben, der in seinem Alter schon ein solcher Bösewicht wäre. Geh, hole mir ein Licht und leuchte mir hinunter zu dem Alten; auch magst Du mir die Thüre aufmachen helfen —“

„Nein, nein, — es ist zu finster in dem Keller,“ antwortete der kleine Lahme achselzuckend.

„Wie? Du bist boshaft wie ein Teufel und fürchtest Dich? Das möchte ich sehen. — Geh geschwind und sage Deinem Vater, ich würde gleich wiederkommen, ich sei unten bei meinem Alten und rede mit ihm über unser Aufgebot, hä! hä! hä!“ setzte sie lachend hinzu. „Mach geschwind, — Du sollst auch zur Hochzeit kommen.“

Der kleine Lahme ging verdrüßlich fort, um ein Licht zu holen.

Während seiner Abwesenheit griff die Eule, wie trunken von dem Gelingen ihres Raubes, mit der rechten Hand in ihren Strohkober, um den kostbaren Schmuck darin zu betasten.

Um auf kurze Zeit diesen Schatz zu verbergen, wollte sie

jetzt in den Keller des Schulmeisters hinuntergehen, nicht um, wie gewöhnlich, sich an den Leiden ihres neuen Opfers zu weiden.

Wir werden sogleich erzählen, warum die Eule, mit Einwilligung Roth-Arms, den Schulmeister in denselben Keller eingesperrt hatte, in welchen früher Rudolph durch den Räuber gestürzt worden war.

Der kleine Lahme erschien mit einem Lichte in der Thüre des Wirthshauses.

Die Eule folgte ihm in den niedrigen Saal, in welchem eine Fallthüre, die wir schon kennen, in den Keller hinunterführte.

Der Sohn Roth-Arms, der die hohle Hand vor das Licht hielt und vor der Alten vorausging, stieg langsam auf den steinernen Stufen hinab, die steil an die dicke Thüre des Kellers führten, welcher beinahe das Grab Rudolphs geworden wäre.

An dieser Thüre schien der kleine Lahme zu zögern, der Eule weiter zu folgen.

„Nur vorwärts! vorwärts!" sagte sie zu ihm.

„Es ist so finster — und dann gehen Sie so schnell, Eule — ich will lieber umkehren und Ihnen das Licht lassen —"

„Und die Thüre unten, Schwachkopf? Kann ich die allein aufmachen? Willst Du weiter gehen?"

„Nein, — ich fürchte mich zu sehr —"

„Wenn ich Dich erwische, — so nimm Dich in Acht."

Der Knabe wich einige Schritte zurück.

„Nun," sagte endlich die Eule, die ihren Zorn niederkämpfte, „wenn Du hübsch folgsam bist, werde ich Dir auch etwas geben —"

„Ah," antwortete der kleine Lahme, der wieder näher kam,

„wenn Sie so reden, können Sie aus mir machen, was Sie wollen, Mutter Eule.“

„So geh schnell, — die Zeit drängt.“

„Ja, aber versprechen Sie mir, daß Sie mich den Schulmeister necken lassen wollen?“

„Ein anderes Mal, heute habe ich keine Zeit.“

„Nur ein klein wenig —“

„Ein anderes Mal. — Ich sage Dir, ich muß sogleich wieder hinauf.“

„Warum wollen Sie denn die Thüre seines Zimmers aufmachen?“

„Das geht Dich nichts an. — Rasch! rasch! Die Martials sind vielleicht schon oben, — ich muß mit ihnen sprechen. — Sei artig, und Du wirst es nicht bereuen —“

„Nun, ich bin Ihnen einmal gut, Eule, Sie wickeln mich um Ihren kleinen Finger, wenn Sie wollen,“ sagte der kleine Lahme, indem er langsam weiter ging.

Der bleiche flackernde Schein des Lichtes, der schwach den dunkeln Gang beleuchtete, warf das schwarze Schattenbild des häßlichen Knaben auf die grünliche feuchte gesprungene Wand.

Weiter unten, im Halbdunkel, sah man das niedrige Thürgewölbe, die starke, mit Eisen beschlagene Thür des Kellers und den rothcarrirten Shawl wie das weiße Häubchen der Eule.

Unter den Anstrengungen der Alten und des Knaben bewegte sich die Thüre endlich knarrend in ihren Angeln.

Ein feuchter Dampf drang aus der finstern Tiefe heraus.

Das Licht, welches am Fußboden niedergesetzt wurde, beleuchtete die ersten Stufen der steinernen Treppe, deren letzte sich in völligem Dunkel verloren.

Aus der Tiefe des Kellers drang ein Schrei oder vielmehr ein wildes Gebrüll herauf.

„Ach, mein Männchen sagt mir guten Tag!“ sprach die Eule ironisch.

Sie ging noch einige Stufen hinunter, um ihren Kober in irgend einer Ecke zu verstecken.

„Mich hungert,“ rief der Schulmeister, und seine Stimme zitterte vor Wuth. „Soll ich hier sterben wie ein tolles Vieh?“

„Du hast Hunger?“ wiederholte die Eule lachend, „nun, steck' Dir den Daumen in das Maul —“

Man hörte das Klirren einer Kette, die mit Gewalt straff angezogen wurde, — dann einen Seufzer verhaltener Wuth.

„Nimm Dich in Acht! Nimm Dich in Acht! Du wirst Dich wieder an das Bein stoßen wie in Bouqueval. Armes Väterchen!“ fiel der kleine Lahme ein.

„Das Kind hat Recht; bleibe doch ruhig, Alterchen,“ sagte die Eule; „der Ring und die Kette sind fest, Blinder, sie sind von dem Vater Micou, der nur Gutes verkauft. Es ist wieder Deine Schuld; warum ließest Du Dich im Schlafe binden? Man brauchte Dich dann nur an die Kette zu legen und herunter — ins Kühle zu bringen, — um Dich besser zu conserviren.“

„Es ist aber Schade um ihn, er wird hier unten schimmelig werden,“ fiel der Knabe ein.

Man hörte von Neuem die Kette klirren.

„Alterchen springt wie ein Maikäfer, der an einem Beine festgebunden ist,“ sagte die Eule weiter. — „Es ist mir, als sähe ich ihn —“

„„Maikäfer flieg,

„„Dein Vater ist im Krieg““ — sang der kleine Lahme, und die Eule lachte von Neuem.

Nachdem die Eule ihren Kober in einem Loch an der Wand versteckt hatte, sagte sie:

„Siehst Du, Alterchen?“

„Er sieht ja nicht,“ antwortete der Knabe.

„Der Junge hat Recht. Nun, hörst Du, Alter? Du hättest nicht so dumm, nicht so gutmüthig sein und mich hindern sollen, der Nachtigall das Lärvchen mit meinem Vitriol zu waschen. — Dann sprachst Du auch von Deinem Gewissen, und ich sah, daß mit Dir nichts mehr zu machen ist, daß Du rechtschaffen werden willst. — Du könntest uns am Ende gar verrathen, alter Blinder, und dann —“

„Wenn Dich der alte Blinde nur erst hätte, Eule!“ rief der Lahme, indem er mit einem Male und mit aller Kraft die Alte von hinten stieß.

Die Eule fiel unter einem gräßlichen Fluche, und man hörte sie die Stufen hinunter rollen.

„Beiß! beiß! Die Eule kommt, — packe sie, Alter!“ rief der kleine Lahme.

Dann nahm er den Kober aus dem Mauerloche, in welches er ihn durch die Eule hatte verstecken sehen, stieg rasch die Stufen hinauf und rief unter lautem Lachen:

„Der Stoß war besser als der letzte, nicht wahr, Eule? Und diesmal wirst Du mich nicht wieder aufs Blut beißen. Du dachtest, ich würde es vergessen, — prosit! — ich blute noch.“

„Ich hab' sie, ich hab' sie!“ rief der Schulmeister unten im Keller.

„Ich gratulire!" entgegnete der Knabe lachend und blieb auf der letzten Treppenstufe stehen.

„Hülfe! Hülfe!" rief die Eule mit fast erstickter Stimme.

„Ich danke Dir, Lahmer," sprach der Schulmeister, „ich danke Dir und verzeihe Dir alles Böse, das Du mir gethan hast. — Zur Belohnung sollst Du sie singen hören, — die Eule — paff' auf! — der Todtenvogel!"

„Bravo! Ich sitze hier auf der ersten Galerie," antwortete der Lahme, indem er sich oben auf der Treppe niedersetzte.

CXXII.

Der Keller.

Der kleine Lahme, der so auf der ersten Treppenstufe saß, hob das Licht empor, um die schreckliche Scene zu beleuchten, welche in der Tiefe des Kellers vorgehen sollte; aber das Dunkel war zu dicht, — ein so schwacher Schein vermochte es nicht zu verscheuchen.

Der Sohn Roth-Arms erkannte nichts.

Der Kampf des Schulmeisters und der Eule geschah mit entsetzlicher Erbitterung, aber ohne einen Schrei, ohne ein Wort.

Man hörte nur von Zeit zu Zeit das laute Athmen oder den erstickten Hauch, welcher immer die gewaltsamen Anstrengungen begleitet.

Der kleine Lahme stampfte im Tact mit den Füßen, wie es die ungeduldigen Zuschauer im Theater zu thun pflegen, um den Beginn der Vorstellung zu beschleunigen; endlich rief er gar:

„Vorhang auf! Das Stück! Musik!"

„O, ich halte Dich, wie ich will," murmelte der Schulmeister unten, „und Du sollst —".

Eine verzweifelte Anstrengung der Eule unterbrach ihn. Sie wehrte sich mit der Kraft, welche die Todesfurcht giebt.

„Lauter! Man versteht nichts!“ fiel der Lahme ein.

„Wenn Du mir auch die Hand zerbeißest, ich halte Dich doch wie ich will,“ sagte der Schulmeister.

Dann setzte er hinzu, als es ihm ohne Zweifel gelungen war, die Eule festzuhalten: „So! Jetzt höre —“

„Lahmer, rufe Deinen Vater!“ rief die Eule mit keuchender Stimme. „Hülfe! Hülfe!“

„Fort mit der Alten! Man hört ihretwegen nichts,“ antwortete der kleine Lahme laut lachend.

Der Hülferuf der Eule konnte aus der Tiefe nicht hinauf in das Haus dringen.

Als die Elende sah, daß sie von dem Sohne Roth-Arms keine Hülfe zu erwarten habe, wollte sie ein letztes Mittel versuchen.

„Lahmer, geh und hole Hülfe, und ich gebe Dir meinen Kober; er ist voll Juwelen und steht da in der Mauer —“

„Ueber die Freigebigkeit! Ich danke, Madame. Ich habe Deinen Kober schon. Hörst Du, wie es drinnen klingt?“ sagte der Knabe, indem er den Kober schüttelte . . . „Wenn Du mir sogleich für zwei Sous Kuchen giebst, will ich meinen Vater rufen.“

„Erbarme Dich meiner, und ich —“

Die Eule konnte nicht weiter sprechen.

Es folgte eine neue Pause.

Der kleine Lahme trommelte von Neuem mit den Füßen auf die steinerne Stufe und rief fortwährend:

„Warum geht es nicht los? Den Vorhang auf! Musik! Musik!“

„So, Eule, wirst Du mich nicht mehr durch Dein Schreien betäuben können,“ sagte der Schulmeister nach einigen Minuten, in denen es ihm ohne Zweifel gelungen war, der Alten einen Knebel in den Mund zu stopfen.

„Du siehst wohl ein,“ fuhr er langsam mit hohler Stimme fort, daß ich es nicht sogleich ausmachen will. Folter gegen Folter! Du hast mich genug leiden lassen. — Ich muß lange mit Dir reden, ehe ich Dich umbringe, ja — lange. Das wird schrecklich für Dich sein. He?“

„Keine Dummheiten, Alter!“ rief der kleine Lahme, der halb aufstand; „züchtige sie, aber spiel' ihr nicht zu arg mit. — Du willst sie umbringen, — das ist eine Finte, nicht wahr? Ich halte auf meine Eule, — ich habe sie Dir geliehen, aber Du mußt sie mir wiedergeben; mach' sie nicht todt, — mach' meine Eule nicht todt, oder ich rufe den Vater —“

„Sei ruhig, sie bekommt nur was sie verdient, — eine Lehre, die ihr nützlich sein wird,“ sagte der Schulmeister, um den kleinen Lahmen zu beruhigen, damit dieser nicht etwa Hülfe hole.

„Das ist recht! Bravo! Nun geht das Stück los!“ sagte der Sohn Roth-Arms, welcher keineswegs glaubte, daß der Schulmeister das Leben der schrecklichen Alten ernstlich bedrohe.

„Nun wollen wir mit einander reden, Eule,“ fuhr der Schulmeister mit ruhiger Stimme fort. „Zuerst, siehst Du, ist seit jenem Traume in Bouqueval, der mir alle unsere Verbrechen wieder vorführte, seit jenem Traume, der mich beinahe wahnsinnig machte und mich noch wahnsinnig machen

wird, — denn in der Einsamkeit und Abgeschiedenheit, in welcher ich lebe, wenden sich unwillkührlich alle meine Gedanken immer wieder auf jenen Traum, — seit jenem Traume ist in mir eine seltsame Veränderung vorgegangen, —

„Ich — habe vor meiner frühern Bosheit geschaudert.

„Zuerst ließ ich Dich die Nachtigall nicht mißhandeln, — das war aber noch nichts —

„Als Du mich hier in diesem Keller an die Kette legtest, mich Kälte und Hunger leiden ließest, — mich aber auch von Deiner Gegenwart befreitest, — übergabst Du mich ganz dem Grauen vor meinen Gedanken.

„Du weißt nicht, was es heißt, allein, immer allein zu sein — mit einem schwarzen Schleier vor den Augen, wie der schreckliche Mann sagte, welcher mich gestraft hat —

„Das ist grauenhaft!

„In diesen Keller hatte ich ihn gestürzt, um ihn zu tödten, und dieser Keller ist der Ort meiner Pein, wird vielleicht mein Grab.

„Ich wiederhole Dir, daß dies grauenhaft ist.

„Er sagte zu mir: Du hast Deine Kraft gemißbraucht, Du wirst das Spielzeug der Schwächsten werden.

„Er hatte Recht.

„Er sagte zu mir: Von der Außenwelt getrennt, mit der ewigen Erinnerung an Deine Verbrechen allein, wirst Du eines Tages Deine Verbrechen bereuen —

„Dieser Tag ist gekommen, — die Absonderung hat mich gereinigt —

„Ich hätte es nicht für möglich gehalten.

„Ein anderer Beweis, daß ich vielleicht minder schlecht bin als sonst, ist die unsägliche Freude, die ich empfinde, Dich hier festzuhalten, — nicht um mich zu rächen, sondern um unsere Opfer zu rächen. Ja, ich werde eine Pflicht erfüllen, wenn ich mit eigener Hand meine Mitschuldige strafe.

„Eine Stimme sagt mir, daß viel Blut, viel Blut nicht geflossen sein würde, wenn Du mir früher in die Hände gefallen wärest.

„Ich verabscheue jetzt meine frühern Mordthaten und doch, — findest Du das nicht seltsam? — werde ich ohne Furcht, mit völliger Ruhe an Dir einen schrecklichen Mord begehen. — Sag', sag', begreifst Du das?"

— „Bravo! Gut gespielt, alter Blinder!" rief der kleine Lahme mit Händeklatschen. „Das ist Alles zum Lachen!"

„Alles zum Lachen!" entgegnete der Schulmeister mit einer hohlen Stimme. „Halt' still, Eule, ich muß Dir vollends erklären, wie ich zur Reue gekommen bin.

„Diese Erzählung wird Dir, verstocktes Herz, widerwärtig sein, sie wird Dir beweisen, wie unbarmherzig ich in der Rache sein werde, die ich im Namen unserer Opfer an Dir üben will.

„Aber ich muß mich beeilen —

„Mein Blut hüpft vor Freude, Dich hier zu halten, — die Adern an meinen Schläfen klopfen, wie wenn nach vielem Nachdenken über den Traum mein Verstand sich verwirrt, — vielleicht geschieht mir etwas, — aber ich werde doch Zeit haben, Dir die Nähe des Todes schrecklich zu machen, wenn ich Dich zwinge, mich anzuhören —"

— „Nun, Eule," rief der kleine Lahme, „heraus mit der

Sprache! — Hast Du Deine Rolle nicht gelernt? Sag' doch dem Teufel, daß er Dir soufflire, Alte —"

„Wenn Du auch zappelst, um Dich schlägst und beißest," fuhr der Schulmeister nach einer neuen Pause fort, — „Du entgehst mir nicht, — Du hast mir die Finger zerbissen bis auf die Knochen, aber ich reiße Dir die Zunge aus, wenn Du Dich rührst —

„Laß uns weiter reden.

„Als ich so allein war, immer allein in der Stille und im Dunkel, wandelte mich eine tolle — ohnmächtige Wuth an, und ich verlor zum ersten Mal den Kopf. — Ja, ob ich gleich wachte, so sah ich doch den Traum wieder, — weißt Du? — den Traum —

„Den kleinen Alten in der Rue de Roule, — die ersäufte Frau, — den Viehhändler und Dich, Eule, die Du über diesen Gespenstern schwebtest.

„Ich sage Dir, es ist grauenhaft.

„Ich bin blind, und meine Gedanken nehmen eine Gestalt, einen Körper an, um mir unabläßig sichtbar, fast greifbar, die Züge meiner Opfer vorzustellen.

„Wenn ich auch jenen schrecklichen Traum nicht geträumt hätte, mein Geist würde, fortwährend mit der Erinnerung an meine frühern Verbrechen beschäftigt, durch dieselben Visionen gequält worden sein.

„Bisweilen, wenn ich diese Gespenster lange mit Ergebung und Grauen betrachtet habe, kommt es mir vor, als hätten sie Mitleiden mit mir, — sie erbleichen, sie verschwimmen und verschwinden. Dann glaube ich aus einem schrecklichen Traume zu erwachen, aber ich fühle mich schwach, niedergedrückt, zermalmt und — wirst Du es glauben? Oh, wie wirst Du lachen, Eule, —

ich weine, hörst Du? ich weine. — Du lachst nicht? So lache doch — lache doch!"

Die Eule ächzte dumpf.

— „Lauter!" rief der kleine Lahme, — „man versteht nichts. —"

„Ja," fuhr der Schulmeister fort, „ich weine, denn ich leide, und meine Wuth ist vergeblich. Ich sage zu mir: morgen, übermorgen, immer wird mich dieser Wahnsinn, diese grauenhafte Verzweiflung martern —

„Welches Leben! Ach, welches Leben!

„Und ich habe nicht lieber den Tod gewählt, statt mich lebendig in dieser Tiefe begraben zu lassen!

„Blind, — einsam, — gefangen, was könnte mich vor der Reue retten? Nichts — nichts —

„Wenn die Gespenster einen Augenblick aufhören, auf dem schwarzen Schleier, den ich vor Augen habe, hin und herzuziehen, foltern mich andre Qualen, — vernichtende Vergleiche. Ich sage zu mir: Wenn ich ein ehrlicher Mann geblieben wäre, würde ich jetzt frei, ruhig, glücklich, von den Meinigen geliebt und geehrt, statt nun blind und in diesem Kerker gefesselt und meinen Mitschuldigen überlassen zu sein.

„Ach, die Sehnsucht nach dem Glücke, das man durch ein Verbrechen verlor, ist der erste Schritt zur Reue.

„Und wenn sich mit der Reue eine entsetzlich harte Buße verbindet, eine Buße, welche das Leben in eine lange schlaflose Nacht mit verzweiflungsvollen Gedanken und rächenden Visionen verwandelt, — dann folgt vielleicht der Reue und der Buße die Verzeihung der Menschen."

— „Nimm Dich in Acht!" rief der kleine Lahme, — „Du kommst in eine andere Rolle! Bekannt! bekannt!"

Der Schulmeister hörte nicht auf den Sohn Roth=Arms.

„Du wunderst Dich, Eule, mich so sprechen zu hören? Wenn ich mich fortwährend durch andere blutige Schandthaten, oder durch die wüste Trunkenheit des Bagno=Lebens fort und fort betäubt hätte, würde diese heilsame Umwandlung in mir nicht erfolgt sein, ich weiß es wohl —

„Aber woran soll ich denken, da ich allein bin, blind und gefoltert von der Gewissenspein, die ich sehe?

„An neue Verbrechen?

„Wie könnte ich sie begehen?

„An eine Flucht?

„Wie wäre sie möglich?

„Und wenn ich entflöhe — wohin sollte ich mich wenden, was mit meiner Freiheit beginnen?

„Nein, ich muß von nun an in einer ewigen Nacht leben, zwischen der Qual der Reue und dem Grauen vor den fürchterlichen Erscheinungen, die mich verfolgen —

„Bisweilen freilich glänzt — ein schwacher Strahl der Hoffnung in meine Nacht, bisweilen folgt ein Augenblick der Ruhe auf meine Leiden, — ja bisweilen gelingt es mir, die Gespenster, die mich quälen, zu beschwören, wenn ich ihnen die Erinnerung an eine ehrliche, friedliche Vergangenheit vorhalte, wenn ich mich in Gedanken in die Zeit meiner ersten Jugend, meiner Kindheit zurückversetze —

„Zum Glück haben selbst die größten Bösewichter wenigstens einige Jahre des Friedens und der Unschuld — ihren verbrecherischen blutigen Jahren entgegenzusetzen.

„Man wird nicht schlecht geboren.

„Die Verdorbensten haben die liebenswürdige Unschuld der

Kindheit gehabt, die sanften Freuden jenes lieblichen Alters gekannt. Und, ich wiederhole es Dir, bisweilen giebt es mir einen bittern Trost, wenn ich zu mir sage: jetzt flucht mir die ganze Welt, aber es gab eine Zeit, da man mich liebte, mich schätzte, weil ich schuldlos und gut war —

„Ach! — ich muß mich wohl in die Vergangenheit flüchten, wenn ich es kann, denn nur dort finde ich einige Ruhe. —"

Der Ton des Schulmeisters hatte bei diesen letztern Worten die Rauhheit verloren; der unbändige Mann schien tief ergriffen zu sein und setzte hinzu:

„Siehst Du, diese Gedanken haben einen so heilsamen Einfluß, daß meine Wuth nachläßt, daß es mir an Muth, an Kraft und an dem Willen gebricht, Dich zu strafen. — Nein, — es steht mir nicht zu, Blut zu vergießen —"

— „Bravo, Alter! Siehst Du, Eule, es war eine Finte," rief der kleine Lahme mit Händeklatschen.

„Nein, es steht mir nicht zu, Dein Blut zu vergießen," fuhr der Schulmeister fort; — „es wäre das ein Mord, — ein zu entschuldigender vielleicht, aber doch immer ein Mord, — und ich habe an den drei Gespenstern schon genug. — Und, wer weiß? vielleicht fühlst Du auch einst noch Reue."

Der Schulmeister hatte, während er so sprach, der Eule unwillkührlich größere Freiheit in der Bewegung gelassen.

Sie benutzte dies, um den Dolch zu ergreifen, den sie nach der Ermordung Sarahs in ihr Corset gesteckt hatte, und dem Banditen einen gewaltigen Stoß zu versetzen, um sich ganz von ihm frei zu machen.

Er stieß einen gellenden Schmerzensschrei aus.

Die Glut seines Hasses, seines Rachedurstes, seiner Wuth,

seines Blutdurstes, die durch diesen Angriff plötzlich geweckt und zum Aeußersten gesteigert wurde, brach gräßlich aus, und sein bereits erschütterter Verstand verließ ihn ganz und gar.

„Ah, Schlange, — ich habe Deinen Zahn gefühlt!“ rief er mit einer Stimme, die vor Wuth zitterte und faßte mit Kraft die Eule, die ihm entschlüpfen wollte; — „Du krochst in dem Keller — he? Aber ich werde Dich zermalmen, Schlange oder Eule — Du wartetest wohl auf das Erscheinen der Gespenster, — ja, denn das Blut pocht an meinen Schläfen — es summt mir in den Ohren — Alles dreht sich im Kreise — als wenn sie kommen wollten. — Ja, — ich irre mich nicht — da sind sie. — Dort aus dem Dunkel kommen sie hervor! — Wie sie blaß aussehen — und wie ihr Blut fließt — roth und rauchend! — Du fürchtest Dich — Du sträubst Dich. — Sei ruhig. — Du wirst die Gespenster — nicht sehen, wie — Du wirst sie nicht sehen, — ich habe Erbarmen mit Dir, — ich werde Dich blind machen — Du sollst wie ich — o h n e A u g e n sein. —“

Der Schulmeister machte eine Pause.

Die Eule stieß einen so gräßlichen Schrei aus, daß der kleine Lahme entsetzt auf der steinernen Stufe aufsprang.

Das entsetzliche Geschrei der Eule schien die wahnsinnige Wuth des Schulmeisters auf den höchsten Grad zu steigern.

„Singe nur —“ sagte er leise, — „singe nur, Eule, — singe ... Dein Todtenlied. — Du bist glücklich, — Du siehst die drei Gespenster — unserer Ermordeten nicht mehr, — den kleinen Alten in der Rue du Roule, — die ersäufte Frau, — den Viehhändler. — Aber ich, — ich sehe sie, — sie kommen heran, — sie greifen mich an! O — wie sie kalt sind!“

Der letzte Schein der Vernunft des Bösewichtes erlosch in diesen Schrei des Entsetzens.

Von nun an sprach der Schulmeister nicht mehr; er rannte umher, er brüllte wie ein wildes Thier und gehorchte nur noch dem Instincte der Vernichtung.

In dem Dunkel des Kellers geschah etwas Entsetzliches.

Man hörte ein rasches Stampfen mit den Füßen, das häufig durch ein dumpfes Geräusch wie von einem Knochenkasten unterbrochen wurde, der von einem Steine zurückprallt, auf den man ihn zerschmettern will.

Gellende, krampfhafte Klagetöne und ein teuflisches Lachen begleiteten jeden dieser Schläge.

Dann folgte ein — Todesröcheln.

Und endlich hörte man gar nichts mehr, — nichts als das wüthende Stampfen, als die dumpfen Schläge, die noch immer fortgesetzt wurden.

Bald gelangte ein fernes Geräusch von Tritten und Stimmen bis in die Tiefe des Kellers. Helles Licht glänzte am Ende der Treppe, welche herabführte.

Der kleine Lahme war vor Grauen über den Auftritt, dem er beigewohnt hatte, ohne ihn zu sehen, wie erstarrt und sah mehrere Personen mit Lichtern rasch die Stufen herunterkommen. — Im nächsten Augenblicke war der Keller mit Sicherheitsdienern, Narciß Borel an der Spitze, und mit Municipalgardisten angefüllt.

Der kleine Lahme wurde auf den ersten Stufen des Kellers ergriffen, wo er noch mit dem Körbchen der Eule in der Hand stand.

Narciß Borel stieg mit einigen der Seinigen in den Keller des Schulmeisters hinunter.

Alle wichen vor einem gräßlichen Anblicke zurück.

Der Schulmeister, der mit dem Fuße an einen großen Stein mitten in seinem Kerker gefesselt war, lief, grauenvoll anzusehen, mit starrendem Haar, mit langem Barte, mit schäumendem Munde, mit blutbefleckten Lumpen bekleidet, wie ein wildes Thier in seinem Kerker umher und schleppte an beiden Füßen den Leichnam der Eule nach, deren Kopf entsetzlich zerstümmelt, zerschmettert, zermalmt war.

Die blutigen Ueberreste seiner Mitschuldigen konnten ihm nur nach einem heftigen Kampfe entrissen werden, und man mußte alle Kraft aufbieten, um ihn zu binden.

Nach einem kräftigen Widerstande gelang es, ihn in den niedrigen Saal des Wirthshauses Roth-Arms zu bringen.

Hier befanden sich, an den Händen gefesselt und bewacht, Barbillon, Nicolaus Martial, dessen Mutter und Schwester.

Sie waren in dem Augenblick ergriffen worden, als sie die Diamantenmäklerin fortschleppten, um sie zu ermorden.

Diese erholte sich allmälig in einem Nebenzimmer.

Der Schulmeister, an dem Arme durch die Eule leicht verwundet, lag auf dem Boden, wurde mit Mühe durch zwei Polizeidiener gehalten und brüllte wie ein Stier, der erschlagen werden soll. Bisweilen schnellte er den ganzen Körper durch krampfhafte Anstrengung empor.

Barbillon saß mit gesenktem Kopfe, bleich, mit bläulichen Lippen und stierem Blicke auf einer Bank; sein langes schlichtes schwarzes Haar fiel auf den Kragen seiner im Kampfe zerrissenen blauen Blouse; seine gefesselten Hände ruhten auf seinen Knien.

Das jugendliche Aussehen dieses Bösewichts (er zählte kaum achtzehn Jahre) und die Regelmäßigkeit seines unbärtigen Gesichtes machten den häßlichen Eindruck noch beklagenswerther, der aus seinen von Ausschweifung und Verbrechen gebrandmarkten Zügen sprach.

Er rührte sich nicht und sprach kein Wort.

Es ließ sich nicht erkennen, ob diese scheinbare Unempfindlichkeit die Folge des Entsetzens oder einer ruhigen Energie war; er athmete schnell, und von Zeit zu Zeit wischte er mit den beiden zusammengefesselten Händen den Schweiß ab, der auf seiner bleichen Stirn stand.

Neben ihm sah man die Tochter der Wittwe; das Häubchen war ihr abgerissen; ihr röthliches, im Nacken zusammengebundenes Haar hing in mehreren dünnen Flechten auf den Rücken hinab. Sie war mehr ergrimmt als niedergeschlagen, ihre hagern, etwas gebleichten Wangen hatten sich leicht geröthet, und sie betrachtete mit Verachtung die Niedergeschlagenheit ihres Bruders Nicolaus, der auf einem Stuhle ihr gegenübersaß.

Dieser Bandit, der das Schicksal voraussah, welches ihn erwartete, war in sich selbst zusammengesunken und ließ den Kopf hängen; seine Kniee zitterten und schlugen aneinander, seine Zähne klapperten, und er ächzte dumpf.

Nur die Mutter Martial, die Wittwe des Gerichteten, die an der Wand lehnte, hatte von ihrer Keckheit nichts verloren. Sie hielt den Kopf hoch und sah sich mit festem Blicke um; ihr ehernes Gesicht verrieth auch nicht die mindeste Unruhe.

Bei dem Anblicke Roth-Arms aber, den man in den niedrigen Saal zurückbrachte, nachdem er der sorgfältigsten Durchsuchung des Hauses durch den Polizeicommissar und dessen Secretair bei-

gewohnt, verzerrten sich die Züge der Wittwe unwillkührlich; ihre kleinen, gewöhnlich matten Augen fingen an zu leuchten und zu funkeln wie die einer wüthend gewordenen Schlange, ihre zusammengebissenen Lippen wurden bleich, und sie spannte die beiden gebundenen Arme an. Aber gleich als bedauerte sie diese stumme Aeußerung machtlosen Zornes und Hasses, kämpfte sie ihre Aufregung nieder und wurde wieder eiskalt.

Während der Commissar in Verbindung mit seinem Secretair das Protocoll aufnahm, warf Narciß Borel, indem er sich die Hände rieb, einen wohlgefälligen Blick auf den wichtigen Fang, den er gethan hatte, und der Paris von einer Bande gefährlicher Verbrecher befreite, gestand sich aber auch, wie nützlich ihm Roth-Arm dabei gewesen, und sah diesen deshalb dankend an.

Der Vater des kleinen Lahmen mußte bis nach der gerichtlichen Entscheidung das Gefängniß und das Schicksal derer theilen, welche er verrathen hatte; er trug wie Diese Handschellen, sah noch zitternder und bestürzter aus, verzerrte sein Gesicht nach Kräften, um ihm einen recht verzweiflungsvollen Ausdruck zu geben, und seufzte jämmerlich. Er küßte den kleinen Lahmen, als suche er in diesen väterlichen Liebkosungen einigen Trost.

Der kleine Lahme zeigte sich nicht eben empfänglich für diese Beweise von Zärtlichkeit, denn er hatte erfahren, daß er bis auf Weiteres in das Gefängniß der jungen Verbrecher gebracht werden sollte.

„Welches Unglück, von meinem geliebten Sohn getrennt zu werden!“ rief Roth-Arm mit erheuchelter Rührung aus; „Wir sind doch die beiden unglücklichsten, Mutter Martial, denn man trennt uns von unsern Kindern.“

Die Wittwe konnte ihre Kaltblütigkeit nicht länger behaup-

ten; sie zweifelte an dem Verrath Roth-Arms nicht, den sie geahnt hatte, und sagte:

„Ich wußte wohl, daß Du meinen Sohn in Toulon verkauft hattest. — Da, Judas!" — und sie spuckte ihm in das Gesicht. — „Du verkaufst uns, — nun meinetwegen! — Man wird sehen, wie ächte Martials sterben."

„Ja, wir werden nicht zucken vor dem Henker," setzte die Tochter der Wittwe in wilder Aufregung hinzu.

Die Wittwe deutete dann mit einem Blicke der Verachtung auf Nicolaus und sagte zu ihrer Tochter:

„Dieser Feigling wird uns auf dem Schaffot noch Schande machen."

Einige Augenblicke nachher stieg die Wittwe mit ihrer Tochter, begleitet von zwei Polizeidienern, in einen Fiacre, um sich nach St. Lazarus zu begeben.

Barbillon, Nicolaus und Roth-Arm wurden nach La Force gebracht, der Schulmeister dagegen in die Conciergerie, wo sich Zellen zur provisorischen Aufnahme von Wahnsinnigen befinden.

CXXIII.

Die Vorstellung.

Einige Tage nach der Ermordung der Madame Seraphin, dem Tode der Eule und der bei Roth-Arm überraschten Uebelthäterbande begab sich Rudolph in das Haus in der Rue du Temple.

Rudolph hatte, wie wir wissen, weil er der List des Jacob Ferrand List gegenübersetzen, die geheimen Verbrechen desselben entdecken, ihn zur Wiedergutmachung zwingen und ihn schrecklich strafen wollte, wenn es durch Klugheit und Heuchelei dem Elenden gelingen sollte, sich der Rache der Gesetze zu entziehen, aus einem Gefängnisse in Deutschland eine Creolin, die unwürdige Frau des Negers David, kommen lassen.

Diese Frau, eben so schön wie schlecht, eben so reizend wie gefährlich, war am Tage vorher angekommen und hatte detaillirte Instructionen von dem Baron Graun erhalten.

Aus der letzten Besprechung Rudolphs mit der Frau Pipelet hat man gesehen, daß diese die Cecily der Madame Seraphin als Nachfolgerin der Louise Morel, als Magd des Notars, vorge=

schlagen und die Haushälterin versprochen hatte, mit Jacob Ferrand darüber zu sprechen, was sie denn auch in der für Cecily günstigsten Weise an dem Morgen des Tages gethan hatte, an welchem sie (Madame Seraphin) an der Insel des Aussuchers ersäuft worden war.

Rudolph kam also, um sich nach dem Resultate der Empfehlung zu erkundigen.

Zu seinem großen Erstaunen sah er bei seinem Eintritt in die Portierswohnung, ob es gleich bereits elf Uhr war, Herrn Pipelet im Bette liegen, Anastasia aber an demselben stehen und ihm einen Trank reichen.

Da Alfred, dessen Stirn und Augen unter einer großen Schlafmütze verschwanden, seiner Anastasia nicht antwortete, so schloß diese, daß er schlafe, und zog die Bettvorhänge zusammen. Als sie sich umkehrte, erblickte sie Rudolph, und alsbald legte sie, wie ein Soldat, die linke Hand an ihre Perücke.

„Ihre Dienerin, mein Miether-König! Sie sehen mich in der schrecklichsten Bestürzung und Verzweiflung. Es sind schreckliche Dinge im Hause vorgegangen, und nun liegt auch Alfred seit gestern im Bett.“

„Was fehlt ihm?“

„Kann das eine Frage sein?“

„Warum nicht?“

„Immer das alte Lied. Der Unmensch ereifert sich mehr und mehr gegen Alfred und wird ihn noch unter die Erde bringen; ich weiß nicht mehr, was ich anfangen soll.“

„Wieder Cabrion?“

„Wieder.“

„Ist er des Teufels?“

„Ich glaube nun bald, daß er der Teufel selber ist, Herr Rudolph, denn er erräth immer die Zeit, wann ich ausgegangen bin. Kaum habe ich den Rücken gewendet, — so sitzt er meinem lieben Alten auf dem Nacken, und der kann sich nicht mehr wehren als ein Kind. Noch gestern, als ich zu dem Notar ging —"

„Und Cecily?" fragte Rudolph begierig; „ich kam eben, um zu erfahren —"

„Sachte, mein bester Herr, verwirren Sie mich nicht, — ich habe Ihnen so viel zu erzählen, daß ich in Confusion gerathe, wenn sie mich irre machen —"

„Nun, — ich werde ganz ruhig zuhören —"

„Zuerst von dem Hause hier. Denken Sie, gestern hat man die Mutter Burette verhaftet —"

„Die Frau im zweiten Stock, welche auf Pfänder lieh?"

„Mein Gott, ja; sie scheint außer dem Leihgeschäfte noch einige andere betrieben zu haben; sie war Hehlerin, Diebin, schmolz gestohlenes Gold und Silber ein, und was das Schlimmste ist, ihr alter Liebhaber, Herr Roth-Arm, der das Haus im Ganzen gemiethet und wieder vermiethet hat, ist ebenfalls verhaftet —"

„Roth-Arm auch verhaftet?"

„Ja, in seinem Wirthshause in den elysäischen Feldern; selbst seinen Sohn, den boshaften kleinen Lahmen, hat man mit eingesteckt. Es sollen bei ihm, wie man sagt, eine Menge Mordthaten vorgekommen sein; auch wäre bei ihm, wie man sagt, eine Bande Bösewichter zusammengekommen. Die Eule, eine Freundin der Mutter Burette, soll erwürgt sein, und wenn man nicht zu rechter Zeit gekommen wäre, würden sie Madame Mathieu, die Diamantenmäklerin, ermordet haben, welche dem armen Morel Arbeit gab. Sind das nicht Neuigkeiten?"

„Roth-Arm verhaftet! Die Eule todt!“ dachte Rudolph verwundert bei sich. „Die schreckliche Alte hat ihr Schicksal verdient; so ist wenigstens die arme Marien-Blume gerächt.“

„Das war hier, — ungerechnet die neue Schändlichkeit Cabrions. Sie sollen gleich erfahren, welche Frechheit dieser Mensch besitzt. Als man die Mutter Burette verhaftete und als wir erfuhren, daß auch Roth-Arm eingesteckt sei, sagte ich zu meinem Alten: Du mußt gleich zu dem Besitzer des Hauses laufen und ihm sagen, daß Roth-Arm eingesteckt ist. Alfred machte sich auf den Weg, und nach zehn Minuten kam er zurück, aber in einem Zustande, — einem Zustande, weiß wie ein Stück Wäsche und keuchend wie ein Ochs —“

„Was war geschehen?“

„Sie werden es gleich erfahren, Herr Rudolph. Denken Sie sich, zehn Schritte von hier ist eine große weiße Mauer; mein Alter sieht, wie er aus dem Hause tritt, zufällig auf diese Wand, und was sieht er da mit Kohle in großen Buchstaben angeschrieben? „Pipelet — Cabrion,“ diese beiden Namen durch einen dikken Bindestrich verbunden. Meinem Alten wird es schon schlimm; was sieht er aber zehn Schritte weiter auf dem großen Thore des Temple? Wieder „Pipelet — Cabrion“ mit einem Bindestriche. Er geht weiter, und bei jedem Schritte, Herr Rudolph, sieht er diese verwünschten Namen auf den Mauern der Häuser, auf den Thüren, überall „Pipelet — Cabrion.“ Meinem Alten fing es an grün und gelb vor den Augen zu werden; es war ihm, als sähen ihn alle Vorübergehenden an, und er drückte den Hut tiefer herein, so schämte er sich. Längs der Boulevards, an jedem Orte, wo etwas hingeschrieben werden konnte, stand „Pipelet — Cabrion!“ Endlich kam der arme Mann so bestürzt bei dem Haus-

besitzer an, daß dieser nicht verstand, was Alfred ihm vorsagte; er schickte ihn deshalb fort, nannte ihn einen alten Dummkopf und trug ihm auf, mich zu ihm zu schicken. Gut! Alfred schlug einen andern Weg ein, um die Namen nicht zu sehen, die überall angeschrieben waren, aber —“

„Auch da „Pipelet — Cabrion“?“

„Wie Sie sagen, mein bester Herr, so daß mein Alter ganz außer sich nach Hause kam und auswandern wollte. Er erzählte mir die Geschichte, ich beruhigte ihn so gut ich konnte und ging mit Mademoiselle Cecily, um sie erst zu dem Notar zu bringen, ehe ich zu dem Hausbesitzer ginge. Sie glauben nun, das sei Alles? Gott behüte! Kaum hatte ich den Rücken gewendet, so hatte der Cabrion, der mein Fortgehen erlauert, die Frechheit, zwei Mädchen zu Alfred zu schicken. Sehen Sie, die Haare stehen mir zu Berge, — ich will Ihnen aber das später erzählen; erst von dem Notar.

„Ich fahre also mit Mademoiselle Cecily im Fiacre fort, wie Sie es mir anempfohlen hatten. — Sie trug ihren hübschen deutschen Landmädchen-Anzug, weil sie, wie ich Herrn Ferrand sagen sollte, eben angekommen sei und keine Zeit gehabt habe, sich einen andern machen zu lassen.

„Sie mögen mir glauben, wenn Sie wollen, bester Herr, ich habe viel und hübsche Mädchen gesehen, ich habe mich selbst in meiner Frühlingszeit gesehen, aber niemals ein Mädchen, das sich mit Cecily hätte messen können. — Sie hat besonders in ihren großen schwarzen Augen — ein Etwas, — ein Etwas, — man weiß nicht, was es ist, aber es ist etwas, das gleich auffällt — Welche Augen!

„Sehen Sie, Alfred ist nicht von der Art, aber als er sie

das erste Mal sah, wurde er roth wie ein gesottener Krebs, und um Alles in der Welt hätte er das Mädchen nicht noch einmal ansehen mögen; eine Stunde lang rutschte er auf seinem Schemel hin und her, als säße er auf Brennnesseln. Später sagte er zu mir, er wisse nicht, wie es zugehe, aber der Blick Cecilys habe ihn an alle Geschichten des schamlosen Bradamanti von den Wilbinnen erinnert, über die der keusche Alfred so oft roth geworden ist —"

„Und der Notar? der Notar?"

„Gleich, Herr Rudolph. Es war etwa sieben Uhr Abends, als wir bei Herrn Ferrand ankamen; ich sagte dem Portier, er möge seinem Herrn melden, Madame Pipelet sei da mit dem Mädchen, von dem Madame Seraphin schon mit ihm gesprochen. Der Portier stutzte und fragte mich, ob ich wisse, was der Madame Seraphin widerfahren sei; ich antwortete, daß ich es nicht wüßte. Ach, Herr Rudolph, das ist wieder eine schreckliche Geschichte."

„Was?"

„Die Seraphin ist bei einer Landpartie ertrunken, die sie mit einer ihrer Verwandten machte —"

„Ertrunken? — Eine Landpartie im Winter?" fragte Rudolph verwundert.

„Mein Gott, ja, Herr Rudolph, ertrunken. — Mich wundert es mehr, als es mich betrübt, denn seit dem Unglücke der armen Louise haßte ich die Seraphin, die sie angezeigt hatte."

„Und Ferrand?"

„Der Portier sagte zuerst, er glaube nicht, daß ich seinen Herrn würde sprechen können, und bat mich, in seiner Stube zu warten; sehr bald kam er aber wieder, um mich zu holen. Wir gingen über den Hof und traten in ein Zimmer im Parterre.

„Es brannte nur ein einziges schlechtes Talglicht. Der Notar saß an der Ecke des Kamins, in welchem ein Holzrest rauchte. — Ich hatte Herrn Ferrand nie gesehen. Guter Gott, wie häßlich! Das ist auch Einer von denen, die mir den Thron von Arabien anbieten könnten, meinem Alfred einen Streich zu spielen —"

„Schien die Schönheit Cecilys dem Notar aufzufallen?"

„Kann man ihm das bei seiner grünen Brille ansehen? Ein solcher frommer Betbruder kann sich auf Frauenzimmer nicht verstehen. Als wir beide eintraten, sprang er, wie erschrocken, von seinem Stuhle auf, wahrscheinlich vor Erstaunen über den elsässischen Anzug Cecilys, denn sie sah neunhundert Milliarden mal besser aus, als die Müllerinnen und Gärtnerinnen in den Ballets mit den kurzen Röckchen und den hübschen Beinen in den blauen Strümpfen mit rothen Zwickeln. Sapperment! Welche Waden! Und die Knöchel! Und die Füßchen! Kurz der Notar schien bei ihrem Anblicke ganz verblüfft zu sein."

„Wahrscheinlich fiel ihm die ungewöhnliche Tracht Cecilys auf."

„Man muß das glauben, — aber nun kam das Häßliche. Zum Glück erinnerte ich mich des Spruchs, den Sie mir gesagt hatten, Herr Rudolph, und das war mein Gruß —"

„Welches Spruchs?"

„Sie wissen schon: es genügt, daß Einer will, damit der Andre nicht will, oder daß Einer nicht will, damit der Andre will. Ich dachte also bei mir: Ich muß meinem besten Miethsmann seine Deutsche vom Halse schaffen; nur keck zu! So sagte ich denn zu dem Notar, ohne ihm Zeit zum Nachdenken zu lassen:

„Verzeihen Sie, Herr, daß meine Nichte nach der Mode ihrer

„Heimath gekleidet erscheint; aber sie ist eben erst angekommen, „hat nur diesen Anzug, und ich kann ihr keinen andern machen „lassen, auch würde es sich nicht der Mühe lohnen, denn wir kom„men blos, um Ihnen dafür zu danken, daß Sie Madame Sera„phin sagten, Sie wollten, nach den guten Zeugnissen, die ich ihr „gegeben, die Cecily sehen, aber ich glaube kaum, daß sie Ihnen „gefallen wird —"

— „Sehr gut, Madame Pipelet."

„Warum sollte mir Ihre Nichte nicht gefallen?" antwortete der Notar, der sich wieder gesetzt hatte und uns über seine Brillengläser hinweg anzusehen schien.

„Weil sich bei der Cecily schon das Heimweh einstellt. Sie „ist erst drei Tage hier und will schon wieder fort, müßte sie auch „unterwegs betteln und kleine Besen verkaufen wie ihre Lands„männinnen."

„Sie sind ihre Tante," sagte Ferrand zu mir, „und wollten das zugeben?"

„Ich bin freilich ihre Tante, aber sie ist eine Waise, zwanzig „Jahre alt und kann thun, was sie will."

„Bah! Thun, was sie will? In ihrem Alter muß man den „Verwandten gehorchen!" antwortete er barsch.

„Cecily fing darüber an zu weinen und zu zittern und schmiegte sich an mich an; sie fürchtete sich gewiß vor dem Notar.

— „Und Jacob Ferrand?"

„Er brummte vor sich hin: „Ein Mädchen in diesem Alter sich „selbst überlassen, heißt sie ins Unglück stürzen. Bettelnd nach Deutsch„land zurückkehren! Und Sie, ihre Tante, wollten ein solches Be„nehmen zugeben?"

„Schon gut," dachte ich, „Du kommst schon allein, alter

Brummbär; ich schwatze Dir die Cecily auf oder will nicht Anastasia heißen."

„Freilich bin ich ihre Tante," sagte ich also, „aber es ist „eine unglückliche Verwandtschaft; es liegt mir so schon genug auf „dem Halse; ich lasse die Nichte also lieber gehn, als ich sie hier„bleiben sehe. Hol' der Guckuck die Verwandten, die einem ein „solches erwachsenes Mädchen so mir nichts dir nichts zuschicken!"

„Cecily, die etwas sagen zu wollen schien, weinte laut, der Notar nahm einen Predigerton an und sagte: „Sie sind Gott Rechen„schaft schuldig für das Anvertraute, welches die Vorsehung in „Ihre Hände legte; es wäre ein Verbrechen, dieses junge Mädchen „dem Verderben auszusetzen — Ich will Sie also bei einer mild„thätigen Handlung unterstützen, wenn Ihre Nichte mir verspricht, „arbeitsam, brav und fromm zu sein, vor allen Dingen aber nie„mals, niemals mein Haus zu verlassen; ich will Mitleid mit „ihr haben und sie in meinem Dienste behalten."

„Nein, ich will lieber wieder nach Hause gehen," antwortete Cecily zitternd.

„Das teuflische Weib hat, wie ich sehe," dachte Rudolph, „die Befehle des Baron Graun vollkommen verstanden." Dann setzte der Fürst laut hinzu:

„Schien das Widerstreben Cecilys dem Notar unangenehm zu sein?"

„Ja, Herr Rudolph, er murmelte zwischen den Zähnen und sagte dann barsch zu ihr:

„Es kommt nicht darauf an, was Sie lieber wollten, Mam„sell, sondern auf das, was sich schickt und ziemt; der Himmel „wird Sie nicht verlassen, wenn Sie sich gut betragen und ihre reli„giösen Pflichten erfüllen. Sie werden hier in einem eben so sit=

„tenstrengen wie frommen Hause sein; liebt Ihre Tante Sie wirk„lich, so wird sie mein Anerbieten annehmen. — Im Anfange „werden Sie keinen hohen Lohn erhalten, durch Eifer und gutes „Betragen aber mehr verdienen, und später erhöhe ich ihn viel„leicht.“

„Gut!“ dachte ich bei mir; „der ist breitgeschlagen! Dir altem herzlosen Geizhals und Betbruder habe ich die Cecily aufgeschwatzt. — Die Seraphin war Jahre lang in Deinem Dienste, und Du siehst mir gar nicht darnach aus, als dächtest Du daran, daß sie gestern ertrunken ist.“ Dann setzte ich laut hinzu:

„Die Stelle ist gewiß eine sehr vortheilhafte, aber wenn das „Mädchen das Heimweh hat —“

„Das wird vergehen,“ antwortete mir der Notar; „entschlie„ßen Sie sich, — ja oder nein? — Wenn Sie einwilligen, so „bringen Sie morgen Abend um dieselbe Zeit Ihre Nichte zu mir, „sie kann sogleich antreten; mein Portier wird ihr das Nöthige „sagen. — Was den Lohn betrifft, so gebe ich ihr für den An„fang zwanzig Francs monatlich und Kost —“

„Fünf Francs werden Sie aber gewiß noch zulegen, Herr „Notar.“

„Nein, später, — wenn ich mit ihr zufrieden bin, werden „wir sehen —. Aber ich muß wiederholen, daß Ihre Nichte nie„mals ausgehen und daß sie keinen Besuch annehmen darf —“

„Du lieber Gott, wer soll sie denn besuchen? Sie kennt au„ßer mir keinen Menschen in Paris, und ich habe zu Hause zu „schaffen; es hat mich gestört genug, sie nur hierher zu begleiten. „— Sie werden mich nicht wiedersehen, und sie wird mir so fremd „sein, als wäre sie nie aus ihrer Heimath hergekommen. Wenn „Sie wollen, daß sie nicht ausgehen soll, da haben Sie ein sehr

„einfaches Mittel in der Hand; lassen Sie ihr ihren jetzigen „Anzug, und sie wird sich in demselben nicht auf die Straße „wagen."

„Sie haben Recht," sagte der Notar zu mir; „übrigens ist es „auch ehrenwerth, an der Tracht seines Vaterlandes festzuhalten. „— Sie wird also ihren jetzigen Anzug tragen."

„Nun," sagte ich zu Cecily, die den Kopf hing und noch im„mer weinte, „entschließe Dich, meine Tochter; ein guter Dienst „in einem angesehenen Hause findet sich nicht alle Tage; weigerst „Du Dich, so mach' was Du willst, ich kümmere mich um nichts „mehr."

„Cecily antwortete darauf seufzend und mit schwerem Herzen: „sie wolle bleiben, aber unter der Bedingung, daß sie gehen „dürfe, wenn sie nach vierzehn Tagen das Heimweh gar zu sehr „plage."

„Mit Gewalt will ich Sie nicht halten," sagte der Notar, „und es wird mir nicht schwer, ein Dienstmädchen zu finden. — „Da ist das Miethgeld; Ihre Tante wird Sie morgen Abend „hierherbringen."

„Cecily hatte nicht aufgehört zu weinen. — Ich nahm in ihrem Namen das lumpige Miethgeld des alten Knickers, und wir gingen wieder."

„Sehr gut, Madame Pipelet; ich vergesse auch mein Versprechen nicht. Da ist, was ich Ihnen versprochen habe, wenn Sie das arme Mädchen, das mir zur Last liegt, unterbringen würden."

„Warten Sie bis morgen, mein bester Miethsmann," antwortete Madame Pipelet, indem sie das Geld Rudolphs zurückwies;

„denn Herr Ferrand kann sich anders besonnen haben, wenn ich heute Abend mit Cecily zu ihm komme.“

„Ich glaube nicht, daß er sich anders besinnt; aber wo ist sie?“

„In dem Zimmerchen neben der Wohnung des Commandanten; sie rührt sich nicht, wie Sie befohlen haben; sie sieht ergeben aus wie ein Lamm, ob sie gleich Augen hat wie . . . — Ah, welche Augen! — Aber bei dem Commandanten fällt mir ein, — als er selbst hier war, um bei dem Einpacken seiner Meubles die Aufsicht zu führen, sagte er, wenn Briefe an eine Madame Vincent kämen, die wären für ihn und ich möchte sie Nr. 5. Straße Mondovi schicken. Der Zeisig läßt sich unter einem Frauennamen schreiben! Aber das ist nicht Alles; denken Sie sich, der Mensch hatte die Unverschämtheit, mich zu fragen, was aus seinem Holze geworden sei. „Ihr Holz! — Warum nicht gleich lieber Ihr Wald?“ antwortete ich ihm. „Zwei schlechte Klaftern, — eine Flößholz, nur die andere frisch. — Ihr Holz? Ihr Holz habe ich verbrannt,“ sagte ich, „damit Ihre Meubles nicht beschlagen möchten; es ist so feucht hier; es würden Pilze auf Ihrem gestickten Käppchen und in Ihrem Schlafrocke gewachsen sein, den Sie so oft vergebens anzogen, weil — das Dämchen Sie immer zum Narren hatte.“

Ein dumpfes klägliches Aechzen Alfreds unterbrach die Frau Pipelet.

„Der Alte erwacht. — Erlauben Sie, mein bester Miethsmann?“

„Gewiß; — übrigens habe ich Sie noch über Einiges zu fragen.“

„Nun, lieber Alter, wie geht Dir's?" fragte die Frau Pipelet ihren Mann, indem sie die Bettvorhänge auseinander schob. „Herr Rudolph ist da, er kennt die neue Schändlichkeit Cabrions und beklagt Dich von ganzem Herzen."

„Ach, Herr," sagte Alfred, indem er matt das Gesicht gegen Rudolph richtete, — „diesmal werde ich nicht wieder aufstehen, — das Ungeheuer hat mich in's Herz getroffen. — Mein Name steht auf allen Wänden von Paris vereint mit dem Namen jenes Elenden, Pipelet — Cabrion, mit einem ungeheuren Bindestriche; Herr, mit einem Bindestriche! Ach, verbunden in den Augen der Hauptstadt Europas mit jenem Bösewichte!"

„Herr Rudolph weiß das, — aber noch weiß er Dein gestriges Abenteuer mit den Mädchen nicht."

„Ach, Herr Rudolph, seine schändlichste Niederträchtigkeit hatte er bis jetzt aufgespart, und diese überstieg alle Schranken," sprach Alfred mit klagender Stimme.

„Erzählen Sie mir dieses neue Unglück, werther Herr Pipelet."

„Alles, was er bis jetzt gethan hat, ist nichts gegen dies — und er hat sein Ziel erreicht — durch die schmachvollsten Mittel. — Ich weiß nicht, ob ich die Kraft zu dieser Erzählung haben werde, — die Verlegenheit, die Scham werden mich immer hindern." —

Pipelet setzte sich mit Mühe und Anstrengung auf, knöpfte verschämt und züchtig sein wollenes Jäckchen zu und begann also:

„Meine Gattin war ausgegangen; in der tiefsten Trauer über die neue Prostitution meines Namens, der an allen Wänden der Hauptstadt zu lesen ist, suchte ich mich zu zerstreuen, indem ich

mich bemühte, einen alten Stiefel zu besohlen, den ich schon zwanzig Mal in die Hand genommen und wieder weggelegt hatte. Ich saß da vor einem Tische, als ich die Thür aufgehen und ein Frauenzimmer eintreten sah.

„Dieses Frauenzimmer war in einen Mantel mit Capuchon gehüllt. Ich stand höflich von meinem Schemel auf und legte die Hand an den Hut. In diesem Augenblicke trat ein zweites Frauenzimmer ebenfalls in einem Mantel mit Capuchon herein und riegelte die Thür von innen zu.

„Ich wunderte mich freilich über dieses vertrauliche Wesen und über das hartnäckige Stillschweigen der beiden Frauenzimmer, stand aber doch noch einmal von meinem Stuhle auf und legte die Hand an den Hut. Da, Herr, — aber nein, nein, ich werde es nicht über die Lippen bringen können, — mein Schamgefühl empört sich —"

„Nun, blöder Alter, wir sind ja unter uns, immer erzähle!"

„Da," fuhr Alfred fort, und Schamröthe bedeckte sein Gesicht, — „da fielen die Mäntel und — was sah ich? Zwei Sirenen oder Nymphen ohne alle Bekleidung bis auf ein kurzes durchsichtiges Gewand. — Ich war versteinert. — Beide kamen auf mich zu —, streckten mir die Arme entgegen, als wollten sie mich auffordern, hinein zu sinken *) —"

„Die Spitzbübinnen —"

„Diese Lockungen der Schamlosen empörten mich," fuhr Alfred in keuschem Unwillen fort, „und ich blieb nach meiner Gewohn-

---

*) Zwei Tänzerinnen, Freundinnen Cabrions, in Tricot und Ballet-Anzug.

heit, die mich auch in den kritischesten Augenblicken meines Lebens nicht verläßt, völlig unbeweglich auf meinem Schemel sitzen. — Die beiden Sirenen benutzten mein Staunen, kamen in einem gewissen Tacte näher heran und balancirten Arme und Beine. — Ich wurde immer unbeweglicher, — sie erreichten, sie umfaßten mich —"

„Einen verheiratheten Mann zu umarmen, die Frechen! Na, wäre ich nur da gewesen — mit meinem Besenstiele," fiel Anastasia ein, — „ich hätte ihnen aufspielen wollen zum Tanze!"

„Als ich mich umschlungen fühlte," fuhr Alfred fort, „war es mir, als müsse mich der Schlag rühren. Da neigte sich eine der Sirenen, die schamloseste, eine große Blondine, über meine Achsel, nahm mir meinen Hut, entblößte so mein Haupt, — immer im Tact, immer mit Beinschwenkungen. — Dann brachte ihre Begleiterin eine Scheere zum Vorschein, nahm Alles, was mir von Haaren hinten am Kopfe geblieben war, in einen großen Büschel zusammen und schnitt mir alles ab, alles, — immer mit Beinschwenkungen, wobei sie sang: „Es ist für Cabrion", während das andere freche Mädchen wie im Chore wiederholte: „Es ist für Cabrion, — es ist für Cabrion!"

Nach einer Pause und einem schmerzlichen Seufzer fuhr Alfred fort:

„Während dieser unanständigen Beraubung schlug ich die Augen empor und erblickte an dem Fenster der Stube das teuflische Gesicht Cabrions mit seinem Barte und dem spitzen Hute; er lachte, er lachte, — entsetzlich! Um diesem häßlichen Anblicke zu entgehen, schloß ich die Augen. Als ich sie wieder öffnete, war alles verschwunden, — ich saß da auf meinem Schemel, mit kah-

lem Schädel, völlig beraubt. — Sie sehen, mein Herr, Cabrion hat durch List, Hartnäckigkeit und Kühnheit sein Ziel erreicht, — aber durch welche Mittel, du lieber Gott! — Er wollte mich für seinen Freund gelten lassen und schlug zuerst hier an, daß wir eine freundschaftliche Verbindung geschlossen hätten. Damit war er aber nicht zufrieden, — in diesem Augenblicke ist mein Name auf allen Mauern der Hauptstadt neben dem seinigen, mit ihm durch einen ungeheuern Bindestrich verbunden, zu lesen! Kein Mensch in Paris zweifelt in diesem Augenblicke an meiner Freundschaft für diesen Elenden; er wollte mein Haar und — er hat es, er hat es ganz, durch die Verbindung mit den schamlosen Sirenen. Jetzt, das sehen Sie selbst ein, bleibt mir nichts übrig, als Frankreich, mein schönes Frankreich zu verlassen, wo ich leben und sterben zu können hoffte."

Und Alfred sank mit gefaltenen Händen auf sein Lager zurück.

„Im Gegentheil, lieber Alter, jetzt wird er Dich in Ruhe lassen, da er Dein Haar hat —"

„Mich in Ruhe lassen!" rief Herr Pipelet aus, indem er sich rasch wieder aufsetzte; „Du kennst ihn nicht, — er ist unersättlich. Wer weiß, was er jetzt von mir verlangen wird?"

Lachtaube, die in der Thür erschien, machte den Klagen des Herrn Pipelet ein Ende.

„Kommen Sie nicht herein, Mamsell," rief Pipelet, seinen Ansichten von Keuschheit treu; „ich liege im Bette."

Während er dies sagte, zog er die Bettdecke bis an das Kinn empor, und Lachtaube blieb bescheiden in der Thür stehen.

„Ich wollte eben zu Ihnen kommen, liebe Nachbarin," sagte Rudolph. „Warten Sie nur einen Augenblick." Dann wendete

er sich an Anastasia und sagte: „Vergessen Sie nicht, Cecily heute Abend zu dem Herrn Ferrand zu bringen.“

„Ganz ruhig, mein bester Abmiether, um sieben Uhr ist sie an Ort und Stelle. Da die Madame Morel jetzt gehen kann, werde ich sie bitten, hier in der Stube zu bleiben, da ich um keinen Preis Alfred allein lassen kann.“

CXXIV.

Nachbar und Nachbarin.

Die Rosen auf den Wangen der Lachtaube erbleichten mehr und mehr; ihr reizendes, sonst so frisches, so rundes Gesicht wurde allmälig länglich; der sonst so heitere, lebenslustige Ausdruck war noch ernster und trauriger geworden, wie bei dem letzten Zusammentreffen der Grisette und Marien-Blume vor dem Gefängnisse St. Lazarus.

„Wie freue ich mich, Sie zu sehen, Herr Nachbar!“ sagte Lachtaube zu Rudolph, als dieser aus der Wohnung Pipelets herausgetreten war. — „Ich habe Ihnen Vieles zu erzählen; kommen Sie —“

„Zuerst, liebe Nachbarin, wie befinden Sie sich? — Ist das hübsche Gesichtchen noch immer so blühend und heiter? Ah, nein! ich finde Sie blaß — Sie arbeiten gewiß zu viel —“

„Ach, nein, Herr Rudolph, ich versichere, daß ich jetzt an die geringe Mehrarbeit schon ganz gewöhnt bin. — Mich verändert nichts als der Gram. — Du lieber Gott! Je öfter ich den armen Germain sehe, um so trauriger werde ich.“

„Er ist also niedergeschlagen und muthlos?"

„Mehr als je, Herr Rudolph, und leider fällt Alles, was ich thue, um ihn zu trösten, gegen meinen Wunsch aus; ich habe großes Unglück darin," — und eine Thräne verschleierte die großen schwarzen Augen des Mädchens.

„Erklären Sie mir dies, Nachbarin."

„Gestern zum Beispiel besuchte ich ihn, um ihm ein Buch zu bringen, um das er mich gebeten hatte, weil es ein Roman war, den wir während der Zeit unserer Nachbarschaft miteinander gelesen hatten. Bei dem Anblicke des Buches traten ihm die Thränen in die Augen; — ich wunderte mich nicht darüber, es war das natürlich, denn der Vergleich zwischen unsern so glücklichen Abenden im warmen Stübchen und seinem schrecklichen Gefängnißleben ist für den armen Germain sehr betrübend."

„Beruhigen Sie sich," sagte Rudolph zu dem Mädchen, „ist Germain aus seinem Gefängnisse entlassen, ist seine Unschuld anerkannt, so wird er seine Mutter und Freunde finden und bei diesen und bei Ihnen sehr bald seine schwere Prüfungszeit vergessen."

„Ja, aber bis dahin, Herr Rudolph, wird er noch viel leiden. — Und dann ist das auch nicht Alles —"

„Was giebt es noch?"

„Da er der einzige rechtliche und gebildete Mensch unter allen den Bösewichtern ist, so hassen und peinigen sie ihn, weil er nicht mit ihnen übereinstimmt. Der Aufseher, ein recht braver Mann, bat mich, Germain in dessen eigenem Interesse aufzufordern, minder stolz zu sein, sich so viel als möglich mit den schlechten Menschen auf gleichen Fuß zu stellen; — aber er kann es nicht, es geht über seine Kräfte, und ich fürchte jeden Tag, daß ihm ein Unglück widerfahre." Dann unterbrach sie sich plötzlich, wischte

ihre Thränen ab und fuhr fort: „Da denke ich aber schon wieder nur an mich und vergesse, mit Ihnen von der Nachtigall zu sprechen —"

„Von der Nachtigall?" fragte Rudolph verwundert.

„Ich sah sie vorgestern, als ich Louisen in St. Lazarus besuchen wollte."

„Die Nachtigall?"

„Ja, Herr Rudolph."

„In St. Lazarus?"

„Sie kam mit einer alten Frau heraus."

„Das ist nicht möglich!" rief Rudolph im höchsten Grade verwundert aus.

„Ich versichere Sie, Herr Nachbar, daß sie es war."

„Sie müssen sich geirrt haben."

„Nein, nein; ich erkannte sie sogleich, ob sie gleich als Bauermädchen gekleidet war; sie ist noch immer so hübsch, obgleich blaß, und sieht so sanft und traurig aus wie sonst."

„Sie in Paris — und ich weiß nichts davon! Ich kann es nicht glauben. — Was wollte sie in St. Lazarus?"

„Wahrscheinlich gleich mir eine Gefangene besuchen; ich hatte nicht Zeit sie viel zu fragen; die Alte, die sie begleitete, sah so mürrisch aus und schien große Eile zu haben. — Sie kennen also die Nachtigall auch, Herr Rudolph?"

„Allerdings."

„So ist es kein Zweifel, daß sie von Ihnen sprach."

„Von mir?"

„Ja, Herr Nachbar. — Ich erzählte ihr das Unglück Louisens und Germains, die beide so gut, so rechtschaffen wären und von dem abscheulichen Jacob Ferrand so arg verfolgt würden, hü-

tete mich aber, da Sie mir es verboten hatten, zu erwähnen, daß Sie sich für beide interessirten. Da sagte die Nachtigall, wenn ein edler Mann, den sie kenne, das unglückliche und unverdiente Schicksal meiner beiden armen Gefangenen kenne, würde er denselben gewiß beistehen; ich fragte natürlich nach dem Namen dieses Mannes, und sie nannte Sie, Herr Rudolph —"

„Sie ist es, sie ist es —"

„Sie können sich denken, daß wir uns beide über diese Entdeckung oder Namensähnlichkeit sehr verwunderten, und so versprachen wir denn auch einander, eine der andern zu schreiben, ob unser Rudolph derselbe sei. — Nun, Sie scheinen allerdings derselbe zu sein, Herr Nachbar —"

„Ja, ich habe mich auch für dieses arme Kind interessirt. — Ihre Gegenwart in Paris aber, von der Sie mir erzählen, setzt mich in so große Verwunderung, daß ich bestimmt behauptet haben würde, Sie hätten sich geirrt, wenn Sie mir nicht so viele Einzelnheiten von Ihrem Zusammentreffen mit ihr erzählt hätten. — Leben Sie wohl, Nachbarin, das, was Sie mir von der Nachtigall sagten, nöthigt mich, Sie zu verlassen. — Bleiben Sie immer gegen Louisen und Germain so verschwiegen über den Schutz, den unbekannte Freunde ihnen gewähren, bis es Zeit sein wird, davon zu sprechen. — Jetzt ist das Geheimniß nothwendiger als je. — Wie geht es der Familie Morel?"

„Immer besser, Herr Rudolph, die Mutter ist wieder ganz auf den Beinen, und die Kinder erholen sich zusehends. Die ganze Familie verdankt Ihnen das Leben, das Glück. — Sie sind so freigebig gegen sie! — Aber wie geht es dem armen Morel?"

„Auch besser. — Ich habe gestern Nachrichten über ihn erhalten; er scheint von Zeit zu Zeit lichte Augenblicke zu haben, und

man darf daher wohl hoffen, ihn wiederhergestellt zu sehen. — Muth also, gute Nachbarin! Bedürfen Sie nichts? Reicht das, was Sie verdienen, noch immer aus?"

„Ach ja, Herr Rudolph; ich arbeite in der Nacht etwas länger, und es schadet nichts, da ich so fast nicht schlafen kann."

„Arme kleine Nachbarin, ich fürchte, Ihre beiden Vögel singen nicht viel mehr, wenn sie warten müssen, bis Sie anfangen —"

„Sie irren sich nicht, Herr Rudolph; ich und meine Vögel singen, leider! nicht mehr; aber Sie werden mich auslachen, sehen Sie, ich glaube, meine Vögel errathen, daß ich traurig bin, denn statt lustig zu zwitschern, wenn ich komme, singen sie so sanft, so klagend, als wollten sie mich trösten. — Ich bin recht albern, nicht wahr, daß ich das glaube, Herr Rudolph?"

„Keineswegs; ich bin vielmehr auch überzeugt, daß Ihre Vögel Sie so sehr lieben, daß sie Ihren Gram recht wohl bemerken."

„Ja, ja, die armen Thierchen sind so verständig," entgegnete Lachtaube, die sich sehr freute, in ihrer Ansicht von der Klugheit der Genossen ihrer Einsamkeit bestärkt zu werden.

„Nichts ist allerdings scharfblickender als die Dankbarkeit. — Leben Sie wohl, Nachbarin; binnen Kurzem, hoffe ich, werden Ihre schönen Augen wieder lebhaft, Ihre Wangen blühend sein, bald werden Sie wieder so lustig singen, daß Ihre Vögel Ihnen kaum zu folgen vermögen."

„Gott gebe, daß Sie die Wahrheit sprechen, Herr Rudolph," entgegnete Lachtaube mit einem schweren Seufzer. „Leben Sie wohl, Herr Nachbar!"

„Leben Sie wohl, Nachbarin, auf baldiges Wiedersehen!"

— — — — — — — — — — — — —

Rudolph, der nicht begreifen konnte, wie Madame Georges

Marien-Blume nach Paris mitzunehmen oder dahin zu schicken gewagt, ohne ihn davon zu benachrichtigen, ging in seine Wohnung, um sofort einen Boten nach Bouqueval zu schicken.

In dem Augenblicke, als er die Rue Plumet betrat, sah er einen Extrapostwagen vor seinem Hause halten; — Murph kam aus der Normandie zurück.

Der Squire war, wie erwähnt, dahin geeilt, um die Pläne der Stiefmutter der Frau von Harville und Bradamantis, ihres Mitschuldigen, zu entlarven.

CXXV.

Murph und Polidori.

Das Gesicht Sir Walter Murphs strahlte vor Freude.

Als er aus dem Wagen stieg, übergab er einem Diener des Fürsten ein Paar Pistolen, zog seinen Reise-Ueberrock aus und folgte, ohne erst die Kleider zu wechseln, Rudolph, der ihm ungeduldig in sein Zimmer vorausgeeilt war.

„Gute Nachrichten, königl. Hoheit, gute Nachrichten!“ sagte der Squire, als er sich mit Rudolph allein sah; „die Elenden sind entlarvt, der Herr von Orbigny ist gerettet, — aber Sie schickten mich gerade zu rechter Zeit fort, — eine Stunde später, und ein neues Verbrechen war vollbracht.“

„Und die Marquise von Harville?

„Ist höchst erfreut über die Wiedererlangung der Liebe ihres Vaters, ganz glücklich, auf Ihren Rath zu rechter Zeit angekommen zu sein, um ihn einem gewissen Tode noch entreißen zu können.“

„Also Polidori...“

„War auch diesmal der würdige Helfershelfer der Stiefmutter der Frau Marquise von Harville. — Welches Ungeheuer ist diese Stiefmutter! Welche Kaltblütigkeit, welche Keckheit besitzt sie! Und dieser Polidori —, ach, königl. Hoheit, Sie wünschten wohl zuweilen, mir für das zu danken, was Sie meine Beweise von Anhänglichkeit nennen —"

„Ich habe immer Beweise Deiner Freundschaft gesagt, mein guter Murph —"

„Nun wohl, — nie, nie ist diese Freundschaft auf eine härtere Probe gestellt worden, als in diesem Falle," sagte der Squire halb im Ernst, halb im Scherz.

„Wie so?"

„Die Verkleidung als Kohlenträger, die Wanderungen in der Cité und tutti quanti, Alles war nichts, durchaus nichts im Vergleich mit der Reise, welche ich mit diesem teuflischen Polidori gemacht habe —"

„Was sagst Du? Polidori..."

„Ich habe ihn mit zurückgebracht —"

„Du?"

„Ich. — Denken Sie — diese Gesellschaft! Zwölf Stunden neben dem Menschen zu sitzen, den ich mehr als irgend etwas in der Welt hasse und verachte. Es ist eben so schlimm als reisete ich mit einer Schlange, dem mir widerwärtigsten Geschöpfe —"

„Und wo ist Polidori jetzt?"

„In dem Hause in der Wittwen-Allee, sicher und bewacht—"

„Sträubte er sich nicht, Dir zu folgen?"

„Nein. — Ich ließ ihm die Wahl, entweder sofort durch die französischen Behörden verhaftet zu werden oder mein Gefangener

in der Wittwen-Allee zu sein; — da bedachte er sich denn nicht lange."

„Du hattest Recht; es ist besser, daß wir ihn so bei der Hand haben. — Du bist ein Goldmann, alter Murph! aber erzähle mir Deine Reise; ich brenne vor Ungeduld, zu erfahren, wie die unwürdige Frau und ihr unwürdiger Helfershelfer entlarvt worden sind —

„Das war sehr einfach; ich brauchte nur Ihren Anweisungen buchstäblich nachzukommen, um die Schändlichen zu erschrecken und zu vernichten. Sie haben hier, wie immer, Gute gerettet und Böse bestraft. Sie sind die Vorsehung auf Erden!"

„Sir Walter! Sir Walter! Denken Sie an die Schmeicheleien des Barons von Graun," sagte Rudolph lächelnd.

„Mag sein, königl. Hoheit. — Ich werde also damit anfangen, — oder lesen Sie vielmehr erst diesen Brief da von der Frau Marquise von Harville, der Sie von Allem unterrichten wird, was geschah, bevor meine Ankunft Polidori in Verlegenheit brachte."

„Ein Brief? Gieb geschwind her."

Murph übergab Rudolph den Brief der Marquise und setzte hinzu:

„Ich war, wie verabredet, statt die Frau von Harville zu ihrem Vater zu begleiten, in dem Wirthshause ganz in der Nähe des Schlosses abgestiegen, um da zu warten, bis die Frau Marquise mich rufen lassen würde."

Rudolph las mit theilnehmender Hast:

„Königl. Hoheit!

„Ich werde Ihnen nach Allem, was ich Ihnen schon schul-
„dig bin, auch das Leben meines Vaters verdanken.

„Ich lasse die Thatsachen sprechen; sie werden Ihnen besser, „als ich es vermag, sagen, welche neue Schätze von Dankbarkeit „gegen Sie ich in meinem Herzen aufgehäuft habe.

„Ich sah die ganze hohe Bedeutung des Rathes ein, den Sie „mir durch Sir Walter Murph geben ließen, der mich in kurzer „Entfernung von Paris auf der Straße nach der Normandie ein= „holte, und eilte in größter Hast nach dem Schlosse Aubiers.

„Ich weiß nicht, warum mir die Gesichter der Leute, die mich „empfingen, unangenehm vorkamen; ich sah unter ihnen keinen der „ehemaligen Diener unseres Hauses; Niemand kannte mich; ich „mußte meinen Namen nennen und erfuhr, daß mein Vater seit „mehreren Tagen sehr krank sei, meine Stiefmutter aber einen Arzt „aus Paris mitgebracht habe.

„Ich konnte nicht zweifelhaft sein, daß sie Polidori meinten.

„Ich wollte mich sofort zu meinem Vater führen lassen und „fragte, wo ein alter Kammerdiener sei, an dem er sehr hing. „Dieser Mann hatte vor einiger Zeit das Schloß verlassen. Al= „les dies erfuhr ich von einem Intendanten, der mich in meine „Wohnung geleitet hatte und mir sagte, er wolle meine Ankunft „meiner Stiefmutter melden.

„War es Täuschung, Vorurtheil? Es kam mir vor, als sei „meine Ankunft selbst den Leuten meines Vaters unangenehm. „Alles in dem Schlosse kam mir düster und unheimlich vor. In „der Stimmung, in welcher ich mich befand, zieht man aus den „geringsten Umständen Folgerungen. Ueberall bemerkte ich Spuren „von Unordnung, von Sorglosigkeit, als hätte man es nicht für „nöthig gefunden, ein Haus in gutem Zustande zu erhalten, das „man doch einmal bald verlassen mußte.

„Meine Unruhe, meine Angst stiegen jeden Augenblick. — „Nachdem ich meine Tochter und deren Gouvernante in meiner „Wohnung untergebracht hatte, wollte ich eben fortgehen, um mei- „nen Vater zu besuchen, als meine Stiefmutter eintrat.

„Trotz ihrer Falschheit, trotz ihrer sonstigen Selbstbeherr- „schung schien meine plötzliche Ankunft sie gewaltig erschreckt zu „haben.

— „Der Herr von Orbigny erwartet Ihren Besuch nicht, „Madame," sagte sie zu mir. — „Er ist so krank, daß eine solche „Ueberraschung ihm sehr nachtheilig werden könnte. — Ich halte „es deshalb für rathsam, ihm Ihre Ankunft zu verheimlichen; er „würde sich nicht erklären können —"

„Ich ließ sie nicht ausreden.

— „Es ist ein großes Unglück geschehen," sprach ich. — „Mein Mann ist gestorben, — als Opfer einer traurigen Unvor- „sichtigkeit. — Nach einem so beklagenswerthen Ereignisse konnte „ich unmöglich in Paris bleiben, und ich komme also, um meine „erste Trauerzeit bei meinem Vater zu verbringen."

— „Sie sind Wittwe! Das ist ein übermäßiges Glück!" rief „meine Stiefmutter wüthend aus.

„Nach dem, was Sie von der unglücklichen Ehe wissen, welche „diese Frau gestiftet hatte, um sich an mir zu rächen, werden Sie „sich ihren Ausruf leicht erklären können.

— „Ich komme aber eigentlich auch hierher," fuhr ich, viel- „leicht unklug fort, „weil ich fürchte, daß Sie ebenso übermä- „ßig glücklich zu werden wünschen. Ich will meinen Vater „sehen."

— „Das ist in diesem Augenblicke unmöglich," sagte sie er- „bleichend; Ihr Anblick würde ihn zu heftig erschüttern."

— „Warum hat man mir keine Nachricht davon gegeben, „daß mein Vater so gefährlich krank ist?" fragte ich.

— „Der Herr von Orbigny wünschte es so", antwortete „meine Stiefmutter."

— „Ich glaube Ihnen nicht, Madame, und will mich selbst „von der Wahrheit überzeugen," entgegnete ich, während ich mich „anschickte, aus dem Zimmer hinauszugehen.

— „Ich wiederhole es, daß Ihr unerwarteter Anblick für „Ihren Vater von höchst nachtheiligen Folgen sein kann," sprach „sie, während sie mir den Weg vertrat. „Ich werde nicht zugeben, „daß Sie sich zu ihm begeben, bevor ich ihn mit der nöthigen „Schonung von Ihrer Ankunft benachrichtigt habe."

„Ich befand mich in einer peinlichen Verlegenheit. Eine „Ueberraschung konnte meinem Vater wirklich gefährlich werden; „die sonst so kalte, so vollkommen sich beherrschende Frau schien „aber über meine Gegenwart so erschrocken zu sein, und ich hatte „so viele Gründe, an der Aufrichtigkeit ihrer Besorgniß für die „Gesundheit dessen zu zweifeln, den sie aus Habsucht geheirathet „hatte; die Anwesenheit des Doctors Polidori endlich, des Mör„ders meiner Mutter, versetzte mich in so große Angst, daß ich „das Leben meines Vaters für bedroht hielt und zwischen der „Hoffnung, ihn zu retten, und der Besorgniß, ihn zu sehr zu er„schüttern, nicht länger schwankte.

— „Ich werde meinen Vater sogleich sehen," sagte ich zu „meiner Stiefmutter, und ich schritt hinaus, ob sie mich gleich am „Arme hielt.

„Die Frau verlor den Kopf ganz und gar und wollte mich „zum zweiten Male, fast mit Gewalt, in dem Zimmer zurückhal„ten. Dieser unglaubliche Widerstand steigerte meine Angst nur

„noch mehr, — ich machte mich aus ihren Händen frei, eilte nach „dem Zimmer meines Vaters und trat hinein.

„Ach, königl. Hoheit, — ich werde, so lange ich lebe, den „Anblick nicht vergessen, der sich mir darbot.“

„Mein Vater lag, fast unkenntlich, bleich, abgemagert, mit „dem Ausdruck des Leidens in allen Zügen, auf einem großen „Stuhle.

„An der Ecke des Kamins stand neben ihm der Doctor Po- „lidori und war eben beschäftigt, in eine Tasse, welche ihm eine „Krankenwärterin reichte, einige Tropfen aus einem Fläschchen zu „gießen, das er in der Hand hielt.

„Sein langer rother Bart gab seinem Gesichte einen noch „unheimlichern Ausdruck. Ich trat so rasch ein, daß er eine Be- „wegung der Ueberraschung machte, einen Blick mit meiner Stief- „mutter wechselte, die mir sogleich gefolgt war, und das Fläschchen „wieder auf den Kamin setzte, statt meinem Vater den Trank zu „reichen, den er bereitete.

„Ein Instinct, von dem ich mir jetzt noch keine Rechenschaft „geben kann, trieb mich, das Fläschchen an mich zu nehmen. Ich „bemerkte recht wohl den Schrecken meiner Stiefmutter und Poli- „doris und wünschte mir deshalb Glück. Mein Vater war höch- „lich erstaunt und schien mich ungern zu sehen; ich erwartete das. „Polidori warf mir einen wüthenden Blick zu, und ich fürchtete, „der Elende möchte, trotz der Anwesenheit meines Vaters und der „Wärterin, das äußerste gegen mich unternehmen, da er sein Ver- „brechen fast entdeckt sah.

„Ich fühlte in diesem Augenblicke das Bedürfniß einer Un- „terstützung und klingelte; es erschien ein Diener meines Vaters, „und ich bat ihn, meinem Kammerdiener (der schon Anweisung

„erhalten hatte) zu sagen, er möchte die Sachen holen, die ich im „Wirthshause erhalten hatte. Sir Walter Murph wußte, daß ich „für den Fall, im Beisein meiner Stiefmutter Befehle geben zu „müssen, um ihren Argwohn nicht zu wecken, ihn auf diese Weise „zu mir bescheiden würde.

„Die Verwunderung meines Vaters und meiner Stiefmutter „war so groß, daß der Diener sich wieder entfernt hatte, bevor sie „ein Wort sagen konnten. Ich meines Theils war beruhigt, nach „einigen Minuten mußte Sir Walter bei mir sein.

— „Was soll das bedeuten?" fragte endlich mein Vater mit „schwacher, aber strenger, gebieterischer Stimme. — „Du hier, „Clemence, — ohne daß ich Dich habe rufen lassen? Und kaum „bist Du da, so nimmst Du das Fläschchen weg, welches die „Tropfen enthält, die der Doctor mir reichen wollte; wirst Du mir „erklären —"

— „Geh hinaus", sagte meine Stiefmutter zu der Wärterin.

„Die Frau gehorchte.

— „Beruhige Dich, lieber Mann", sagte meine Stiefmutter „zu meinem Vater; „Du weißt es, daß die geringste Erschütterung „Dir nachtheilig sein könnte. Da Deine Tochter gegen Deinen „Willen hier ist und ihre Anwesenheit Dir lästig wird, so gieb „mir Deinen Arm, ich werde Dich in den kleinen Saal führen. — „Unterdeß wird unser guter Doctor da der Frau von Harville „begreiflich machen, wie unklug, um nicht mehr zu sagen, sie sich „benommen hat —"

„Und sie warf ihrem Helfershelfer einen bedeutungsvollen „Blick zu.

„Ich errieth die Absicht meiner Stiefmutter. Sie wollte „meinen Vater fortführen und mich mit Polidori allein lassen,

„der in diesem äußersten Falle wahrscheinlich Gewalt gebraucht „haben würde, um mir das Fläschchen zu entreißen, das als un„widerleglicher Beweis seiner verbrecherischen Absichten dienen „konnte.

— „Du hast Recht", sagte mein Vater zu meiner Stief„mutter. — „Da man mich selbst in meinem Hause verfolgt, „ohne auf meinen Willen zu achten, so will ich der Zudringlichen „Platz machen —"

„Er erhob sich mit Anstrengung, nahm den Arm, den meine „Stiefmutter ihm bot, und that einige Schritte nach dem kleinen „Saale zu.

„In diesem Augenblicke trat Polidori zu mir, aber ich nä„herte mich meinem Vater wieder und sagte zu ihm:

— „Ich werde Ihnen das Unerwartete meines Besuchs „und das Ungewöhnliche meines Benehmens erklären. — Ich „bin seit gestern Wittwe, und seit gestern weiß ich auch, das Ihr „Leben bedroht ist —"

„Er ging mit Anstrengung, tief gebeugt. Bei meinen Wor„ten blieb er stehen, richtete sich lebhaft empor, sah mich mit ho„her Verwunderung an und sagte:

— „Du bist Wittwe? Mein Leben ist bedroht? Was be„deutet das?"

— „Und wer wagt das Leben des Herrn von Orbigny zu „bedrohen, Madame?" fragte keck meine Stiefmutter.

— „Ja, wer bedroht es?" setzte Polidori hinzu.

— „Sie, mein Herr, — Sie, Madame," antwortete ich.

— „Welche Abscheulichkeit!" rief meine Stiefmutter aus, in„dem sie auf mich zu trat.

— „Was ich sage, werde ich beweisen, Madame," antwor-
„tete ich.

— „Eine solche Anklage ist ja fürchterlich!" sprach mein
„Vater.

— „Ich verlasse augenblicklich dieses Haus, da ich so schänd-
„lichen Verläumdungen ausgesetzt bin," sagte der Doctor Polidori
„mit dem erheuchelten Unwillen eines an seiner Ehre verletzten
„Mannes. Er wollte ohne Zweifel fliehen, da er das Gefährliche
„seiner Lage zu fühlen begann.

„In dem Augenblicke, als er die Thür öffnete, stand er Sir
„Walter Murph gegenüber."

Rudolph unterbrach sich hier, reichte dem Squire die Hand
und sagte:

— „Sehr gut, mein alter Freund; Deine Gegenwart mußte
den Elenden niederschmettern wie ein Blitzstrahl."

— „Sie haben Recht; er wurde todtenbleich und wich zwei
Schritte zurück, während er mich anstarrte; er war wie vernichtet.
— Mich tief in der Normandie, in einem solchen Augenblicke wie-
derzusehen! — er mußte glauben, von einem bösen Traume ge-
peinigt zu werden. — Aber lesen Sie nur weiter, Hoheit; Sie
werden sehen, daß auch die teuflische Gräfin von Orbigny ihrer-
seits gleichsam niedergedonnert wurde, — da Sie mir ihren Be-
such bei dem Charlatan Bradamanti-Polidori in dem Hause in
der Rue du Temple erzählt hatten."

Rudolph las in dem Briefe der Frau von Harville weiter:

„Bei dem Anblick Sir Walter Murphs blieb Polidori wie
„versteinert stehen; meine Stiefmutter konnte sich von ihrem Stau-
„nen nicht erholen; mein Vater, der durch die Krankheit geschwächt
„und durch diesen Auftritt erschüttert wurde, mußte sich setzen.

„Sir Walter verschloß und verriegelte die Thür, durch welche er „eingetreten war, stellte sich vor die, welche in ein anderes Zim„mer führte, um die Flucht des Doctor Polidori zu hindern, und „sagte dann im Tone der höchsten Achtung zu meinem Vater:

— „Ich bitte ergebenst um Verzeihung, Herr Graf, wegen „der Freiheit, die ich mir nehme, aber eine gebieterische Nothwen„digkeit, welche die Theilnahme an Ihnen herbeigeführt hat (wie „Sie sogleich erkennen werden), zwingt mich, so zu handeln. — „Ich heiße Walter Murph, wie es Ihnen dieser erbärmliche Mensch „bestätigen kann, der bei meinem Anblicke an allen Gliedern zittert; „ich bin Geheimrath Sr. königl. Hoheit des regierenden Großher„zogs von Gerolstein —"

— „Es ist wahr," sagte der Doctor Polidori stotternd.

— „Aber, Herr, was wollen Sie hier?"

— „Sir Walter Murph", sagte ich zu meinem Vater, „schließt sich mir an, um die Elenden zu entlarven, deren Opfer „Sie beinahe geworden wären."

„Dann übergab ich Sir Walter das Fläschchen und setzte „hinzu: „Ich hatte den glücklichen Gedanken, mich dieses Fläsch„chens in dem Augenblicke zu bemächtigen, als der Doctor Poli„dori einige Tropfen des Inhalts in einen Trank gießen und den„selben meinem Vater bieten wollte."

— „Ein Sachverständiger wird in Ihrer Gegenwart den In„halt dieses Fläschchens untersuchen, das ich Ihnen übergebe, Herr „Graf, und wenn es bewiesen wird, daß es ein langsam aber „sicher wirkendes Gift enthält," sagte Sir Walter zu meinem Va„ter, „so werden Sie die Gefahr nicht länger bezweifeln, der Sie „ausgesetzt waren und die durch die Liebe Ihrer Tochter glücklich „abgewendet worden ist."

„Mein armer Vater sah bald seine Frau, bald den Doctor „Polidori, bald mich, bald Sir Walter Murph bestürzt an; seine „Züge verriethen eine unbeschreibliche Angst. Ich las in seinem „Gesichte den heftigen Kampf, der sein Herz zerriß. Ohne Zwei„fel widerstand er mit aller seiner Macht dem wachsenden und „schrecklichen Argwohne und fürchtete, die Schlechtigkeit meiner „Stiefmutter anerkennen zu müssen; endlich verbarg er sein Ge„sicht in den Händen und rief aus:

— „Ach, mein Gott! Mein Gott! — Das ist schrecklich, — „unmöglich. — Träume ich?“

— „Nein, es ist kein Traum,“ fiel meine Stiefmutter keck „ein, „wir hören Alle die schändliche Verläumdung, die voraus „verabredet worden ist, um eine unglückliche Frau zu verderben, „deren einzige Schuld darin besteht, daß sie Dir ihr Leben wid„mete. Komm, komm, lieber Mann, laß uns nicht eine Secunde „länger bleiben,“ fuhr sie, zu meinem Vater gewendet, fort; „vielleicht treibt Deine Tochter die Frechheit nicht so weit, Dich „gegen Deinen Willen hier zu halten —“

— „Ja, ja, wir wollen fortgehen,“ sagte mein Vater außer „sich; „es ist nicht wahr, es kann nicht wahr sein, ich will nicht „mehr hören; — mein Verstand würde es nicht ertragen; es würde „ein schrecklicher Argwohn in meinem Herzen entstehen und die „wenigen Tage vergiften, die ich noch zu leben habe, und nichts „würde mich für eine solche schändliche Entdeckung entschädigen.“

„Mein Vater sah so leidend, so verzweiflungsvoll aus, daß ich „um jeden Preis dieser für ihn so peinigenden Scene hätte ein „Ende machen mögen. Sir Walter errieth meine Gedanken, da „er aber volle und ganze Gerechtigkeit üben wollte, so sagte er zu „meinem Vater:

— „Nur noch einige Worte, Herr Graf; Sie werden den „ohne Zweifel schmerzlichen Kummer haben, daß eine Frau, die „Sie immer für dankbar und Ihnen zugethan gehalten haben, im= „mer die böswilligste Heuchlerin gewesen ist; aber Sie werden auch „einen sichern Trost in der Liebe Ihrer Tochter finden, die Ihnen „nie gefehlt hat."

— „Dies überschreitet alle Grenzen," fiel meine Stiefmutter „in höchstem Zorne ein; „mit welchem Rechte, Herr, und mit wel= „chen Beweisen wagen Sie so schändliche Verläumdungen zu be= „gründen? Sie behaupten, jenes Fläschchen enthalte Gift? Ich „leugne das und werde es leugnen, bis das Gegentheil bewiesen „ist; sollte aber auch der Doctor Polidori aus Versehen eine Arz= „nei mit der andern verwechselt haben, so ist dies kein Grund, „mich zu beschuldigen, ich hätte in Verein mit ihm —. Aber nein, „ich werde es nicht aussprechen; ein so scheußlicher Gedanke ist „schon ein Verbrechen. Noch einmal, Herr, ich frage Sie, mit „welchen Beweisen Sie und Madame da die entsetzliche Beschuldi= „gung zu begründen versuchen?" sagte meine Stiefmutter mit un= „glaublicher Keckheit.

— „Ja, mit welchen Beweisen?" fragte mein unglücklicher „Vater. — „Die Folter, der man mich aussetzt, muß ein Ende „nehmen."

— „Ich bin nicht ohne Beweise gekommen, Herr Graf," „sagte Sir Walter. „Und diese Beweise werden Ihnen sofort die „Antworten dieses Elenden geben." Dann redete Sir Walter den „Doctor Polidori deutsch an, der sich wieder etwas beruhigt zu „haben schien, aber die Fassung sogleich wieder verlor."

— „Was sagtest Du zu ihm?" fragte Rudolph, der sich im Lesen unterbrach.

— „Einige bedeutungsvolle Worte, ungefähr folgende: Du bist durch die Flucht der Verurtheilung entgangen, welche die Justiz des Großherzogthums über Dich ausgesprochen hatte; Du wohnst in der Rue du Temple unter dem falschen Namen Bradamanti; man weiß, welches schändliche Handwerk Du treibst; Du hast die erste Frau des Grafen vergiftet; vor drei Tagen war die Frau von Orbigny bei Dir, um Dich hierher zu holen und ihren Mann durch Dich vergiften zu lassen; Se. königl. Hoheit ist in Paris und hat die Beweise von Allem, was ich da sage, in den Händen. — Wenn Du die Wahrheit gestehst, um diese abscheuliche Frau zu entlarven, so darfst Du, nicht Deine Begnadigung, aber eine Milderung der Strafe hoffen, die Du verdienst; Du wirst mir nach Paris folgen, wo ich Dich an einem sichern Orte unterbringen werde, bis Se. königl. Hoheit über Dich entschieden hat. Wenn nicht, so hast Du zu wählen: entweder Se. königl. Hoheit verlangt Deine Auslieferung, die nicht verweigert werden wird, oder ich lasse selbst sofort aus der nächsten Stadt die Behörde kommen. — Dieses Fläschchen mit Gift überliefere ich, man wird Dich sofort verhaften und in Deiner Wohnung Haussuchung anstellen; wie sehr diese Dich compromittiren würde, weißt Du, und dann mag die französische Justiz ihren Lauf nehmen. Wähle also —

„Diese Enthüllungen, die Anklagen und Drohungen, die, wie er wohl wußte, vollkommen begründet waren und Schlag auf Schlag folgten, schmetterten den Elenden ganz nieder, der mich nicht für so genau unterrichtet gehalten haben mochte. In der Hoffnung, die ihn erwartende Strafe zu mildern, zögerte er nicht, seine Mitschuldige zu opfern, und er antwortete also: „Fragen Sie mich, und ich werde die Wahrheit sagen.“

— „Gut, gut, mein würdiger Murph; ich erwartete auch nicht weniger von Dir.“

— „Während meines Gesprächs mit Polidori änderten sich die Züge der Stiefmutter der Frau von Harville auf eine grauenhafte Weise, ob sie gleich deutsch nicht verstand. Sie sah an der zunehmenden Muthlosigkeit ihres Mitschuldigen, an seiner bittenden Stellung, daß ich ihn vollkommen beherrschte. Sie suchte in ihrer entsetzlichen Angst die Augen Polidoris, um ihm Muth zu machen oder sein Schweigen zu erflehen, aber er vermied ihren Blick.“

— „Und der Graf?“

— „Seine Erschütterung war unbeschreiblich; er hielt sich krampfhaft mit den Händen an der Lehne seines Stuhles fest; auf seine Stirn trat ihm kalter Schweiß, er athmete kaum, seine Augen wendeten sich von den meinigen nicht ab; seine Angst war nicht minder groß als die seiner Frau. Der Brief der Frau von Harville wird Ihnen das Ende dieses peinlichen Auftrittes schildern.“

CXXVI.

Die Strafe.

Rudolph las in dem Briefe der Frau von Harville weiter.
„Nach einem Gespräche in deutscher Sprache zwischen Sir „Walter Murph und Polidori, das einige Minuten dauerte, sagte „Sir Walter zu dem letztern:

— „Jetzt antworten Sie. Nicht wahr, Sie sind durch Ma„dame — und er deutete auf meine Stiefmutter — bei der letz„ten Krankheit der ersten Frau des Herrn Grafen als Arzt einge„führt worden?"

— „Ja, durch sie —," antwortete Polidori.

— „Haben Sie nicht, um den abscheulichen Plänen der Frau „da zu dienen, durch Ihre mörderischen Mittel die anfangs leichte „Krankheit der Gräfin von Orbigny tödtlich gemacht?"

— „Ja," antwortete Polidori.

„Mein Vater stieß einen schmerzlichen Seufzer aus, erhob „seine beiden Augen gen Himmel und ließ sie dann matt wieder „sinken.

— „Lügen und Niederträchtigkeit!" rief meine Stiefmutter

„aus. — Alles ist falsch; sie haben sich mit einander verständigt, „um mich unglücklich zu machen.“

— „Schweigen Sie, Madame,“ sprach Sir Walter Murph „mit imposanter Stimme. Dann fuhr er, zu Polidori gewendet, „fort:

— „Ist es wahr, daß Madame vor drei Tagen bei Ihnen „in der Rue du Temple Nr. 17. gewesen ist, wo Sie unter dem „falschen Namen Bradamanti wohnen?“

— „Ja.“

— „Hat Madame Sie nicht aufgefordert, hierher zu kommen, „den Grafen von Orbigny zu ermorden, wie Sie dessen Frau er„mordet?“

— „Ich kann es leider nicht leugnen,“ antwortete Polidori.

„Bei diesem Geständnisse richtete sich mein Vater auf, wies „mit gebieterischer Geberde meiner Stiefmutter die Thür, breitete „dann die Arme gegen mich aus und sprach mit von Schluchzen „unterbrochener Stimme:

— „Im Namen Deiner unglücklichen Mutter — vergieb! — „vergieb! Ich habe ihr viel Schmerzen bereitet, aber ich schwöre „es Dir, — von dem Verbrechen, das sie in das Grab gebracht, „wußte ich nichts.“

„Ehe ich es hindern konnte, sank mein Vater vor mir auf „die Kniee nieder.

„Als Sir Walter Murph und ich ihn aufhoben, war er ohn„mächtig.

„Ich klingelte den Leuten; Sir Walter nahm den Doctor „Polidori am Arme und ging mit ihm hinaus, während er zu „meiner Stiefmutter sagte:

— „Verlassen Sie, wenn Sie klug sind, binnen einer Stunde „dieses Haus, oder ich überliefere Sie der Justiz.“

„Die Frau schwankte in einem Zustande des Entsetzens und „der Wuth, den Sie sich leicht denken können, hinaus.

„Als mein Vater wieder zur Besinnung kam, erschien ihm „Alles, was um ihn her vorgegangen war, wie ein grauenvoller „Traum. Ich sah mich in die traurige Nothwendigkeit versetzt, „ihm meinen ersten Verdacht über den vorzeitigen Tod meiner „Mutter auseinanderzusetzen, einen Verdacht, den Ihre Kenntniß „von den ersten Verbrechen Polidoris in Gewißheit umgewandelt „hatte.

„Ich mußte ferner meinem Vater sagen, wie meine Stiefmut„ter mich mit ihrem Hasse bis in meine Ehe verfolgt hatte, und „welche Absicht sie gehabt, als sie mich Harville zur Frau gab.

„So schwach, so verblendet mein Vater in Hinsicht auf diese „Frau gewesen war, so hart und unbarmherzig wollte er nun ge„gen sie sein; er beschuldigte sich verzweifelnd, fast ihr Mitschuldi„ger gewesen zu sein, indem er ihr nach dem Tode meiner Mutter „seine Hand gegeben; er wollte sie den Gerichten überliefern. Ich „stellte ihm aber das Gehässige, das Scandalöse eines solchen Pro„zesses vor, der zu seinem eigenen Schaden großes Aufsehen ma„chen würde, und forderte ihn auf, meine Stiefmutter für immer „aus seiner Nähe zu verbannen, ihr aber den nothwendigen Lebens„unterhalt zu sichern, da sie einmal seinen Namen führe.

„Es wurde mir ziemlich schwer, meinen Vater zu diesen ge„mäßigten Ansichten zu bewegen, und er wollte dann mir den Auf„trag geben, sie aus dem Hause zu weisen. Dieser Auftrag war „mir indeß doppelt peinlich, und ich meinte, Sir Walter übernähme „ihn vielleicht. — Er willigte auch ein“

— „Mit Freuden willigte ich ein,“ sagte Murph zu Rudolph; „ich wüßte nichts, was mir größeres Vergnügen machte, als schlechten Menschen diese Art letzte Oelung zu geben.“

„Und was sagte die Frau?“

„Die Frau von Harville war wirklich so gütig gewesen, ihren Vater um einen Jahrgehalt von hundert Louisd'or für die Frau zu bitten. Ich hielt dies nicht für Güte, sondern für Schwachheit; es kam mir schon unrecht vor, ein so gefährliches Geschöpf der Justiz zu entziehen. Ich ging deshalb zu dem Grafen, und er fand meine Bemerkungen vollkommen begründet; wir kamen überein, der Elenden höchstens, und zwar ein für allemal, fünf und zwanzig Louisd'ors zu geben, um sie in den Stand zu setzen, sich gelegentlich eine Anstellung oder Arbeit zu verschaffen. — „Welche Anstellung, welche Arbeit könnte ich, die Gräfin von Orbigny, übernehmen?“ fragte sie mich unverschämt. „Das ist Ihre Sache,“ antwortete ich; „werden Sie Krankenwärterin oder Haushälterin, suchen Sie, wenn Sie meinem Rathe folgen wollen, das unbeachtetste Gewerbe, denn wenn Sie die Keckheit haben sollten, Ihren Namen zu nennen, den Namen, den Sie einem Verbrechen verdanken, so würde man sich wundern, wie die Gräfin von Orbigny in eine solche Lage gekommen, man würde sich erkundigen, und die Folgen mögen Sie sich selbst denken, wenn Sie so unvorsichtig sein und von der Vergangenheit sprechen sollten. Verbergen Sie sich also in weiter Ferne; sorgen Sie dafür, daß man Sie vergißt; werden Sie Frau Peter oder Frau Jacob, und bereuen Sie, — wenn es Ihnen möglich ist.“ — „Und Sie glauben,“ sagte sie, „ich würde auf die Vortheile keinen Anspruch machen, die mein Heirathscontract mir sichert?“ — „Nichts dürfte gerechter sein, Madame; es wäre unwürdig von dem Grafen Or-

bigny, seine Versprechungen nicht zu halten und zu verkennen, was Sie für ihn gethan haben, namentlich was Sie für ihn thun wollten. — Klagen Sie, — klagen Sie, — wenden Sie sich an die Justiz, und ich zweifle nicht, daß sie Ihnen gegen Ihren Gemahl Recht giebt." — Eine Viertelstunde nach diesem Gespräche war die Frau unterwegs nach der nächsten Stadt."

„Du hast Recht, es ist peinlich, ein so fürchterliches Weib fast straflos entkommen zu lassen, — aber das Scandal eines Prozesses für einen so schon geschwächten alten Mann! Man darf nicht daran denken."

— „Ich habe meinen Vater leicht bestimmt, heute noch Au-„biers zu verlassen," las Rudolph in dem Briefe der Frau von „Harville weiter; „es würden ihn hier zu traurige Erinnerungen „verfolgen; obgleich sein Gesundheitszustand schwankend ist, so kön-„nen doch die Zerstreuungen einer Reise von einigen Tagen, wie „eine Luftveränderung nur heilsam für ihn sein, wie der Arzt „sagte, der Doctor Polidori ersetzt hatte und den ich sogleich aus „der Stadt rufen ließ. Mein Vater verlangte eine Untersuchung „des Inhaltes des Fläschchens, ohne daß er von dem Vorgefallenen „etwas sagte. Der Arzt antwortete, er könne diese Untersuchung „nur in seiner Wohnung vornehmen, wir sollten aber noch vor „zwei Stunden das Resultat derselben erfahren. Dieses Resultat „lautete dahin, daß mehrere Gaben dieser mit teuflischer Kunst „bereiteten Flüssigkeit in einer gegebenen Zeit den Tod herbeifüh-„ren könnten, ohne daß sie eine andere Spur als die einer gewöhn-„lichen Krankheit hinterließen, welche der Arzt nannte.

„Nach einigen Stunden reise ich mit meinem Vater und „meiner Tochter nach Fontainebleau ab, wo wir einige Zeit zu

„bleiben gedenken, dann werden wir, nach dem Wunsche meines „Vaters, wieder nach Paris kommen, aber nicht in meinem Hause „wohnen, in welchem ich nach dem beklagenswerthen Ereignisse „nicht zu weilen vermag.

„Die Thatsachen beweisen also, wie ich im Anfange dieses „Briefes sagte, was ich Ihrer unerschöpflichen Güte und Vorsorge „verdanke. Durch Sie gerettet, durch Ihren Rath unterstützt, mit „Beihülfe Ihres vortrefflichen und muthigen Sir Walter vermochte „ich meinen Vater einer sichern Gefahr zu entreißen und gewann „mir seine Liebe wieder.

„Leben Sie wohl, königl. Hoheit; es ist mir unmöglich, Ih„nen mehr zu sagen; mein Herz ist zu voll, von zu vielen Gefüh„len bestürmt, so daß ich zu schwach ausdrücken würde, was em„pfindet

„Clemence von Harville, geb. v. Orbigny."

„Ich öffne eilig diesen Brief noch einmal, um ein Vergessen „wieder gut zu machen. — Als ich nach Ihrer edlen Anleitung „auf Wohlthun ausging, begab ich mich in das Gefängniß St. „Lazarus, um die dortigen armen Gefangenen zu besuchen; ich „fand da ein unglückliches Mädchen, für das Sie sich interessirt „haben. — Ihre englische Milde und ihre fromme Ergebenheit er„regen die Bewunderung der achtbaren Frauen, welche die Aufsicht „über die Gefangenen führen. — Ich brauche Ihnen nur zu sa„gen, wo die Nachtigall sich befindet (so heißt sie, wenn ich „nicht irre), um Sie in den Stand zu setzen, die Befreiung der„selben sofort zu erlangen. — Die Unglückliche wird Ihnen erzäh„len, durch welches Zusammentreffen widriger Umstände sie dem „Asyl entrissen worden ist, in das Sie dieselbe brachten, und wie

„sie in das Gefängniß kam, wo sie wenigstens ihren herrlichen „Charakter geltend zu machen wußte —

„Erlauben Sie mir auch, Sie an meine beiden zukünftigen „Schutzempfohlenen zu erinnern, an die unglückliche Mutter und „deren Tochter, welche der Notar Ferrand beraubt hat. Wo sind „sie? Haben Sie etwas über ihren Aufenthalt ermittelt? Ach, be„mühen Sie sich, ihre Spur zu finden, damit ich nach meiner „Rückkehr die Schuld bezahlen kann, welche ich gegen alle Un„glücklichen übernommen habe."

— „Die Nachtigall hat also Bouqueval verlassen, königl. Hoheit?" fragte Murph, über diese Mittheilung eben so erstaunt wie Rudolph.

„Eben hat man mir gesagt, man habe Sie aus St. Lazarus fortgehen sehen," antwortete Rudolph. „Ich begreife das nicht; das Stillschweigen der Madame Georges *) beunruhigt mich und setzt mich in Verlegenheit. — Welch' neues Unglück mag die arme Marien-Blume betroffen haben? Schicke sogleich einen reitenden Boten nach Bouqueval und schreibe an Madame Georges, sie möge sofort nach Paris kommen. Sage auch Graun, mir die Erlaubniß zum Besuche des Gefängnisses St. Lazarus zu verschaffen. — Wie mir die Frau von Harville schreibt, ist Marien-Blume da gefangen; — aber nein," setzte Rudolph nach einigem Nachdenken hinzu, — „sie ist nicht mehr dort, denn Lachtaube hat sie mit einer bejahrten Frau aus diesem Gefängnisse herauskommen sehen.

*) Der Leser erinnert sich, daß Madame Georges, getäuscht durch den Boten Sarahs, der ihr gesagt, Marien-Blume habe Bouqueval auf Befehl des Fürsten verlassen, wegen ihres Schützlings unbesorgt war und diesen jeden Tag zurückerwartete.

Sollte dies Madame Georges gewesen sein? Wer sonst? Wohin ist die Nachtigall gegangen?"

„Geduld, Hoheit; ehe es Abend wird, sollen Sie alles wissen. Morgen stellen wir sodann das Verhör mit dem elenden Polidori an. Er hat Ihnen, wie er sagt, wichtige Entdeckungen zu machen, die er aber nur Ihnen allein mittheilen will —"

„Das Zusammentreffen mit ihm wird mir sehr peinlich sein," sagte Rudolph traurig, „denn ich habe diesen Menschen seit jenem verderblichen Tage nicht gesehen, an welchem ich —"

Rudolph vermochte nicht weiter zu sprechen; er schlug die Hände auf das Gesicht.

„Warum wollen Sie in das willigen, was Polidori verlangt? Bedrohen Sie ihn mit der französischen Justiz oder einer unmittelbaren Auslieferung; er muß sich wohl entschließen, mir mitzutheilen, was er nur Ihnen sagen wollte —"

„Du hast Recht, armer Freund, denn die Anwesenheit jenes Elenden würde jene schrecklichen Erinnerungen nur noch drohender machen, an die sich so viele unheilbare Schmerzen knüpfen, — von dem Tode meines Vaters an, bis zu dem meiner armen kleinen Tochter. — Ich weiß es nicht, aber je älter ich werde, um so mehr vermisse ich dieses Kind. — Wie würde ich dasselbe geliebt haben! wie theuer, wie werth würde mir diese reizende Frucht meiner ersten Liebe, meines ersten und reinen Glaubens oder vielmehr meiner jugendlichen Illusionen gewesen sein! Ich hätte alle Schätze der Liebe, deren die Mutter unwürdig ist, auf das unschuldige Kind übertragen, und das Kind würde, glaube ich, so wie ich es mir gedacht habe, durch die Seelenschönheit und den Reiz des Körpers allen meinen Gram, alle Gewissenspein gemildert und besänftigt haben, die sich an seine Geburt knüpfen."

„Ich sehe mit Bedauern, daß diese eben so vergebliche wie schmerzliche Sehnsucht eine immer größere Herrschaft über Ihren Geist gewinnt.“

Nach einer Pause sagte Rudolph zu Murph:

„Ich kann Dir jetzt ein Geständniß ablegen, alter Freund: ich liebe, ja ich liebe eine Frau, welche die edelste, die aufopferndste Liebe verdient. Seit mein Herz sich von neuem der Wonne der Liebe geöffnet hat, vermisse ich meine Tochter um so schmerzlicher. — Ich hätte wohl fürchten können, die Sehnsucht nach ihr würde geringer werden, wenn mein Herz eine neue Liebe gefunden, aber nein, mein Liebesvermögen hat sich gesteigert; ich fühle mich besser und menschenfreundlicher, und es ist mir schmerzlicher als je, meine Tochter nicht lieben zu können.“

„Nichts einfacher, königl. Hoheit, und, verzeihen Sie mir den Vergleich, wie manche Menschen in der Trunkenheit heiter und wohlwollend gegen die ganze Menschheit sind, so werden Sie durch die Liebe gut und edel —“

„Dennoch ist auch mein Haß gegen die Schlechten stärker geworden und meine Abneigung gegen Sarah mehrt sich, ohne Zweifel in dem Verhältnisse wie der Gram über den Tod meiner Tochter. Ich bilde mir ein, diese schlechte Mutter habe sie vernachlässigt. Die Gräfin wird, da ihre ehrgeizigen Hoffnungen durch meine Vermählung vernichtet waren, in ihrer unbarmherzigen Selbstsucht unser Kind Miethlingen überlassen haben, und meine Tochter ist vielleicht in Folge eines Mangels an Pflege gestorben. — Daran habe ich auch Schuld; — ich hatte damals die Größe der heiligen Pflichten eines Vaters noch nicht erkannt. — Als mir mit einem Male der wahre Charakter Sarahs enthüllt wurde, hätte ich ihr sogleich meine Tochter nehmen und mit Liebe und

Sorgsamkeit über dieselbe wachen sollen. Ich mußte voraussehen, daß die Gräfin stets eine unnatürliche Mutter sein würde. — Du siehst, ich trage auch Schuld —"

„Der Schmerz bringt Sie auf solche Gedanken. — Konnten Sie, nach dem bekannten traurigen Ereignisse, die lange Reise, welche Sie sich auferlegten, einen Tag länger verschieben —?"

„Ja, die ich mir als Buße auferlegte! — Du hast Recht, Freund," sagte Rudolph gebeugt.

„Haben Sie seit meiner Abreise nichts von der Gräfin Sarah gehört?"

„Nein, seit ihren schändlichen Anklagen, welche zweimal die Frau von Harville beinahe in Unglück gestürzt hätten, habe ich nichts von ihr vernommen. Ihre Anwesenheit ist mir lästig; es kommt mir vor, als umschwebe mich mein böser Engel, als bedrohe mich ein neues Unglück —"

„Geduld, Hoheit, Geduld! Zum Glück darf sie Deutschland nicht betreten, und Deutschland erwartet uns."

„Ja, wir reisen bald ab. — Ich werde aber doch während meines kurzen Aufenthaltes in Paris wenigstens ein heiliges Versprechen erfüllt und einige Schritte mehr auf dem verdienstvollen Wege gethan haben, den mir ein erhabener und barmherziger Wille zu meiner Reinigung vorgezeichnet hat. Sobald der Sohn der Madame Georges frei und unschuldig ihrer Liebe zurückgegeben, sobald Jacob Ferrand seiner Verbrechen überführt und dafür gestraft ist, sobald ich die Zukunft aller der rechtlichen und arbeitsamen Leute gesichert habe, welche durch ihre Ergebung, ihren Muth und ihre Rechtlichkeit meine Theilnahme verdienten, kehren wir nach Deutschland zurück, und meine Reise wird wenigstens nicht fruchtlos gewesen sein."

„Besonders wenn es Ihnen gelingt, den abscheulichen Jacob Ferrand zu entlarven, den Eckstein, den Angelpunkt so vieler Verbrechen.“

„Obgleich der Zweck die Mittel heiligt und Bedenklichkeiten diesem Bösewichte gegenüber keineswegs angewendet wären, so bedaure ich doch bisweilen, Cecily bei dieser rächenden Vergeltung verwendet zu haben.“

„Sie kann jeden Augenblick ankommen —“

„Sie ist schon angekommen —“

„Cecily?“

„Ja. — Ich mochte sie nicht sehen; Graun hat ihr sehr ausführliche Instructionen gegeben, und sie hat versprochen, denselben nachzukommen.“

„Wird sie das Versprechen halten?“

„Alles veranlaßt sie dazu, die Hoffnung auf eine Milderung ihres Schicksals in der Zukunft und die Besorgniß, unmittelbar in ihr Gefängniß nach Deutschland zurückgebracht zu werden, denn Graun wird sie nicht aus den Augen lassen; bei der geringsten Unbesonnenheit wird er ihre Auslieferung verlangen.“

„Mit Recht; sie ist als Flüchtige hier angekommen; sobald man erfährt, welche Verbrechen ihre lebenslängliche Einsperrung veranlaßt haben, wird man ihre Auslieferung unbedenklich bewilligen —“

„Nöthigte sie aber auch ihr eigenes Interesse nicht, unsere Pläne zu fördern, da die ihr gestellte Aufgabe nur durch Schlauheit, Hinterlist und teuflische Verlockung gelöst werden kann, so muß Cecily sich freuen (und sie freut sich, wie mir Graun sagt), eine Gelegenheit gefunden zu haben, ihre Künste und Reize, mit denen sie so reichlich ausgestattet ist, geltend machen zu können.“

„Ist sie noch immer hübsch?"

„Graun findet sie reizender als je; er wurde, wie er sagt, durch ihre Schönheit ganz geblendet, welche durch die elsässische Kleidung, die sie gewählt hat, etwas Pikantes erhält. Das Auge dieser Teufelin besitzt noch immer den wahrhaft zauberischen Ausdruck."

„Ich bin nie leichtsinnig, nie herz- und sittenlos gewesen; wenn ich aber in meinem zwanzigsten Jahre Cecily gesehen, selbst wenn ich gewußt hätte, daß sie so gefährlich und böswillig ist, wie ich es jetzt weiß, so hätte ich nicht für meinen Verstand bürgen mögen, namentlich wenn ich lange dem Feuer ihrer großen schwarzen glühenden Augen ausgesetzt gewesen wäre, die in ihrem bleichen Gesichte blitzen. Ja, beim Himmel, ich mag gar nicht daran denken, wohin mich eine so verderbliche Liebe hätte führen können."

„Das wundert mich nicht, mein würdiger Murph, denn ich kenne dies Weib. Uebrigens ist der Baron Graun über den Scharfsinn fast erschrocken, mit welchem sie die herausfordernde und doch platonische Rolle errieth, die sie bei dem Notar spielen soll —"

„Wird sie aber so leicht zu ihm gelangen, als Sie es hoffen? Leute wie Jacob Ferrand sind sehr mißtrauisch —"

„Ich hatte mit Recht auf den Anblick Cecilys gerechnet und gehofft, derselbe würde das Mißtrauen des Notars bekämpfen und besiegen —"

„Er hat sie schon gesehen?"

„Gestern. Nach der Erzählung der Frau Pipelet zweifle ich nicht, daß er durch die Creolin bezaubert ist, denn er hat sie sofort in seinen Dienst genommen —"

„So ist die Partie gewonnen —"

„Ich hoffe es; eine glühende Begehrlichkeit hat den Henker der Louise Morel zu den gräulichsten Schandthaten geführt; in der wollüstigen Begehrlichkeit wird er die schreckliche Strafe für seine Verbrechen finden, eine Strafe, die namentlich für seine Opfer nicht fruchtlos sein soll, denn Du weißt, nach welchem Zwecke alle Bemühungen der Creolin gerichtet sein müssen."

„Cecily! Cecily! Nie wird größere Bosheit und gefährlichere Verdorbenheit, nie wird eine schwärzere Seele zur Ausführung eines moralischeren Planes, zur Erreichung eines edleren Zweckes gewirkt haben. Und David?"

„Er billigt Alles. — Bei der Verachtung und dem Abscheu, die er jetzt gegen seine Frau empfindet, sieht er in ihr nichts als das Werkzeug einer gerechten Rache. — „Wenn die Verfluchte jemals einiges Erbarmen verdienen könnte nach dem Bösen, das sie mir gethan hat" — sagte er zu mir — „so würde es geschehen, wenn sie sich der unbarmherzigen Züchtigung dieses Sünders widmete, dessen böser Geist sie sein muß."

Es klopfte in diesem Augenblicke ein Huissier leise an die Thür; Murph ging hinaus und kam bald mit zwei Briefen zurück, von denen nur einer für Rudolph bestimmt war.

„Ein paar Worte von Madame Georges!" rief der Letztere, indem er den Brief schnell überlas.

„Nun? — Die Nachtigall?"

„Kein Zweifel mehr," sagte Rudolph, nachdem er gelesen hatte, „es handelt sich wieder von irgend einem scheußlichen Complotte. Abends nachdem das arme Kind von Bouqueval verschwunden war, in dem Augenblicke, als Madame Georges mich von diesem Vorfalle in Kenntniß setzen wollte, kam ein Mann, den sie

nicht kannte, als expresser reitender Bote, angeblich von mir, um sie zu beruhigen, und sagte ihr, ich sei von dem plötzlichen Verschwinden der Marien-Blume unterrichtet und würde sie nach einigen Tagen selbst wiederbringen. Trotz dieser Anzeige ängstigt sich Madame Georges über mein Schweigen und kann, wie sie sagt, dem Wunsche nicht länger widerstehen, Nachricht von ihrer Tochter zu erhalten, wie sie das arme Kind nennt."

„Seltsam!"

„In welcher Absicht kann man Marien-Blume entführt haben?"

„Königl. Hoheit," sagte Murph plötzlich, „der Gräfin Sarah ist diese Entführung sicherlich nicht fremd —"

„Sarah? Warum glaubst Du das?"

„Halten Sie diese Entführung mit ihren Verläumdungen gegen die Frau von Harville zusammen —"

„Du hast Recht," entgegnete Rudolph, dem plötzlich manches Dunkle hell wurde, „offenbar, — jetzt begreife ich, — ja, immer dieselbe Berechnung. Die Gräfin hält hartnäckig an dem Glauben fest, wenn sie alle Bande der Liebe zerreiße, die mich ihrer Meinung nach fesseln, würde sie in mir das Bedürfniß wecken, mich ihr wieder zu nähern. Es ist das eben so gehässig wie unsinnig. — Aber eine so unwürdige Verfolgung muß enden. — Schicke sogleich den Baron von Graun offiziell zu der Gräfin, damit er ihr erkläre, ich habe genaue Kenntniß von dem Antheile, den sie an der Entführung der Marien-Blume genommen, und wenn sie nicht die nöthigen Nachweise gäbe, nach denen das unglückliche Mädchen wiedergefunden werden könne, würde ich ohne Erbarmen sein und mich an die Justiz wenden."

„Nach dem Briefe der Frau von Harville wäre die Nachtigall in dem Gefängnisse St. Lazarus."

„Ja, aber Lachtaube versichert, sie frei und außer dem Gefängnisse gesehen zu haben. — Es liegt hier ein Geheimniß, das aufgehellt werden muß.“

„Ich werde dem Baron von Graun sogleich Ihre Befehle überbringen, aber erlauben Sie mir diesen Brief zu erbrechen; er ist von meinem Correspondenten in Marseille, dem ich den Chourineur empfohlen hatte; er sollte dem armen Teufel die Ueberfahrt nach Algier erleichtern —“

„Nun, ist er abgereist?“

„Seltsam!“

„Was giebt es?“

„Der Chourineur hat, nachdem er in Marseille lange auf ein nach Algier segelndes Schiff gewartet hatte und immer trauriger geworden war, an dem zur Abfahrt festgesetzten Tage plötzlich erklärt, er wolle lieber nach Paris zurückkehren.“

„Welche Verkehrtheit!“

„Obgleich mein Correspondent, wie es festgesetzt war, dem Chourineur eine ziemlich bedeutende Summe zur Verfügung gestellt, so nahm derselbe doch nur das, was er zur Noth brauchte, um wieder nach Paris zu gelangen, wo er, schreibt man mir, bald ankommen muß.“

„So wird er uns seine Sinnesänderung selbst erklären; aber schicke den Baron von Graun sogleich zu der Gräfin Mac Gregor und geh Du selbst in das Gefängniß St. Lazarus, um Dich nach Marien-Blume zu erkundigen.“

— — — — — — — — — — — — — —

Nach einer Stunde kam der Baron von Graun von der Gräfin Sarah Mac Gregor zurück.

Der sonst so ruhige und gemessene Diplomat sah höchst bestürzt aus; Rudolph bemerkte dies sofort und fragte:

„Nun von Graun;, was ist Ihnen? Haben Sie die Gräfin gesehen?“

„Ach, königl. Hoheit!“

„Was ist geschehen?“

„Bereiten sich Ew. königl. Hoheit vor, etwas recht Betrübendes zu erfahren.“

„Aber was? was?“

„Die Frau Gräfin Mac Gregor —“

„Nun?“

„Verzeihen mir Ew. königl. Hoheit, daß ich Ihnen so geradezu ein so trauriges, so unerwartetes Ereigniß —“

„Ist die Gräfin gestorben?“

„Nein, königl. Hoheit, — aber man zweifelt an ihrem Aufkommen; sie hat einen Dolchstich erhalten.“

„Das ist entsetzlich!“ rief Rudolph, trotz seiner Abneigung gegen Sarah, mitleidig aus. „Und wer hat das Verbrechen begangen?“

„Das weiß man nicht; es war ein Raubmord; man hat sich in das Zimmer der Frau Gräfin eingeschlichen und eine große Menge Juwelen geraubt —“

„Wie geht es ihr jetzt?“

„Ihr Zustand ist fast ganz hoffnungslos; sie hat ihr Bewußtsein noch nicht wieder erlangt; ihr Bruder ist in der höchsten Bestürzung —“

„Sie müssen sich jeden Tag nach dem Zustande der Gräfin erkundigen, mein lieber Baron.“

In diesem Augenblicke kam Murph von St. Lazarus zurück.

„Erfahre zuerst eine traurige Nachricht,“ sagte Rudolph zu ihm: „die Gräfin Sarah ist von Mördern überfallen worden, — ihr Leben schwebt in der äußersten Gefahr —“

„Ob sie gleich viel verschuldet hat, königl. Hoheit, so beklage ich sie doch.“

„Ja, ein solches Ende wäre entsetzlich. — Und die Nachtigall?“

„Ist gestern in Freiheit gesetzt, wie man vermuthet durch Vermittlung der Frau von Harville.“

„Das ist nicht möglich. — Die Frau von Harville bittet mich ja, die nöthigen Schritte zu thun, um das unglückliche Mädchen aus dem Gefängnisse zu befreien.“

„Allerdings, es ist aber eine bejahrte Frau von anständigem Aussehen nach St. Lazarus gekommen und hat den Befehl vorgelegt, Marien-Blume in Freiheit zu setzen. Beide haben dann das Gefängniß verlassen —“

„Das hat mir Lachtaube gesagt; wer aber ist die bejahrte Frau, welche Marien-Blume abgeholt hat? Wohin sind sie gegangen? Welches neue Geheimniß! Vielleicht könnte dasselbe allein durch die Gräfin Sarah aufgeklärt werden, und diese befindet sich in einem Zustande, daß sie keine Nachweise geben kann. Wenn sie das Geheimniß nur nicht mit in das Grab nimmt!“

„Ihr Bruder, Thomas Seyton, würde gewiß auch einige Nachweisungen geben können. Er war ja immer der geheime Rath der Gräfin.“

„Seine Schwester liegt im Sterben; wenn es sich um ein neues Complott handelt, wird er nichts sagen; aber“, setzte Rudolph nachdenkend hinzu, „der Name der Person muß ermittelt werden, welche sich für Marien-Blume interessirte und deren Frei-

lassung bewirkte; auf diese Weise muß man nothwendig etwas erfahren."

„Sehr richtig."

„Suchen Sie diese Person sobald als möglich zu ermitteln und zu sprechen, lieber von Graun; gelingt es Ihnen nicht, so schicken Sie Badinot aus, — sparen Sie nichts, um die Spur des armen Kindes wieder aufzufinden."

„Ew. königl. Hoheit können auf meinen Eifer rechnen."

„Wahrhaftig, Hoheit," sagte Murph, „es kann uns von Nutzen sein, daß der Chourineur wiederkommt; er kann uns bei diesen Nachforschungen behülflich sein —"

„Du hast Recht, und ich sehne mich nun, meinen braven Lebensretter — ich werde nie vergessen, daß ich ihm das Leben verdanke — in Paris ankommen zu sehen."

CXXVII.

Die Schreibstube.

Es waren mehrere Tage vergangen, seit Jacob Ferrand Cecily in seinen Dienst genommen hatte.

Wir wollen den Leser (der diesen Ort schon kennt) in die Schreibstube des Notars zur Frühstückszeit der Schreiber führen.

Etwas Unerhörtes, Ungeheuerliches, Wunderbares! Statt des magern und gar nicht lockenden Ragouts, welches die selige Mad. Seraphin diesen jungen Leuten jeden Morgen zu bringen pflegte, thronte ein ungeheurer kalter Truthahn in der Mitte eines der Tische neben zwei weißen Broden, einem holländischen Käse und drei versiegelten Weinflaschen; ein altes bleiernes Schreibzeug mit untereinander gemischtem Pfeffer und Salz diente als Salz- und Pfeffergefäß.

Jeder Schreiber wartete, mit seinem Messer und einem fürchterlichen Appetite versehen, mit unbändiger Ungeduld auf die Eßstunde; einige kauten bereits, wenn sie auch noch nichts zwischen den Zähnen hatten, und verwünschten die Abwesenheit des ersten Schreibers, ohne den man, der Ordnung gemäß, das Frühstück nicht beginnen konnte.

Ein solcher Fortschritt oder vielmehr eine solche radicale Umwälzung in der Kost der Schreiber Jacob Ferrands kündigte eine außerordentliche Veränderung in dem Hauswesen an.

Die nachstehende (wenn wir uns dieses Ausdrucks bedienen dürfen) ungemein böotische Unterhaltung wird einiges Licht auf diese wichtige Frage werfen.

„Der Truthahn da hat es, als er in die Welt trat, auch nicht erwartet, einst zum Frühstück bei Schreibern zu erscheinen."

„Eben so wenig, wie der Herr, als er in die — Notarswelt trat, es erwartete, seinen Schreibern jemals einen Truthahn zum Frühstück zu geben."

„Laßt sein; der Truthahn ist unser," fiel der Laufbursche mit leckerhafter Begehrlichkeit ein.

„Guter Freund, Du vergißt Dich; dies Geflügelthier muß für Dich ein Fremdling sein."

„Und als ächter Franzose mußt Du alles Fremde und Ausländische hassen."

„Du wirst höchstens die Beine erhalten können."

„Als Sinnbild der Schnelligkeit, mit welcher Du die nöthigen Gänge besorgst."

„Ich glaubte wenigstens Anspruch auf das Gerippe zu haben," antwortete der Geneckte.

„Man könnte Dir es bewilligen, aber einen Anspruch hast Du nicht darauf, wie es mit der Charte von 1814 war, die auch nur ein Freiheitsgerippe war," bemerkte der Mirabeau der Schreibstube.

„Bei dem Gerippe fällt mir ein," sagte einer der jungen Leute mit roher Unempfindlichkeit, „wie gut es doch ist, daß der liebe Gott die Mutter Seraphin zu sich genommen hat, denn seit

sie bei einer Landpartie ertrunken ist, sind wir doch von ihrer liebenswürdigen Kost befreit."

„Und seit einer Woche giebt uns der Herr statt des Frühstücks —"

„Jedem täglich 40 Sous."

„Deshalb eben sage ich, was Gott thut, das ist wohlgethan. Er konnte nichts Besseres thun, als die Mutter Seraphin von uns zu nehmen."

„Zu ihrer Zeit würde uns der Notar gewiß nicht 40 Sous gegeben haben."

„Es ist enorm!"

„Fabelhaft."

„Es giebt keine Schreibstube in Paris —"

„In Europa —"

„In der ganzen Welt, wo ein Schreiber 40 Sous zum Frühstück erhält."

„Wer von Euch hat denn die neue Magd gesehen?"

„Die Elsasserin, die die Portiersfrau aus dem Hause, in welchem die arme Louise wohnte, eines Abends hergebracht hat, wie der Portier sagt?"

„Ja."

„Ich habe sie noch nicht gesehen."

„Ich auch nicht."

„Es ist auch rein unmöglich sie zu sehen, weil der Herr uns noch strenger als sonst abhält, in das Haus im Hofe hinten zu kommen."

„Und da der Portier jetzt die Schreibstube rein macht, wie soll man denn das Mädchen sehen?"

„Ich, ich habe sie gesehen."

„Du?“

„Wo denn?“

„Wie sieht sie aus?“

„Ist sie groß oder klein?“

„Jung oder alt?“

„So hübsch und liebenswürdig wie die arme Louise ist sie gewiß nicht, das behaupte ich gleich vorn weg.“

„Wie sieht sie aus? So rede doch.“

„Wenn ich sage, ich habe sie gesehen, so — habe ich ihr Häubchen gesehen, — ein närrisches Ding.“

„Wie so?“

„Es war kirschroth und von Sammet, glaub' ich, so ungefähr wie es die Besenverkäuferinnen tragen.“

„Wie die Elsasserinnen? Nun, das ist begreiflich, da sie eine Elsasserin ist.“

„Die gebrannte Katze fürchtet das Feuer.“

„Wie paßt Dein Sprichwort, Chalamel, auf das Elsässische Häubchen?“

„Gar nicht.“

„Warum erwähnst Du es also?“

„Weil eine Wohlthat nie verloren und die Eidechse der Freund des Menschen ist.“

„Da kommt der Chalamel wieder einmal mit seinen albernen Sprichwörtern, die wie die Faust auf das Auge passen und die er immer im Munde führt. — Sag' lieber, was Du von der neuen Magd weißt.“

„Ich ging vorgestern über den Hof; da lehnte sie an einem Fenster im Parterre. Die untern Scheiben sind aber so schmutzig, so blind, daß ich von der Figur der Elsasserin nichts sehen konnte;

da aber die mittleren Scheiben minder trübe sind, so sah ich ihr kirschrothes Häubchen und eine Fülle rabenschwarzer Locken; sie trug Locken."

„Der Herr hat gewiß nicht so viel durch seine Brille wie Du gesehen; denn er gehört auch zu denen, die das Menschengeschlecht aussterben lassen würden, wenn sie mit einer Frau allein auf der Erde wären —"

„Darüber braucht man sich gar nicht zu wundern; „wer am letzten lacht, lacht am besten", wie „Pünktlichkeit die Artigkeit der Könige ist."

„Chalamel wird unerträglich, wenn er so anfängt —"

„Sage mir, mit wem Du umgehst, und ich will Dir sagen, wer Du bist."

„Ich für meine Person glaube, der fromme Aberglaube verdirbt den Herrn immer mehr und mehr."

„Vielleicht giebt er uns auch zur Buße täglich 40 Sous."

„Er ist mit einem Worte verrückt."

„Oder krank."

„Ich finde, daß er seit einigen Tagen sehr verstört aussieht."

„Man sieht ihn gar nicht oft. Während er sonst zu unserm Unglücke in seinem Cabinet war und uns auf dem Nacken saß, steckt er jetzt mitunter in zwei Tagen die Nase nicht einmal in die Schreibstube."

„Deshalb ist der erste Schreiber auch mit Arbeit überhäuft."

„Und deshalb müssen wir heute auf ihn warten und dabei halb verhungern."

„Der arme Germain würde sich sehr wundern, wenn man ihm sagte: Denk' Dir, der Herr giebt uns jetzt vierzig Sous täglich zum Frühstück. — Nicht möglich. — Er hat es mir,

Chalamel, selbst angekündigt. — Du willst mir etwas weiß machen. — Ich will Dir sagen, wie es zugegangen ist; in den ersten zwei oder drei Tagen nach dem Tode der Mutter Seraphin hatten wir gar kein Frühstück, und das war uns in einer Art sehr lieb, auf der andern Seite mußten wir aber doch essen, und das kostete uns Geld. Dennoch hatten wir Geduld, weil wir dachten: Der Herr hat jetzt weder Magd, noch Haushälterin; ist er wieder versehen, wird es uns an unserm schlechten Frühstück auch nicht fehlen. Aber nein, Germain, der Herr nahm sich wieder eine Magd, und unser Frühstück blieb im Strome der Vergessenheit begraben. — Da schickte man mich gleichsam als Abgeordneten ab, um dem Herrn unsere Beschwerde vorzutragen. — Er war mit dem ersten Schreiber allein. — „Ich mag Euch früh kein Essen mehr geben," sagte er brummig, und als ob er an etwas ganz anderes dächte; „meine Magd hat keine Zeit, sich um Euer Frühstück zu bekümmern." — „Es ist aber doch ausgemacht, daß wir Frühstück erhalten sollen." — „Nun ja, so laßt Euch das Frühstück holen, und ich werde es bezahlen. — Wie viel wird es kosten? — 40 Sous für jeden?" setzte er hinzu, und er sah immer mehr aus, als denke er an etwas ganz anderes, und als nenne er 40 Sous, ohne zu wissen, was er sage. — „Ja," meinte ich, „40 Sous werden hinreichen." — „Also abgemacht; der erste Schreiber wird das Geld auslegen, und ich werde mich mit ihm berechnen." Darauf warf er mir die Thüre vor der Nase zu. Gesteht nur, Ihr Herren, Germain würde sich über diese Freigebigkeit gewaltig wundern."

„Germain würde sagen, der Herr habe getrunken —"

„Es sei ein Mißbrauch —"

„Chalamel, — Deine Sprichwörter sind uns noch lieber als —"

„Ich halte den Herrn im Ernst für krank. — Seit zehn Tagen ist er nicht wieder zu erkennen; die Backen sind ihm so eingefallen, daß man eine Faust hineinlegen könnte."

„Und zerstreut ist er, zerstreut! Letzthin nahm er seine Brille ab, um ein Actenstück zu lesen; seine Augen waren roth wie glühende Kohlen."

„Gute Rechnung macht gute Freunde."

„So laß mich doch reden! Ich sage Euch, es ist seltsam. — Ich gab ihm das Document hin, — aber es war umgekehrt, das Unterste zu oberst —"

„Da wird er schön aufgefahren sein!

„Gott behüte! Er bemerkte es gar nicht, stierte die Urkunde zehn Minuten lang mit seinen großen rothen Augen an und gab mir sie dann mit den Worten zurück: „es ist gut."

„Immer verkehrt?"

„Ja."

„Er hatte sie also nicht gelesen?"

„Er müßte denn verkehrt lesen können —"

„Sonderbar."

„Der Herr sah in diesem Augenblicke so mürrisch und böswillig aus, daß ich nichts zu sagen wagte und wieder fortging."

„Ich war vor vier Tagen in dem Bureau des ersten Schreibers, und es fanden sich zwei, drei Clienten ein, welche der Herr bestellt hatte. — Sie wurden verdrüßlich über das Warten, und ich klopfte auf ihr Verlangen an der Thüre des Cabinets an. Es antwortete Niemand, und ich trat hinein."

„Nun?"

„Herr Jacob Ferrand hatte die Arme auf seinen Schreibtisch

gelegt und seine kahle, nicht eben schöne Stirn auf diese Arme gestützt; er rührte sich nicht."

„Schlief er?"

„Ich glaubte es, trat näher und sagte: „Herr Ferrand, es sind Leute da, die Sie bestellt haben." Er rührte sich nicht. „Herr!" — Keine Antwort. Endlich legte ich die Hand auf seine Achsel; da fuhr er empor, als hätte ihn der Teufel gepackt. Bei der raschen Bewegung fiel ihm die Brille von der Nase und ich sah — Ihr werdet es nicht glauben —"

„Nun, was sahst Du?"

„Thränen."

„Welche Posse!"

„Das ist zu arg."

„Ferrand weinen! Geh!"

„Wenn ich das sehe, glaube ich auch, daß die Maikäfer Trompete blasen."

„Und die Hühner Stiefeln mit Sporen tragen."

„Ihr mögt sagen, was Ihr wollt, ich weiß, was ich gesehen habe."

„Thränen?"

„Ja, Thränen. — Dann wurde er aber so wüthend, als er sah, daß er in diesem Thränenzustande überrascht worden, daß er eilig seine Brille wieder zurecht setzte und mich anschrie: „Hinaus! hinaus!" — „Aber, Herr," sagte ich. — „Hinaus!" — „Es sind Leute da, die Sie bestellt haben und.." — „Ich habe keine Zeit, sie mögen zum Teufel gehen und Sie mit!" Darauf sprang er wüthend auf, als wenn er mich hinauswerfen wollte; ich wartete dies nicht ab, drückte mich und schickte die Leute fort, die nicht eben zufrieden und vergnügt aussahen. —"

Diese interessante Unterhaltung wurde durch den ersten Schreiber unterbrochen, der geschäftig eintrat; seine Ankunft wurde durch eine allgemeine und laute Bewillkommnung begrüßt, und aller Augen richteten sich mit ungeduldigem Verlangen nach dem Truthahn.

„Ich will Ihnen keinen Vorwurf machen, Herr, aber Sie lassen teufelmäßig lange auf sich warten,“ sagte Chalamel zu ihm. „Sehen Sie sich ein anderes Mal besser vor, unser Appetit dürfte sich nicht wieder so beschwichtigen lassen.“

„Es ist nicht meine Schuld; ich muß mehr ertragen, als Ihr Euch einbildet. — Auf Ehre, ich glaube, Ferrand ist verrückt.“

„Habe ich es Euch nicht gesagt!“

„Das hindert uns aber nicht am Essen —“

„Im Gegentheil —“

„Wir können mit vollem Munde eben so gut reden.“

„Besser!“ fiel der Laufbursche ein, während Chalamel den Truthahn zerlegte und zu dem ersten Schreiber sagte:

„Warum halten Sie Ferrand für verrückt?“

„Wir waren bereits nicht abgeneigt, ihn für völlig umgewandelt zu halten, als er uns täglich 40 Sous zum Frühstück bewilligte —“

„Ich gestehe, daß mich dies eben so überrascht hat wie Euch; es war dies aber nichts, gar nichts gegen das, was eben geschehen ist.“

„Ah!“

„Sollte es dem Unglücklichen einfallen, uns alle Tage auf seine Kosten in der besten Restauration zu Mittag essen zu lassen?“

„Dann in das Theater zu schicken?“

„Dann in ein Kaffeehaus, um den Abend mit einem Punsch zu beschließen?“

„Und dann?“

„Scherzt so viel Ihr wollt; der Auftritt, dem ich eben beiwohnte, ist eher schrecklich als spaßhaft —“

„So erzählen Sie den Auftritt —“

„Ja, ja, wir essen zwar,“ sagte Chalamel, „sind aber dabei ganz Ohr —“

„Und ganz Kinnlade! Ich sehe es kommen: während ich erzähle, kaut Ihr so tapfer als möglich, und wenn ich fertig bin, ist auch der Truthahn verschwunden. — Geduldet Euch, ich spare die Geschichte zum Dessert auf —“

Wir wissen nicht, ob der Stachel des Hungers oder der Neugierde die jungen Leute antrieb, aber sie gingen mit einem so exemplarischen Eifer an das Essen, daß der Augenblick des Erzählens sehr bald kam.

Um von Ferrand nicht überrascht zu werden, wurde der Laufbursche als Vorposten in das anstoßende Zimmer gestellt, nachdem ihm die Beine und das Geripp des Truthahns freigebig zuerkannt worden waren.

Der erste Schreiber sagte dann zu seinen Collegen:

„Zuerst müßt Ihr wissen, daß der Portier seit einigen Tagen um die Gesundheit Ferrands besorgt war; da der gute Mann bis spät in die Nacht aufbleibt, so hatte er Ferrand mehrmals in der Nacht in den Garten gehen und trotz der Kälte oder dem Regen dort mit großen Schritten auf und ab wandeln sehen. — Einmal wagte er es, aus seiner Stube herauszutreten und seinen

Herrn zu fragen, ob er etwas bedürfe? — Ferrand schickte ihn aber in einem Tone zu Bett, daß der Portier sich seitdem ganz ruhig verhalten hat und noch ruhig verhält, sobald er den Herrn in den Garten hinunter gehen hört, was fast alle Nächte geschieht, das Wetter mag sein wie es will —"

„Ist Ferrand vielleicht mondsüchtig?"

„Das dürfte nicht wahrscheinlich sein, aber eine große innere Unruhe verrathen solche nächtliche Wanderungen. — Ich komme zu meiner Geschichte. — Ich ging eben in das Cabinet Ferrands, um ihn einiges unterschreiben zu lassen; in dem Augenblicke, als ich die Hand an das Thürschloß legte, war es mir, als hörte ich sprechen; ich blieb stehen und vernahm deutlich ein paar Mal ein dumpfes Aufschreien, wie erstickte Klagetöne. Nachdem ich einige Augenblicke gezögert hatte, machte ich doch die Thüre auf, da ich wahrhaftig ein Unglück fürchtete —"

„Nun?"

„Was sah ich? — Ferrand auf den Dielen auf den Knieen —"

„Auf den Knieen?"

„Auf den Dielen?"

„Ja auf den Dielen knieend, die Stirn auf die Hände und die Elnbogen auf einen seiner alten Stühle gestützt —"

„Sind wir nicht dumm! Darüber brauchen wir uns doch gar nicht zu verwundern. Er ist ja ein Betbruder und wird ein Extragebet verrichtet haben —"

„Es mag jedenfalls ein närrisches Gebet gewesen sein. Man hörte nur halberstricktes Aechzen, bisweilen aber murmelte er zwischen den Zähnen: „Mein Gott! . . . — mein Gott! . . . mein Gott!" — wie in der gräßlichsten Verzweiflung. — Als ich das

sah, wußte ich wahrhaftig nicht, ob ich bleiben oder wieder gehen sollte —"

„Das wäre meine Ansicht auch gewesen."

„Ich blieb — in großer Verlegenheit, als Ferrand sich plötzlich aufrichtete und sich umdrehte; er hatte ein altes carrirtes Taschentuch zwischen den Zähnen; seine Brille lag auf dem Stuhle. — Nein, meine Herren, ich habe in meinem Leben kein solches Gesicht gesehen. — Ich prallte, auf Ehre! zurück und er —"

„Packte Sie an der Kehle?"

„Fehlgeschossen! Anfangs sah er mich verstört an, dann ließ er das Taschentuch fallen, das er zernagt und zerbissen hatte, warf sich in meine Arme und rief aus: „Ach, ich bin sehr unglücklich!"

„Welche Posse!"

„Welche Posse? Trotz seinem Todtenkopfgesichte war seine Stimme, als er das sagte, so herzzerreißend, fast sanft —"

„Sanft? Gehen Sie! Eine Nachtwächterschnurre, die Stimme einer heisern Eule ist die lieblichste Musik gegen die Stimme des Notars —"

„Wohl möglich; in diesem Augenblicke war sie aber so klagend, daß ich fast gerührt wurde, um so mehr, da Ferrand bekanntlich für gewöhnlich gar nicht mittheilend ist. — „Herr Ferrand," sagte ich, „glauben Sie, daß ... —"

„Laß mich! laß mich!" unterbrach er mich; „ach, es erleichtert, Jemandem sagen zu können, daß man leidet." Er hielt mich offenbar für eine andere Person."

„Er nannte Sie Du? Dann sind Sie uns zwei Flaschen Bordeaux schuldig:

„Wenn der Herr Sie Du genannt,
Müssen Wein Sie geben."

das sagt das Sprichwort, das ist heilig; denn die Sprichwörter sind die Weisheit der Nationen."

„Lassen Sie Ihre Witze, Chalamel. — Sie sehen ein, meine Herren, daß ich, sobald ich mich von dem Herrn Du nennen hörte, sogleich begriff, er halte mich für einen Andern oder habe das hitzige Fieber. — Ich machte mich von ihm los und sagte: „Herr Ferrand, beruhigen Sie sich, beruhigen Sie sich, — ich bin es." — Da sah er mich ganz verblüfft an. „He!" antwortete er; „was giebt es? Wer ist da? Was wollen Sie?" und er strich bei jeder Frage mit der Hand über die Stirn, als wollte er eine Wolke vertreiben, welche seine Gedanken verdunkelte."

„Was mag der Notar haben?"

„Ich weiß es wahrhaftig nicht, soviel ist aber gewiß, daß es aus einem ganz andern Tone ging, als er seine Kaltblütigkeit wieder erlangt hatte; er kniff die Augenbraunen schrecklich zusammen und sagte polternd zu mir, ohne mir zu einer Antwort Zeit zu lassen: „Was suchen Sie hier? Waren Sie schon lange hier?... Kann ich nicht einmal in meinem Zimmer vor Spionen sicher sein? Was habe ich gesagt? Was haben Sie gehört? Antworten Sie! Antworten Sie!" Er sah so schrecklich aus, daß ich erwiederte: „Ich habe nichts gehört, — ich bin eben erst hereingekommen." — „Sie hintergehen mich nicht?" — „Nein, Herr Ferrand." — „Was wollen Sie?" — „Sie um Ihre Unterschrift bitten." — „Geben Sie her." Und er fängt an zu unterschreiben, zu unterschreiben ohne etwas zu lesen, während er sonst seinen Namen nicht unterzeichnete, ehe er Alles, Buchstabe für Buchstabe, zwei Mal vom Anfange bis zu Ende durchgesehen hatte. Ich bemerkte, daß seine Hand bisweilen mitten im Schreiben inne hielt, als wenn er sich aus seinen Gedanken nicht herausreißen

könnte, dann schrieb er rasch, rasch, wie krampfhaft weiter. — Nachdem Alles unterzeichnet war, hieß er mich gehen, und ich hörte ihn auf der kleinen Treppe hinuntergehen, die aus seinem Cabinet in den Hof führt."

„Ich komme immer wieder darauf zurück: was kann er haben?"

„Vielleicht grämt er sich über den Tod der Madame Seraphin so sehr."

„Ach ja, er sich über Jemanden grämen!"

„Es fällt mir auch ein, daß der Portier sagte, der Geistliche und dessen Vicar wären mehrmals dagewesen, um Ferrand zu besuchen, aber stets abgewiesen worden. — Das ist auch wunderbar!"

„Ich für meinen Theil möchte wissen, was der Tischler und Schlosser in dem Hause hinten gearbeitet haben."

„Ja, sie waren drei ganze Tage beschäftigt."

„Und dann brachte man eines Abends Meubles."

„Vielleicht thut es ihm leid, daß er Germain einsperren ließ."

„Ihm leid thun? Dazu ist er zu hartgesotten."

„Der arme Germain wird schöne neue Gesellschaft erhalten haben."

„Wie so?"

„Ich las in der Gazette des Tribunaux, man habe die Räuber- und Mörderbande, welche in den elysäischen Feldern in einem der unterirdischen Wirthshäuser verhaftet worden ist —"

„Das sind wahre Höhlen!"

„Man habe, sage ich, diese Bande nach La Force gebracht."

„Eine schöne Gesellschaft für den armen Germain!"

„Louise Morel wird auch ihren Antheil davon bekommen haben, denn es soll sich unter der Bande eine ganze Familie von Dieben und Mördern befunden haben, Vater und Sohn, Mutter und Tochter.“

„Dann schickt man die Frauenzimmer nach St. Lazarus, wo Louise ist.“

„Vielleicht hat auch einer von dieser Bande die Gräfin ermordet, welche bei dem Observatorium wohnt, eine Clientin Ferrands. — Wie oft hat er mich zu der Gräfin geschickt, um sich nach ihrem Befinden erkundigen zu lassen! Er scheint sich sehr dafür zu interessiren. — Noch gestern trug er mir auf zu ihr zu gehen.“

„Nun?“

„Es ist immer gleich: einen Tag hat man Hoffnung, den andern ist sie aufgegeben, und man weiß nicht, ob sie den Tag überleben wird; vorgestern verzweifelte man, gestern hieß es, es zeige sich ein wenig Hoffnung. — Schlimm ist es freilich, da sie ein hitziges Fieber dabei hat.“

„Konntest Du in das Haus hineingehen und den Ort sehen, wo die That geschehen ist?“

„Oh ja, — ich durfte nicht weiter als an das große Thor gehen, und der Portier scheint auch nicht zu denen zu gehören, die mehr reden, als gerade sein muß.“

„Der Herr kommt die Treppe herauf!“ rief der Laufbursche in die Schreibstube hinein, indem er gleich darauf, das Truthahngeripp in der Hand, selbst erschien.

Die jungen Leute kehrten eilig zu ihren verschiedenen Plätzen zurück und fingen an eifrig zu schreiben, während der Laufbursche

momentan das Truthahngerippe in einen großen Pappenkasten legte.

Jacob Ferrand erschien wirklich.

Seine mit Grau untermischten rothen Haare, die unter der schwarzen seidenen Mütze hervordrangen, fielen ordnungslos an jeder Seite der Schläfe herunter; einige Adern schienen bis zum Bersten mit Blut gefüllt zu sein, während sein eingefallenes Gesicht bleich war. Den Ausdruck seiner Augen konnte man der großen grünen Brillengläser wegen nicht sehen, aber die gewaltige Veränderung in den Zügen dieses Mannes verrieth die Zerstörungen einer verzehrenden Leidenschaft.

Er schritt langsam durch die Schreibstube, ohne ein Wort zu seinen Schreibern zu sagen, ja ohne, wie es schien, zu bemerken, daß sie da waren, ging in das Zimmer hinein, in welchem sich der erste Schreiber befand, durch dieses auch hindurch, wie durch sein Cabinet, und unmittelbar auf der kleinen Treppe wieder hinunter, die in den Hof führte.

Da Ferrand alle Thüren hinter sich offen ließ, so konnten die Schreiber sich mit vollem Recht über ihren Herrn wundern, der auf der einen Treppe heraufgekommen und auf einer andern wieder hinuntergegangen war, ohne in einem der Zimmer stehen zu bleiben, durch die er maschinenartig schritt.

CXXVIII.

Du sollst nicht begehren ...

Es ist Nacht.

Die tiefe Stille, welche in dem von Jacob Ferrand bewohnten Hause herrscht, wird von Zeit zu Zeit durch das Geheul des Windes und das Plätschern des Regens unterbrochen, der in Strömen herunterfällt.

Diese schauerlichen Töne scheinen die Oede dieser Wohnung noch vollständiger zu machen.

In einem sehr bequem und ganz neu meublirten, mit weichen Teppichen belegten Schlafzimmer im ersten Stock steht eine junge Frau vor einem Kamine, in welchem ein lustiges Feuer flackert.

In der Mitte der sorgfältig verriegelten Thür, dem Bette gegenüber, bemerkt man seltsamer Weise ein kleines, fünf bis sechs Zoll im Quadrat haltendes Thürchen, das von außen geöffnet werden kann.

Eine Lampe verbreitet ein mattes Licht in dem Zimmer, das mit rothen Papiertapeten ausgeschlagen ist; die Bett- und Fenster-

vorhänge, so wie der Ueberzug des großen Sophas sind von gleichfarbigem Damast, Seide und Wolle.

Wir erwähnen diese Einzelnheiten eines gewissen Luxus, der seit Kurzem in die Wohnung des Notars gekommen ist, weil dieser halbe Luxus eine vollständige Umwandlung in der Lebensweise Ferrands anzeigt, der bis dahin schmutzig geizig war und um Gemächlichkeit und Bequemlichkeit sich gar nicht kümmerte.

Die junge Frau in diesem Schlafzimmer ist Cecily, und wir wollen sie zu schildern versuchen.

Die hoch und schlank gewachsene Creolin steht in der vollsten Blüte ihres Alters. Die Entwickelung ihrer schönen Schultern und ihrer breiten Hüften giebt ihrer runden Taille ein so wunderbar schmächtiges Aussehen, daß man glauben sollte, Cecily könnte ihr Halsband als Gürtel gebrauchen.

Ihr eben so einfacher wie niedlicher und reizender elsässischer Anzug ist von etwas seltsamem Geschmack, einigermaßen theatralisch und vollkommen für die Wirkung geeignet, die sie dadurch hervorbringen wollte.

Ihr auf der vollen Brust halb offener, vorn weit herunter gehender schwarzer Casimir-Spenzer mit langen Aermeln und glattem Rücken ist auf den Nähten leicht mit rother Wolle gestickt und mit einer Reihe kleiner silberner Knöpfe besetzt. Ein kurzer orange Merino-Rock, der außerordentlich weit zu sein scheint, ob er gleich dicht an den üppigen Formen sich anschmiegt, läßt halb das reizende Bein der Creolin und die rothen Strümpfe mit blauen Zwickeln sehen, wie man es bei den alten niederländischen Malern bemerkt, welche die Strumpfbänder ihrer kräftigen Heldinnen so gern zeigen.

Nie hat ein Künstler ein so schön geformtes Bein erdacht,

wie das Cecilys; kräftig und dünn unter der runden Wade, endigt es in einem niedlichen Fuße, den ein ganz kleiner Schuh von schwarzem Maroquin mit silberner Schnalle festhält.

Cecily steht, etwas in die linke Hüfte eingesunken, vor dem Spiegel über dem Kamine. Der Ausschnitt ihres Spenzers läßt ihren zierlichen, vollen, blendend weißen Hals sehen.

Die Creolin nimmt ihre kirschrothe Sammetmütze ab, um sie durch ein Tuch zu ersetzen, und enthüllt so ihr dichtes prächtiges blauschwarzes Haar, das, in der Mitte der Stirn gescheitelt und von Natur gelockt, nur bis auf das „Venus-Halsband" herabfällt, das den Hals mit den Achseln verbindet.

Man muß den unnachahmlichen Geschmack kennen, mit welchem die Creolinnen jene hellfarbigen seidenen Tücher um ihren Kopf zu winden wissen, um sich eine Vorstellung von dem Nachtkopfputze Cecilys und von dem reizenden Contraste zwischen diesem Gewebe in Purpur, Blau und Orange und dem schwarzen Haar machen zu können, das unter der dichten Falte des Tuches hervorquillt und mit seinen tausend Locken ihre bleichen, aber vollen und festen Wangen umhüllt.

Sie hält die beiden runden Arme über den Kopf und ist eben beschäftigt, mit ihren zarten Fingern eine große Rosette tief unten an der linken Seite, fast am Ohre, zu binden.

Die Züge Cecilys gehören zu denen, welche man nie wieder vergißt.

Die kühne etwas vorstehende Stirn wölbt sich über ihrem vollkommen ovalen Gesicht; ihr Teint ist matt weiß und hat die Atlasfrische eines Camelienblattes, das fast unmerklich durch einen Sonnenstrahl übergoldet wird; ihre fast übergroßen Augen besitzen einen eigenthümlichen Ausdruck, denn das glänzende Schwarz der-

selben läßt kaum an den beiden Winkeln der Lider mit langen Wimpern das bläuliche durchsichtige Weiß des Augapfels sehen; ihr Kinn tritt scharf hervor; die feine gerade Nase endigt in zwei beweglichen Löchern, die sich bei der geringsten Aufregung ausdehnen, und ihr kecker verliebter Mund ist lebhaft roth gefärbt.

Man denke sich dieses farblose Gesicht mit den funkelnden, ganz schwarzen Augen und den beiden feuchten, glatten, rothen Lippen, die wie Korallen glänzen.

Die Creolin, schlank und fleischig, kräftig und geschmeidig wie ein Panther, war der wahre Typus der glühenden Sinnlichkeit, die nur in dem Sonnenbrand der Tropen sich entzünden kann.

Jedermann hat von jenen für die Europäer fast tödtlichen farbigen Mädchen, von jenen zauberischen Vampyren gehört, welche ihr Opfer mit schrecklicher Wonne berauschen, ihm den letzten Tropfen Geld und Blut aussaugen und ihm, wie man dort bezeichnend genug sagt, nur seine Thränen zum Tranke, sein Herz zum Nagen übrig lassen.

So war auch Cecily.

Nur hatten sich ihre Instincte, weil sie durch die wirkliche Liebe zu David eine Zeit lang festgebannt gehalten gewesen, erst in Europa entwickelt und waren durch die Civilisation und den climatischen Einfluß des Nordens in ihrem Ungestüm gemäßigt, in ihrer Aeußerung modifizirt worden.

Statt sich gewaltsam auf ihre Beute zu stürzen und, wie ihres Gleichen, nur daran zu denken, ein Leben und Vermögen so bald als möglich zu zerrütten oder zu vernichten, begann Cecily damit, daß sie ihren magnetischen Blick auf ihre Opfer heftete und sie allmälig in den glühenden Wirbel zog, der von ihr auszuströ-

men schien; sah sie dann, daß sie keuchten, von den Qualen eines ungestillten Verlangens gemartert wurden, so verlängerte sie gern durch raffinirte Koketterie ihren glühenden Wahnsinn, bis sie zu ihrem ursprünglichen Instincte zurückkehrte und sie in ihren mörderischen Umarmungen aufrieb.

Das war noch schrecklicher.

Der hungrige Tiger, der sich auf seine Beute stürzt, sie fortschleppt und brüllend zerreißt, erregt geringeres Grauen und Entsetzen als die Schlange, die still und schweigend ihren Zauber übt, die Beute allmälig an sich zieht, sie mit ihren unentwirrbaren Ringeln umschlingt, sie darin langsam zermalmt, sie unter ihren trägen Bissen zittern fühlt und sich eben so sehr an den Schmerzen wie an dem Blute ihres Opfers zu weiden scheint.

Cecily konnte, wie wir erwähnt haben, nachdem sie kaum in Deutschland angekommen und zuerst durch einen völlig sittenlosen Menschen verführt worden war, ohne daß es David wußte, der sie verblendet vergötterte, eine Zeit lang ihre gefährlichen Verführungskünste entfalten und ausüben; bald aber kamen ihre ärgerlichen Abenteuer an den Tag, man machte schreckliche Entdeckungen, und die Frau mußte zu lebenslänglichem Gefängnisse verurtheilt werden.

Man denke sich dazu einen schlauen, gewandten, einschmeichelnden Geist, einen so wunderbaren Verstand, daß sie binnen einem Jahre mit der größten Geläufigkeit, bisweilen selbst mit einer natürlichen Beredtsamkeit, deutsch und französisch zu sprechen gelernt hatte. — Man denke sich eine Sittenlosigkeit, gleich jener der königlichen Courtisanen des alten Roms, eine allen Prüfungen trozzende Kühnheit und teuflische Bosheit, und man wird sich ungefähr ein Bild von der neuen Magd Jacob Ferrands machen kön-

nen, von dem entschlossenen Weibe, das sich in die Höhle des Wolfes hineingewagt hatte.

Eine seltsame Anomalie aber bleibt es, daß Cecily, als ihr durch den Baron von Graun die herausfordernde und platonische Rolle zugetheilt worden war, welche sie bei dem Notar spielen sollte, als sie erfahren, zu welchem Rachezwecke ihre Lockungen dienen sollten, bereitwillig versprochen hatte, ihre Rolle con amore oder vielmehr mit schrecklichem Hasse gegen Jacob Ferrand durchzuführen, mit Haß, denn die schändlichen Gewaltthaten gegen Louise hatten sie wirklich empört, und man mußte ihr von denselben erzählen, damit sie vor den heuchlerischen Versuchen des Unmenschen auf ihrer Hut sein konnte.

Ueber den letztern sind hier einige rückblickende Worte nöthig.

Als Cecily ihm durch die Frau Pipelet als Waise vorgestellt worden war, auf die sie sich kein Recht, keine Beaufsichtigung vorbehalten wollte, hatte sich der Notar vielleicht noch weniger durch die Schönheit der Creolin ergriffen, als durch deren unwiderstehlichen Blick gefesselt gefühlt, durch den Blick, der schon bei dem ersten Sehen das Feuer in den Sinnen des Notars entzündet und seinen Verstand verwirrt hatte.

Wir haben es schon bei Gelegenheit der unsinnigen Frechheit einiger seiner Worte in dem Gespräche mit der Herzogin von Lucenay ausgesprochen, — dieser gewöhnlich sich so ganz beherrschende, so ruhige, so schlaue Mann vergaß die kalte Berechnung seiner Verstellungskunst, sobald der Dämon der Lüsternheit seine Gedanken verdüsterte.

Uebrigens hatte ihn nichts gegen die Schutzempfohlene der Frau Pipelet mißtrauisch machen können.

Madame Seraphin hatte nach ihrer Besprechung mit der Pipelet ihrem Herrn an die Stelle Louisens ein junges, fast von der ganzen Welt verlassenes Mädchen empfohlen, für die sie bürgte. — Der Notar war sogleich darauf eingegangen, weil er hoffte, ungestraft die schutzlose und precäre Stellung seiner neuen Magd mißbrauchen zu können.

Jacob Ferrand war endlich keineswegs zum Mißtrauen geneigt und fand in dem Gange der Ereignisse neue Sicherheitsgründe.

Alles entsprach seinen Wünschen.

Der Tod der Madame Seraphin befreite ihn von einer gefährlichen Mitschuldigen.

Der Tod der Marien-Blume (er hielt sie für todt) befreite ihn von dem lebendigen Beweise eines seiner ersten Verbrechen.

Wegen des Todes der Eule endlich und der unerwarteten Ermordung der Gräfin Mac Gregor (deren Zustand hoffnungslos war) brauchte er diese beiden Frauen nicht mehr zu fürchten, deren Ausplauderungen und Verfolgungen ihm hätten verderblich werden können. —

Wir wiederholen es, kein Mißtrauen hielt in dem Geiste Ferrands dem plötzlichen und unwiderstehlichen Eindrucke, welchen Cecily auf ihn gemacht hatte, das Gegengewicht, und er ergriff deshalb mit Eifer die Gelegenheit, die angebliche Nichte der Frau Pipelet in seine einsame Wohnung zu ziehen.

Da nun der Charakter, die Lebensweise und frühere Geschichte Ferrands bekannt sind, da man die reizende Schönheit der Creolin, wie wir sie zu schildern versucht haben, zugeben wird, so wird man nach einigen andern Thatsachen, die wir weiter unten auseinander-

setzen, die plötzliche und grenzenlose Leidenschaft für die verführerische und gefährliche Cecily hoffentlich begreiflich finden.

Dann darf man auch nicht vergessen, daß die Frauen wie Cecily, wenn sie auch Männern von feinem Gefühl und gereinigtem Geschmacke nur Widerwillen und Abneigung einflößen, eine zauberische Allgewalt auf die rohsinnlichen Männer wie Jacob Ferrand ausüben.

Sie errathen diese Frauen auf den ersten Blick und wünschen sie zu besitzen; eine unwiderstehliche Gewalt zieht sie zu denselben hin, und bald sehen sie sich durch geheimnißvolle Wahlverwandtschaft, durch ohne Zweifel magnetische Sympathien unlöslich zu den Füßen ihres Ideals gefesselt, denn nur sie, jene Frauen, vermögen die Flammen zu löschen, die sie entzünden.

Ein gerechtes rächendes Schicksal zog also den Notar zu der Creolin hin. Es begann für ihn eine schreckliche Prüfungszeit.

Eine wilde Sinnenlust hatte ihn so weit gebracht, daß er sich Gewaltthätigkeiten erlaubte, mit unerbittlicher Gier eine arme ehrliche Familie verfolgte, sie in Armuth, Wahnsinn und Tod stürzte —.

Die Lüsternheit sollte die fürchterliche Strafe dieses großen Sünders werden. Man kann wohl sagen: gewisse unnatürliche Leidenschaften tragen, wie zur Ausgleichung, ihre Strafe in sich.

Eine edle Liebe kann, selbst wenn sie nicht glücklich ist, Trost finden in der Freundschaft, in der Achtung, die ein der Liebe werthes Weib stets gewährt, wenn sie nicht lieben kann. Beruhigt diese Entschädigung den Kummer des unglücklich Liebenden nicht, ist seine Verzweiflung unheilbar wie seine Liebe, so kann er diese hoffnungslose Liebe doch wenigstens gestehen, ja sich ihrer rühmen.

Welche Entschädigung aber ist jener Sinnengluth zu bieten, welche der materielle Reiz bis zum Wahnsinn treibt? denn dieser

materielle Reiz ist für sinnliche Naturen ebenso unwiderstehlich wie der geistige Reiz für edle Seelen.

Nein, die ernste Leidenschaft des Herzens ist nicht die einzige plötzliche, blinde, ausschließliche, die einzige, welche alle Gedanken und Fähigkeiten auf die auserwählte Person concentrirt, jede andere Neigung unmöglich macht und über ein ganzes Geschick entscheidet.

Die physische Leidenschaft kann, wie es bei Jacob Ferrand geschah, ebenfalls eine unglaubliche Stärke erreichen, und es wiederholen sich dann alle Erscheinungen, welche in geistiger Hinsicht die unwiderstehliche, einzige Liebe charakterisiren.

— — — — — — — — — — — — —

Obgleich Jacob Ferrand nie glücklich werden sollte, so hatte die Creolin sich doch wohl gehütet, ihm alle Hoffnung zu benehmen; aber die in der Ferne liegende ungewisse Hoffnung, mit welcher sie ihn lockte, hing von so vielen Launen ab, daß sie eine Qual mehr für ihn wurde und ihn nur um so fester an die glühende Kette schmiedete, welche er trug.

Wenn man sich wundert, daß ein Mann von solcher Kraft und Kühnheit nicht bereits zur List oder Gewalt gegriffen hatte, um den berechneten Widerstand Cecilys zu beseitigen, so vergißt man, daß Cecily keineswegs eine zweite Louise war. Uebrigens hatte sie gleich am Tage nach ihrem Erscheinen in dem Hause des Notars eine ganz andere Rolle gespielt als die, durch welche sie sich bei ihrem Herrn eingeführt.

Die Creolin, welche durch den Baron von Graun das Schicksal Louisens erfahren hatte und wußte, durch welche schändliche Mittel die unglückliche Tochter Morels die Beute des Notars geworden war, hatte bei ihrem Eintritte in dieses öde Haus treff-

liche Vorsichtsmaßregeln ergriffen, um ihre erste Nacht in völliger Sicherheit zu verbringen.

Gleich am Abende ihrer Ankunft, als sie allein mit Jacob Ferrand war, der, um sie nicht zu erschrecken, sie kaum ansah und ihr barsch gebot zu Bett zu gehen, hatte sie ihm naiv gestanden, sie fürchte sich in der Nacht sehr vor Spitzbuben, aber sie sei stark, entschlossen und bereit, sich zu vertheidigen.

„Womit?“ fragte Jacob Ferrand.

„Da —,“ antwortete die Creolin, indem sie einen kleinen Dolch hervorzog, dessen Anblick den Notar zum Nachdenken zwang.

Da er jedoch überzeugt war, seine neue Magd fürchte sich nur vor Dieben, so führte er sie in ihre Kammer, — in die Louisens. Nachdem Cecily dieselbe gemustert hatte, sagte sie zitternd und mit niedergeschlagenen Augen, sie würde wegen ihrer Furcht die Nacht auf einem Stuhl verbringen, weil sie an der Thür weder Schloß noch Riegel sehe.

Jacob Ferrand, der bereits vollständig in ihren Zauberbanden lag, aber ihr Mißtrauen nicht wecken wollte, um nichts zu verderben, sagte in mürrischem Tone, sie sei eine Närrin, versprach aber, am andern Tage einen Riegel an die Thür machen zu lassen.

Die Creolin legte sich wirklich nicht nieder.

Früh ging der Notar zu ihr hinauf, um sie in ihre eigentlichen Arbeiten einzuführen. Er hatte sich vorgenommen, in den ersten Tagen eine heuchlerische Zurückhaltung der neuen Magd gegenüber zu bewahren, um sie sicher zu machen; ihre Schönheit aber, die im Tageslichte noch glänzender erschien, machte einen so gewaltigen Eindruck auf ihn, daß er, durch seine begehrlichen

Wünsche geblendet, einige Schmeicheleien über den Wuchs und die Schönheit Cecilys stammelte.

Diese hatte mit ihrem seltenen Scharfblicke nach dem ersten Zusammensein mit dem Notar erkannt, daß er bereits völlig in ihren Zauberkreis gebannt sei, und als er ihr seine Liebe gestand, glaubte sie plötzlich ihre erheuchelte Schüchternheit ablegen zu müssen, um wie wir bereits erwähnt haben, eine andere Rolle zu beginnen. Die Creolin nahm plötzlich eine kecke, herausfordernde Miene an.

Als Jacob Ferrand von Neuem die Schönheit des Gesichtes und den verführerischen Wuchs seiner neuen Dienerin pries, sagte Cecily entschlossen zu ihm:

„Sehen Sie mich gerade an. — Sehe ich wie eine Magd aus, ob ich gleich als elsässisches Bauermädchen gekleidet bin?“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Betrachten Sie diese Hand. — Ist sie an harte Arbeit gewöhnt?“

Und sie zeigte eine weiße reizende Hand mit zarten feinen Fingern und rosenfarbenen achatglatten Nägeln, deren etwas dunkeler Hof das gemischte Blut verrieth.

„Und dieser Fuß? Ist das der Fuß einer Magd?“

Und sie streckte einen entzückenden kleinen niedlich beschuhten Fuß vor, den der Notar noch nicht bemerkt hatte und von dem er jetzt die Augen nur abwendete, um erstaunt Cecily anzublicken.

„Ich habe meiner Tante Pipelet gesagt, was mir gefiel; sie kennt mein früheres Leben nicht, konnte also glauben, ich sei durch den Tod meiner Aeltern in eine solche Lage gebracht, konnte mich für eine Magd halten; Sie aber sind hoffentlich zu scharfsichtig, als daß Sie ihren Irrthum theilten, lieber Herr.“

„Und wer sind Sie?“ fragte Jacob Ferrand, über diese Worte mehr und mehr verwundert.

„Das ist mein Geheimniß. Aus mir bekannten Gründen mußte ich Deutschland in diesem Bauermädchenanzuge verlassen und wollte eine Zeit lang so geheim als möglich in Paris verborgen bleiben. Meine Tante, die mich für sehr arm hielt, machte mir den Vorschlag, mich zu Ihnen zu bringen; man erzählte von dem einsamen Leben, das man in Ihrem Hause führen müsse, und kündigte mir an, ich würde dasselbe nie verlassen dürfen. Ich nahm den Antrag sofort an. Meine Tante kam, ohne es zu wissen, meinem innigsten Wunsche entgegen. Wer konnte mich hier suchen oder finden?“

„Sie verbergen sich? Was haben Sie gethan, daß Sie sich verbergen müssen?“

„Vielleicht beging ich angenehme Sünden, — aber das ist auch mein Geheimniß.“

„Und was beabsichtigen Sie nun?“

„Noch immer dasselbe. — Ohne Ihre bedeutungsvollen Complimente über meinen Wuchs und meine Schönheit würde ich Ihnen dieses Geständniß vielleicht nicht abgelegt haben, das mir Ihr scharfer Blick aber früher oder später doch abgelockt hätte. Hören Sie mich also an, lieber Herr; ich habe für den Augenblick den Stand oder vielmehr die Rolle einer Magd angenommen; die Umstände nöthigen mich dazu, und ich werde den Muth haben, diese Rolle bis zu Ende durchzuführen, werde alle Folgen tragen und Ihnen mit Eifer, Fleiß und Achtung dienen, um meine Stelle zu behalten, d. h. ein sicheres, unbekanntes Versteck. Bei dem geringsten galanten Worte aber, bei der geringsten Freiheit,

die Sie sich gegen mich erlauben, verlasse ich Sie, — nicht aus Prüderie, denn ich glaube, nichts verräth Prüderie an mir —"

Und sie warf einen Blick voll sinnlicher Electricität bis in die Tiefe der Seele des Notars, der zusammenzuckte.

„Nein, ich bin nicht prüde," fuhr sie mit einem herausfordernden Lächeln fort, das ihre blendend weißen Zähne sehen ließ; „Gott weiß es, wenn die Liebe mich erfaßt, sind die Bacchantinnen Heilige neben mir. — Aber seien Sie gerecht, und Sie werden gestehen, daß Ihre unwürdige Magd weiter nichts verlangen kann, als redlich ihre Dienstarbeiten zu verrichten. Jetzt kennen Sie mein Geheimniß oder wenigstens einen Theil meines Geheimnisses; wollen Sie vielleicht als galanter Mann handeln? Halten Sie mich vielleicht für zu schön, als daß ich Sie bedienen könnte? Wünschen Sie die Rollen zu tauschen, mein Sclave zu werden? Offen gestanden, ich würde das vorziehen, — aber immer unter der Bedingung, daß ich nie das Haus verließe und daß Sie eine nur väterliche Aufmerksamkeit gegen mich hätten, was Sie nicht hindern kann, mir zu sagen, daß Sie mich hübsch finden; das würde der Lohn für Ihre Hingebung und Ihre Verschwiegenheit sein —"

„Die einzige? Die einzige?" fragte Jacob Ferrand stammelnd.

„Die einzige, — die Einsamkeit und der Teufel müßten mich denn um den Verstand bringen, was unmöglich ist, denn Sie werden mir Gesellschaft leisten und als frommer Mann den Teufel vertreiben. Nun, lassen Sie hören, entschließen Sie sich; nur keine Stellung halb so und halb so; entweder ich diene Ihnen oder Sie dienen mir, — sonst verlasse ich Ihr Haus und bitte meine Tante, mir eine andere Stelle zu suchen. Was ich Ihnen

da sage, wird Ihnen seltsam vorkommen; möglich; aber wenn Sie mich für eine Abenteurerin ohne Existenzmittel halten, so irren Sie sich. — Damit meine Tante, ohne es zu wissen, meine Mitschuldige wurde, ließ ich sie in dem Glauben, ich sei so arm, daß ich mir nicht einmal andere Kleidungsstücke kaufen könne; — ich habe aber, wie Sie da sehen, eine wohlgespickte Börse; auf der einen Seite Gold, auf der andern Juwelen — (und Cecily zeigte dem Notar eine lange rothseidene Börse voll Gold, durch die man auch einige Edelsteine blitzen sah). Leider würde mir alles Geld in der Welt keinen so sichern Zufluchtsort verschaffen wie Ihr Haus. — Nehmen Sie also das eine oder das andere meiner Anerbieten an, — Sie werden mir eine Gefälligkeit erweisen. — Sie sehen, ich ergebe mich Ihnen fast auf Gnade oder Ungnade, denn wenn ich Ihnen sage, daß ich mich verberge, so ist es so gut als ich sagte, man suche mich. Aber ich bin überzeugt, daß Sie mich nicht verrathen werden, selbst wenn Sie wüßten, wie Sie mich verrathen könnten —"

Dieses romanhafte Geständniß, dieser plötzliche Rollenwechsel verwirrte Ferrand ganz und gar.

Wer war dies Weib? Warum verbarg sie sich? Hatte wirklich blos der Zufall sie zu ihm geführt?

Wenn sie dagegen in einer geheimen Absicht gekommen war, worin bestand diese Absicht?

Unter allen Vermuthungen, welche dieses seltsame Abenteuer in dem Geiste des Notars hervorrief, konnte der wirkliche Beweggrund der Anwesenheit der Creolin in seinem Hause ihm nicht in den Sinn kommen. Er hatte keine andern Feinde, er glaubte es wenigstens, als die Opfer seiner Lüsternheit und Habsucht, und alle diese befanden sich in so trübseligen Lagen oder in solcher

Noth, daß er sie unmöglich für fähig halten konnte, ihm eine Schlinge zu legen, in welcher Cecily als Lockmittel dienen sollte.

Und in welcher Absicht hätte man ihm diese Schlinge legen sollen?

Nein, die plötzliche Umwandlung Cecilys erregte in Ferrand nur eine Besorgniß; er glaubte, Cecily sei vielleicht, wenn sie die Wahrheit nicht sagte, eine Abenteurerin, die ihn für reich halte, sich in sein Haus eingeführt habe, um ihn zu hintergehen, zu benutzen, sich vielleicht von ihm heirathen zu lassen.

Obgleich aber sein Geiz und seine Habsucht sich gegen diese Idee sträubten, so bemerkte er doch schaudernd, daß diese Muthmaßungen, diese Gedanken zu spät kämen, denn mit einem Worte konnte er ja sein Mißtrauen beruhigen, wenn er die Schöne aus seinem Hause wies.

Er sprach dieses Wort nicht aus.

Kaum vermochten sogar diese Gedanken ihn einige Augenblicke der glühenden Aufregung zu entfremden, in welche ihn das so schöne, so sinnlich schöne Weib versetzte. Er fühlte sich überdies seit dem vorigen Tage durch einen Zauber gebannt, beherrscht.

Er liebte bereits, nach seiner Art, wie wahnsinnig.

Der Gedanke, daß das reizende Weib sein Haus verlasse, kam ihm bereits unerträglich vor; schon fühlte er die Folterpein einer wüthigen Eifersucht, wenn er sich einbildete, Cecily könne Andern die Wonne gewähren, die sie ihm vielleicht ewig versage, und es war ihm eine Art Trost, sich sagen zu können:

„So lange sie in meinem Hause ist, wird sie kein Anderer besitzen.“

Die kühne Sprache dieses Weibes, das Feuer ihrer Blicke, die herausfordernde Freiheit in ihrem Benehmen zeigten ihm deutlich genug, daß sie, wie sie sich ausdrückte, nicht prüde sei. Diese Ueberzeugung, welche dem Notar einige Hoffnung gewährte, sicherte die Herrschaft Cecilys noch mehr.

Mit einem Worte, die Lüsternheit Ferrands erstickte die Stimme des kalten Verstandes, und er überließ sich blindlings dem Strome seiner aufgeregten Begierden, der ihn mit fortriß.

— — — — — — — — — — — — —

Es wurde beschlossen, daß Cecily nur scheinbar seine Magd sein sollte; auf diese Weise würde es kein Aergerniß geben; auch wollte er, um die Sicherheit seines Gastes noch mehr zu erhöhen, keine andere Magd nehmen, vielmehr selbst sie und sich bedienen; ein Speisewirth in der Nähe sollte das Essen bringen, er wollte das Frühstück seiner Schreiber mit Geld bezahlen, und der Portier sollte das Reinigen der Schreibstube übernehmen. Endlich übernahm es der Notar, ein Zimmer im ersten Stock sobald als möglich ganz nach dem Geschmacke Cecilys meubliren zu lassen. — Sie wollte zwar die Kosten selbst tragen, aber er widersetzte sich und gab zweitausend Francs aus.

Diese Verschwendung war ungeheuer und bewies die unerhörte Heftigkeit seiner Liebe.

In der undurchdringlichen Einsamkeit seines Hauses, Allen unzugänglich, immer mehr von einer wahnsinnigen Liebe bestrickt, ohne es weiter zu versuchen, das Geheimniß des schönen Weibes zu ergründen, wurde er aus dem Herrn Sclave; er war der Diener Cecilys und that Alles, was sie von ihm verlangte.

Da die Creolin durch den Baron erfahren hatte, Louise sei

durch ein betäubendes Mittel machtlos geworden, trank sie nur ganz klares Wasser und aß nur Speisen, die unmöglich vergiftet werden konnten; sie hatte das Zimmer gewählt, das sie bewohnen wollte und sich überzeugt, daß in den Wänden keine verborgene Thüre sich befand.

Uebrigens sah Ferrand bald ein, daß Cecily das Weib nicht sei, das überrascht oder ungestraft durch Gewalt gezwungen werden könnte. Sie war kräftig, gewandt und gefährlich bewaffnet; nur Wahnsinn hätte ihn zu verzweifelten Versuchen treiben können, und gegen diese Gefahr hatte sie sich auch zu sichern gewußt.

Nichts desto weniger schien die Creolin, um die Leidenschaft des Notars nicht ermatten und erkalten zu lassen, bisweilen durch seine Zuvorkommenheit gerührt und durch die Herrschaft, welche sie über ihn ausübte, geschmeichelt zu sein. Dann äußerte sie, er könne es doch wohl durch Beweise von Aufopferung und Selbstverläugnung dahin bringen, daß sie seine Häßlichkeit und sein Alter vergesse und schilderte ihm wohlgefällig mit glühender Keckheit die unendliche Wonne, in der sie ihn zu berauschen vermöchte, wenn das Wunder der Liebe sich an ihr je verwirkliche.

Bei diesen Worten eines so jungen, so schönen Weibes war es Ferrand bisweilen, als müsse er den Verstand verlieren; verzehrende Bilder verfolgten ihn im Wachen und im Schlafe.

Bei dieser namenlosen Qual verlor er die Gesundheit, den Appetit, den Schlaf.

Bald ging er in der Nacht, trotz Regen und Kälte, in seinen Garten hinunter und suchte durch einen Spaziergang seine Glut zu dämpfen.

Bald blickte er Stundenlang in das Zimmer der schlafenden Creolin hinein, denn sie hatte die teuflische Gefälligkeit gehabt, die Erlaubniß zu geben, daß in ihrer Thüre ein ganz kleines Thürchen angebracht werde, das sie oft öffnete, oft, denn Cecily hatte nur einen Zweck, den Zweck, die Leidenschaft dieses Mannes fortwährend zu reizen, ohne sie zu befriedigen, ihn so fast bis zur Verrücktheit aufzuregen, um dann die Befehle ausführen zu können, die sie erhalten hatte.

Dieser Augenblick schien zu nahen.

Die Züchtigung Ferrands wurde von Tage zu Tage seinen Verbrechen angemessener.

Er litt Höllenqualen. Bald versank er in tiefes Grübeln, bald war er ganz außer sich, vernachlässigte seine wichtigsten Interessen und achtete nicht mehr auf die Erhaltung seines Rufes als sittenstrenger, ernster, frommer Mann, auf den Ruf, den er durch Jahre lange Verstellung und List sich erworben hatte; er setzte seine Schreiber durch seine anscheinende Verrücktheit in Erstaunen, machte seine Clienten mißvergnügt, weil er sie abwies, und hielt die Geistlichen fern, die, durch seine Heuchelei getäuscht, bis dahin seine eifrigsten Gönner und Lobredner gewesen waren.

Seiner Abspannung, welche ihm Thränen abpreßte, folgte das wüthigste Aufbrausen; er brüllte in dem Dunkel und der Oede seines Hauses wie ein wildes Thier, bis er endlich gleichsam in sich selbst zusammenbrach, aber er fand dann nicht einmal jene Todesruhe, welche die Vernichtung des Denkens oft herbeiführt; das kochende Blut dieses Mannes in der ganzen kräftigen Reife des Alters ließ ihm nicht Ruhe, nicht Rast.

— — — — — — — — — — — — —

Cecily stand, wie erwähnt, vor dem Spiegel und war mit ihrem Nacht-Kopfputze beschäftigt.

Sie hörte ein leises Geräusch auf dem Corridor und blickte nach der Thüre hin.

CXXIX.

Die Klappe in der Thüre.

Trotz dem Geräusche an ihrer Thüre beschäftigte sich Cecily ruhig mit ihrer Nachttoilette. Sie zog aus ihrem Corset, in welchem er gleichsam das Blankscheit bildete, einen fünf bis sechs Zoll langen Dolch, der sich in einer schwarzen Maroquinscheide befand und einen kleinen Griff von Ebenholz mit schmalen Silberreifen hatte.

Es war keine Luxuswaffe.

Cecily zog den Dolch mit außerordentlicher Vorsicht aus der Scheide und legte ihn auf den Marmor ihres Kamins. Die vorzüglich gehärtete Klinge vom feinsten Stahl war dreikantig geschliffen und die nadelfeine Spitze wäre durch einen Piaster gedrungen ohne sich abzustumpfen.

Die geringste Verletzung mit diesem Dolche wurde tödtlich, denn er war in ein feines dauerndes Gift getaucht.

Als Jacob Ferrand eines Tages die gefährliche Eigenschaft dieser Waffe bezweifelte, machte die Creolin vor seinen Augen ei-

nen Versuch mit einem lebendigen Thiere, nämlich an dem unglücklichen Haushunde, der, nur leicht an der Nase geritzt, nach kurzer Zeit unter schrecklichen Zuckungen starb.

Nachdem Cecily den Dolch auf den Kamin gelegt hatte, zog sie ihren schwarzen Spencer aus und stand nun mit entblößten Schultern, Busen und Armen da wie eine Dame im Ballanzuge.

Wie die meisten farbigen Mädchen trug sie statt des Corsets ein zweites Leibchen von doppelter Leinwand, das ihre Taille scharf zusammenhielt. Ihr orange Rock, der unter diesem sehr tief ausgeschnittenen weißen Leibchen mit kurzen Aermeln noch fest gehalten war, bildete so einen weit minder strengen Anzug als der erste war und paßte vortrefflich zu den scharlachrothen Strümpfen und dem bunten Tuche, das sie kokett um den Kopf geschlungen hatte. Man konnte nichts Reineres, nichts Vollendeteres sehen als die Umrisse ihrer Arme und Schultern, denen zwei niedliche Grübchen und ein kleines schwarzes Maal einen Reiz mehr gaben.

Ein tiefer Seufzer erregte die Aufmerksamkeit Cecilys.

Sie lächelte, indem sie um einen ihrer Finger einige Haarlokken wickelte, die unter den Falten des Tuches hervorquollen.

„Cecily! — Cecily!" flüsterte eine zugleich rauhe und klagende Stimme, und an der kleinen Klappe in der Thüre erschien das bleiche Gesicht Ferrands, dessen Augen im Dunkel funkelten.

Cecily, die bis dahin still gewesen war, fing an leise ein creolisches Liedchen zu singen.

Die Worte dieser langsamen Melodie waren lieblich und ausdrucksvoll. Der männliche Contre-Alt Cecilys übertönte, ob er

gleich nicht in seiner ganzen Kraft erschallte, das Plätschern des Regens und das Tosen des Windes, der das alte Haus bis in den Grund zu erschüttern schien.

„Cecily! — Cecily!“ wiederholte Ferrand in flehentlichem Tone.

Die Creolin unterbrach sich plötzlich, drehte rasch sich um, als wenn sie jetzt erst die Stimme des Notars höre, und trat nachlässig an die Thür.

„Wie, Sie sind da, lieber Herr?“ sagte sie mit unbedeutend fremdartigem Accent, der ihrer wohlklingenden Stimme noch mehr Reiz gab.

„Ach, wie schön Sie so sind!“ flüsterte der Notar.

„Meinen Sie?“ antwortete die Creolin; „das bunte Tuch paßt gut zu meinem schwarzen Haar, nicht wahr?“

„Ich finde Sie täglich schöner.“

„Und sehen Sie nur! — wie weiß mein Arm ist.“

„Ungeheuer — hebe Dich weg von mir!“ rief Ferrand halb wahnsinnig aus.

Cecily lachte laut auf.

„Nein, nein, ich ertrage die Qual nicht länger. — Ach, wenn ich den Tod nicht fürchtete!“ sprach der Notar plötzlich dumpf vor sich hin, — „aber wenn ich sterbe, sehe ich Sie nicht mehr, und Sie sind zu schön. — Ich will lieber Höllenqual leiden und Sie sehen.“

„So sehen Sie mich, — die Klappe in der Thür ist ja zu diesem Zwecke gemacht, und — damit wir wie zwei Freunde mit einander plaudern und so unsere Einsamkeit erheitern können, die mir wirklich recht sehr zur Last ist. — Sie sind ein so guter

Herr! — Das sind solche gefährliche Geständnisse, die ich durch die Thüre hindurch machen kann —"

„Und werden Sie diese Thür nie öffnen? Sehen Sie doch, wie gehorsam ich bin! — Diesen Abend hätte ich versuchen können, mit Ihnen in Ihr Zimmer zu gelangen, — und ich that es nicht."

„Sie sind aus zwei Gründen gehorsam. — Erstens weil Sie wissen, daß ich bei meinem Umherschweifen einen Dolch zu tragen lernen mußte, und daß ich dieses vergiftete Werkzeug, das spitzer ist als der Zahn einer Schlange, mit fester Hand zu führen weiß, und weil Sie wissen, daß ich mich aus diesem Hause, sobald ich mich nur einigermaßen über Sie zu beklagen hätte, entfernen und Sie noch viel verliebter verlassen würde, — da Sie mir, Ihrer unwürdigen Magd, einmal die Ehre angethan haben, sich in mich zu verlieben."

„Meine Magd? Ich bin ja Ihr Sclave, Ihr verspotteter, verachteter Sclave —"

„Das ist auch wahr."

„Und — das rührt Sie nicht?"

„Es gewährt mir Unterhaltung. — Die Tage, und besonders die Nächte sind so lang!"

„O, Du Schlange!"

„Sie sehen, ernstlich, so verstört aus, Ihre Züge verändern sich so merklich, daß ich mich sehr geschmeichelt fühle. — Es ist freilich ein geringer Triumph, denn Sie sind allein hier —"

„Dies zu hören und sich in ohnmächtiger Wuth aufzehren zu müssen!"

„Wie unverständig Sie doch sind! — Ich habe Ihnen vielleicht noch nie etwas Zärtlicheres gesagt."

„Spotten Sie nur! Spotten Sie!“

„Ich spotte nicht; ich habe noch keinen Mann von Ihrem Alter — nach Ihrer Art verliebt gesehen, und man muß gestehen, ein junger, schöner Mann würde einer solchen wahnsinnigen Leidenschaft nicht fähig sein. — Ein Adonis bewundert sich selbst eben so sehr wie uns, und was ist einfacher, als ihn zu begünstigen? Das ist man ihm schuldig und er dankt kaum dafür; einen Mann aber wie Sie, lieber Herr, zu begünstigen, hieße ihn in Entzücken von der Erde in den Himmel heben, seine unsinnigsten Träume wahr machen, seine unmöglichsten Hoffnungen erfüllen; denn wenn Jemand zu Ihnen sagte: „Sie lieben die Cecily leidenschaftlich; wenn ich es will, ist sie in einer Secunde die Ihrige,“ so würden Sie glauben, dieser Mann besäße eine übernatürliche Macht, nicht wahr, lieber Herr?“

„Ja, ach ja!“

„Nun, wenn Sie mich von Ihrer Leidenschaft noch mehr zu überzeugen vermöchten, hätte ich vielleicht den seltsamen Einfall, bei mir selbst, zu Ihren Gunsten, diese übernatürliche Rolle zu spielen? Verstehen Sie mich?“

„Ich sehe ein, daß Sie mich noch immer, immer und unbarmherzig verspotten.“

„Vielleicht; ... die Einsamkeit bringt auf so sonderbare Gedanken!“

Der Ton Cecilys war bis dahin spöttisch gewesen, die letztern Worte aber sprach sie mit ernstem, überlegtem Ausdrucke und begleitete sie mit einem langen Blicke, unter welchem der Notar zuckte.

„Schweigen Sie, — sehen Sie mich nicht so an, — Sie machen mich wahnsinnig. — Es wäre mir lieber, Sie sagten:

nie! Dann könnte ich Sie doch verabscheuen, aus meinem Hause jagen," entgegnete Jacob Ferrand, der sich ganz einer eiteln Hoffnung überließ. — „Ja, denn ich würde nichts von Ihnen erwarten. Aber wehe! wehe! — ich kenne Sie jetzt hinlänglich, — um, fast unwillkürlich, zu hoffen, daß ich doch eines Tages vielleicht Ihrer Langenweile oder einer Ihrer verächtlichen Launen das verdanke, was ich von Ihrer Liebe nie erhalten werde. — Sie verlangen, ich solle Sie von meiner Liebe überzeugen; sehen Sie nicht, wie unglücklich ich bin? Thue ich nicht Alles, was ich vermag, um Ihnen zu gefallen? — Sie wollen vor Aller Augen verborgen sein, und ich verberge Sie vor Aller Augen, vielleicht auf die Gefahr hin, mich ernstlich zu compromittiren, denn ich weiß ja nicht einmal, wer Sie sind; ich ehre Ihr Geheimniß und spreche nie mit Ihnen davon. Ich habe Sie über Ihr früheres Leben befragt und Sie antworteten mir nicht —"

„Ich that Unrecht; ich will Ihnen einen Beweis von meinem blinden Vertrauen geben, lieber Herr; hören Sie mich also an."

„Noch ein bitterer Scherz, nicht wahr?"

„Nein, ich spreche ganz im Ernst. — Sie müssen doch das frühere Leben derjenigen kennen, welche Sie so gastfreundlich aufgenommen haben." Und in heuchlerischem weinerlichen Tone setzte Cecily hinzu: „Ich bin die Tochter eines tapfern Soldaten, des Bruders meiner Tante Pipelet, erhielt eine über meinen Stand hinausgehende Erziehung und wurde von einem reichen jungen Manne verführt, dann verlassen. Um dem Zorn meines alten Vaters zu entgehen, der in Ehrensachen außerordentlich streng war, floh ich aus meiner Heimath —" Hier brach Cecily in lautes Lachen aus und sagte: „Das ist doch hoffentlich eine annehm=

bare und besonders sehr wahrscheinliche Geschichte, denn sie ist schon oft erzählt worden. — Unterhalten Sie sich damit, bis eine pikantere Eröffnung folgt."

„Ich wußte schon, daß es wieder auf einen grausamen Scherz abgesehen war," sagte der Notar mit verbissenem Grimme — „Sie sind durch nichts zu rühren, durch nichts; was soll ich thun? Sprechen Sie wenigstens. — Ich diene Ihnen wie der geringste Knecht, ich vernachlässige Ihretwegen meine theuersten Interessen, ich weiß nicht mehr was ich thue, werde von meinen Schreibern mit Staunen angesehen und verlacht, meine Clienten wissen nicht, ob sie mir ihre Angelegenheiten noch länger überlassen sollen, — ich habe mit einigen frommen Personen gebrochen, die ich sonst oftmals sah, und ich wage nicht daran zu denken, was das Publikum über meine völlige Umwandlung sagen wird. — Sie wissen nicht, welche nachtheiligen Folgen meine thörichte Leidenschaft für mich haben kann. — Das sind doch gewiß Beweise von Hingebung, Opfer. — Verlangen Sie noch andere? Sprechen Sie! Wünschen Sie Gold? — Man hält mich für reicher als ich bin, indeß —"

„Was nützt mir jetzt Ihr Gold?" unterbrach Cecily den Notar achselzuckend; „wozu brauche ich hier Gold? Sie sind nicht eben erfindungsreich."

„Es ist nicht meine Schuld, wenn Sie wie eine Gefangene leben. — Mißfällt Ihnen das Zimmer? Wünschen Sie es prächtiger? Sprechen Sie, befehlen Sie —"

„Zu welchem Zwecke? Noch einmal, zu welchem Zwecke? Ja, wenn ich einen geliebten Mann hier erwarten sollte, glühend von der Liebe, die er weckt und theilt, dann würde ich mir Gold, Seide, Blumen, Wohlgerüche wünschen, alle Wunder des Luxus,

das Prachtvollste, das Zauberischste," sagte Cecily mit leidenschaftlichem Tone.

„Sprechen Sie ein Wort, und diese Wunder des Luxus —"

„Zu welchem Zwecke? Zu welchem Zwecke? Was nützt mir ein Rahmen ohne Gemälde? — Und wo wäre der geliebte Mann, lieber Herr?"

„Freilich," entgegnete der Notar bitter, „ich bin alt, ich bin häßlich, — ich kann nur Abscheu und Widerwillen erregen. — Sie drückt mich durch ihre Verachtung zu Boden, sie spielt mit mir, und ich besitze nicht die Kraft, sie aus meinem Hause zu weisen. — Ich habe nur die Kraft, zu dulden."

„O, der unerträgliche Thränenmensch! der alberne Mann mit seinem Jammergesichte!" rief Cecily in verächtlichem höhnischem Tone, „er kann nur wehklagen und verzweifeln, und er ist seit zehn Tagen in einem unbewohnten Hause mit einem jungen Mädchen allein."

„Ja, aber das Mädchen verschmäht mich, — das Mädchen ist bewaffnet, — das Mädchen hat sich eingeschlossen!" rief der Notar aus.

„So besiege die Verachtung des Mädchens, nöthige sie, den Dolch fallen zu lassen, zwinge sie, die Thür zu öffnen, die Dich von ihr trennt, aber nicht durch rohe Kraft, denn diese würde nichts vermögen.

„Auf welche Weise?"

„Durch die Kraft der Liebe."

„Der Liebe? Kann ich Liebe wecken?"

„Du bist nur ein Notar, und ein halber Pfaffe dazu, Du dauerst mich. — Soll ich Dir Deine Rolle einlernen? Du bist häßlich, — sei schrecklich, und man wird Deine Häßlichkeit ver-

gessen; Du bist alt, — sei energisch, und man wird Dein Alter vergessen; Du bist widerwärtig, — sei drohend. Da Du das edle Roß nicht sein kannst, das unter seinem Reiter stolz wiehert, so sei wenigstens nicht das dumme Kameel, das die Kniee beugt und den Rücken darbietet, — sei ein Tiger; ein alter Tiger, der bluttriefend brüllt, besitzt auch eine gewisse Schönheit, und seine Tigerin antwortet ihm aus der Tiefe der Wüste —"

Bei dieser Sprache, der eine gewisse natürliche kühne Beredtsamkeit nicht abging, zuckte Ferrand zusammen, dieser wilde Ausdruck in den Zügen Cecilys fiel ihm auf, die mit wogendem Busen, mit weit geöffneten Nasenlöchern, mit frechem Munde ihre großen schwarzen brennenden Augen auf ihn heftete."

Nie war sie ihm schöner vorgekommen.

„Sprechen Sie, sprechen Sie weiter," rief er begeistert aus, „jetzt sprechen Sie, wie Sie denken. — Ach, wenn ich könnte —

„Man kann, was man will," fiel Cecily rasch ein.

„Aber —"

„Aber ich sage Dir, so alt und so widerwärtig Du auch sein magst, ich möchte doch an Deiner Stelle sein und ein schönes, feuriges, junges Weib zu verführen haben, das mir die Einsamkeit zugeführt, ein Weib, das alles begreift, weil es vielleicht zu allem fähig ist, — ja, ich würde sie verführen. Und wäre dieses Ziel erreicht, dann würde das, was gegen mich gewesen, zu meinem Vortheile ausschlagen. — Welcher Stolz, welcher Triumph, sich sagen zu können: Ich habe bewirkt, daß man mir mein Alter und meine Häßlichkeit verzieh! Ich verdanke die Liebe, welche man mir gewährt, nicht dem Mitleiden, nicht einer unnatürlichen Laune; ich verdanke sie meinem Geiste, meiner Kühnheit, meiner Energie, ich verdanke sie meiner maßlosen Leidenschaft. Ja, und wenn

schöne reizende junge Männer da wären: das so schöne Weib, das ich durch grenzenlose Beweise einer wahnsinnigen Leidenschaft gewonnen, würde keinen Blick für sie haben, nein, denn sie wüßte, daß diese verweichlichten Stutzer fürchten würden, die Schleife ihrer Cravatte oder eine Locke ihres Haares zu verderben, wenn sie einem ihrer phantastischen Befehle gehorchen sollten, während ihr alter Tiger, wenn sie ihr Taschentuch in die Flammen würfe, auf einen Wink von ihr freudig sich in die Glut stürzte."

„Ja, das würde ich thun. — Versuchen Sie es, — versuchen Sie es," rief Ferrand in immer höherer Aufregung aus.

Cecily näherte sich mehr und mehr der Klappe in der Thür und heftete einen durchbohrenden Blick auf Jacob Ferrand.

„Dieses Weib wüßte," fuhr die Creolin fort, „daß, wenn sie eine kostspielige Laune zu erfüllen hätte, die schönen Jünglinge nach ihrem Gelde, wenn sie Geld hätten, sehen, oder, wenn sie keins besäßen, auf eine Gemeinheit sinnen würden, während ihr alter Tiger —"

„Nichts achtete, nichts, verstehen Sie? — nichts — Vermögen, Ehre, Alles würde er ihr opfern —"

„Wirklich?" sagte Cecily, indem sie ihre reizenden Finger auf die knochigen behaarten Finger Ferrands legte, dessen Hände krampfhaft die Thür gefaßt hatten.

Er fühlte zum ersten Male die frische glatte Haut der Creolin.

Er wurde noch bleicher und athmete schwer und tief.

„Warum sollte jenes Weib nicht glühend liebevoll sein?" setzte Cecily hinzu. — „Wenn sie einen Feind hätte, sie bezeichnete ihn ihrem alten Tiger und sagte: stoß zu! —"

„So würde er zustoßen," entgegnete Jacob Ferrand, indem er seine dürren Lippen den Fingerspitzen Cecilys zu nähern suchte.

„Wirklich? Der alte Tiger würde zustoßen?" fragte die Creolin, indem sie sanft ihre Hand auf die Hand Ferrands legte.

„Um Dich zu besitzen, würde ich, glaube ich, ein Verbrechen begehen," sagte der Elende.

„Halt!" sagte plötzlich Cecily, indem sie die Hand zurückzog. — „Jetzt ist die Reihe an mir, auszurufen: Weiche von mir! weiche von mir! Ich kenne Dich nicht mehr, Du kommst mir nicht mehr so häßlich vor wie noch eben —, weiche von mir!"

Und sie ging schnell von der Thür weg.

Das boshafte Weib wußte ihrer Geberde und diesen letzten Worten einen so unglaublichen Ton der Wahrheit zu geben; ihr verwunderter, glühender und zorniger Blick schien so natürlich ihren Verdruß darüber auszudrücken, daß sie einen Augenblick die Häßlichkeit Ferrands vergessen, daß dieser, von wahnsinniger Hoffnung durchzittert, in höchster Leidenschaft ausrief:

„Cecily — komm wieder, — komm wieder! — Befiehl, und ich werde Dein Tiger sein —"

„Nein, nein, Herr," entgegnete Cecily, indem sie sich immer weiter von der Thür entfernte, — „und um den Teufel zu beschwören, der mich in Versuchung führen will, werde ich ein Lied aus meiner Heimath singen. — Hörst Du, Herr? Draußen tobt der Wind immer ärger — welch' schöne Nacht für zwei Liebende, neben einander an einem knisternden Feuer zu sitzen!"

„Cecily, komm wieder!" rief Jacob Ferrand in bittendem Tone.

„Nein, nein, später, — wenn ich es ohne Gefahr thun kann; — aber das Licht dieser Lampe schmerzt meine Augen, — ein

süßes Schmachten drückt meine Augenlider nieder; ich weiß nicht, was mich ergreift, — ein Halbdunkel würde mir lieber sein —"

Und Cecily trat an den Kamin, löschte die Lampe aus, nahm eine Guitarre, die an der Wand hing, und schürte das Feuer an, dessen flackernder Schein das große Zimmer erhellte.

Jacob Ferrand sah von der Klappe in der Thür aus Folgendes:

In der Mitte des hellen Kreises, welchen der zitternde Schein des Feuers im Kamin bildete, hielt Cecily, die auf einem großen Divan von rothem Damast in der reizendsten Stellung halb lag, eine Guitarre, der sie einige harmonische Töne entlockte.

Die Flammen im Kamine warfen ihren röthlichen Widerschein auf die Creolin, welche auf diese Weise, mitten in dem Dunkel im Zimmer, hell beleuchtet erschien.

Zur Vervollständigung dieses Bildes erinnere sich der Leser des geheimnißvollen, fast phantastischen Aussehens eines Zimmers, in welchem die Flamme des Kamins gegen den starken Schatten kämpft, der an der Decke und an den Wänden zittert.

Der Sturm tobte heftiger; man hörte ihn draußen brüllen.

Während Cecily ein Vorspiel auf der Guitarre spielte, heftete sie hartnäckig ihren magnetischen Blick auf Jacob Ferrand, der seine Augen nicht von ihr abwenden konnte.

„Hören Sie, Herr," sagte die Creolin, „ein Lied aus meiner Heimath; wir verstehen es nicht, Verse zu machen, wir sprechen einfach eine Erzählung ohne Reim, und bei jedem Ruhepunkte improvisiren wir so gut als möglich einen Gesang, der zu der Erzählung paßt; es ist das sehr einfach, Herr, und es wird Ihnen gewiß gefallen. Das Lied heißt: Das liebende Weib. — Sie spricht:"

Und Cecily begann eine Art Recitativ, das mehr durch den Ausdruck der Stimme als durch die Modulation des Gesanges betont war.

Einige leise Accorde dienten als Begleitung.

Cecily sang:

Blumen, überall Blumen.
Mein Geliebter kommt! Die Erwartung des Glückes ermattet mich.
Wir wollen die Helle des Lichtes mildern, denn der Genuß sucht einen durchsichtigen Schatten.
Mein Geliebter zieht dem frischen Blumendufte meinen warmen Athem vor.
Der Glanz des Tageslichtes wird seine Augen nicht blenden, denn seine Lider werden unter meinen Küssen geschlossen bleiben.
Mein Engel, ach! komm, — mein Busen hebt sich, mein Blut brennt. —
Komm! — komm! — komm!

Diese Worte, welche die Creolin mit so glühender Ungeduld sprach, als wenn sie dieselben an einen unsichtbaren Geliebten gerichtet, übersetzte sie sodann gleichsam in eine entzückende Melodie; ihre reizenden Finger entlockten der sonst nicht eben wohlklingenden Guitarre süßmelodische Töne.

Das begeisterte Gesicht Cecilys und ihre feuchten, noch immer auf Ferrand gerichteten Augen drückten die heiße Sehnsucht der Erwartung aus.

Liebesworte, eine berauschende Musik, entflammende Blicke, eine sinnliche Schönheit; draußen Nacht und Stille; alles trug in diesem Augenblicke dazu bei, den Verstand Ferrands vollends zu verwirren.

Er rief, seiner nicht mehr mächtig, aus:

„Gnade, Cecily!... Gnade! Ich verliere den Kopf. — Schweige, Du tödtest mich. — Ach, daß ich wahnsinnig wäre!"

„Hören Sie nur den zweiten Abschnitt, Herr," sagte die

Creolin, indem sie ein neues Vorspiel begann. Dann setzte sie ihr leidenschaftliches Recitativ fort:

Wenn mein Geliebter da wäre, wenn seine Hand meine entblößte Schulter berührte, würde ich schauern und sterben.
Wenn er da wäre und sein Haar streifte meine Wange, so würde meine so bleiche Wange sich purpurroth färben.
Meine so bleiche Wange würde erglühen.
Seele meiner Seele, wenn Du da wärest, — würden meine vertrockneten, meine gierigen Lippen kein Wort mehr sprechen.
Leben meines Lebens, wenn Du da wärest, — ich würde, hinsterbend, nicht um Schonung bitten. —
Ich bringe die um, die ich liebe, wie ich Dich liebe. —
Mein Engel, ach komm! mein Busen hebt sich, — mein Blut brennt. —
Komm! — komm! — komm!

Hatte die Creolin die erste Strophe mit sehnsüchtigem Schmachten gesprochen, so legte sie in die letzten Worte das ganze Ungestüm der heißesten Liebe.

Und als ob die Musik ihre Glut nicht wiederzugeben vermöchte, warf sie die Guitarre von sich, richtete sich bald empor, breitete die Arme nach der Thüre hin aus, wo Jacob Ferrand stand, und wiederholte mit schmachtend verklingender Stimme:

„Ach komm! — komm! — komm!“

Der elektrische Blick, mit dem sie die Worte begleitete, läßt sich unmöglich beschreiben.

Jacob Ferrand stieß einen entsetzlichen Schrei aus.

„Ach, den Tod, — den Tod dem, welchen Du so liebtest, welchem Du diese glühenden Worte sagtest!“ sagte er, indem er mit der Wuth der Eifersucht und Lüsternheit an der Thür rüttelte. „Mein Vermögen, — mein Leben für eine Minute solch' verzehrender Wonne, die Du mit Flammenzügen schilderst.“

Cecily, gewandt wie ein Panther, war mit einem Sprunge an der Thüre und sagte, als ob sie ihr — erheucheltes — Entzücken kaum zu mäßigen vermochte, mit leiser, bebender Stimme zu Ferrand:

„Nun, — ich gestehe Dir — ich habe mich selbst an den glühenden Worten dieses Liedes entzündet. — Ich wollte nicht wieder an diese Thüre kommen, und bin doch, gegen meinen Willen, von neuem daher gekommen, denn ich höre noch Deine Worte: Wenn Du mir sagtest, stoß zu, — ich würde zustoßen. — Du liebst mich also sehr?“

„Verlangst Du Geld, — all mein Geld?“

„Nein, Geld habe ich. —“

„Hast Du einen Feind, — ich ermorde ihn.“

„Ich habe keinen Feind."

„Willst Du meine Frau sein? — ich heirathe Dich."

„Ich bin verheirathet."

„So sage, was verlangst Du? — Gott, was verlangst Du?"

„Beweise mir, daß Deine Liebe zu mir blind und wahnsinnig ist, daß Du ihr Alles zum Opfer bringen würdest!"

„Alles, ja Alles! Aber wie?"

„Ich weiß es nicht, aber jetzt eben hat mich der Glanz Deiner Augen geblendet. — Wenn Du mir in dieser Stunde einen Beweis jener unbegrenzten Liebe gäbest, welche die Phantasie eines Weibes bis zum Wahnsinn erhitzt, — ich weiß nicht, was ich thun könnte. — Aber eile, ich bin launenhaft, veränderlich; morgen ist vielleicht der jetzige Eindruck völlig verwischt."

„Aber welchen Beweis kann ich Dir hier, augenblicklich geben?" fragte der Elende händeringend. „Es ist eine grausame Marter! Welchen Beweis? sage mir, welchen Beweis!"

„Du bist sehr dumm," antwortete Cecily, indem sie sich mit anscheinendem verächtlichen Aerger entfernte. — „Ich habe mich geirrt, — ich hielt Dich einer großen Aufopferung für fähig. — Gute Nacht! — Es ist Schade —"

„Cecily, — geh' nicht fort, — komm zurück! Was soll ich thun? — sage mir es wenigstens. — Ach ich werde wahnsinnig — Was soll ich thun? Was soll ich thun?"

„Denke nach —"

„Mein Gott! mein Gott!"

„Ich war nur zu sehr geneigt, mich verführen zu lassen, wenn Du gewollt hättest. — Du wirst eine solche Gelegenheit nicht wiederfinden —"

„Aber man sagt doch, was man verlangt," sprach der Notar außer sich.

„Errathe es —"

„Erkläre Dich, — befiehl —"

„Wenn Du so leidenschaftlich, wie Du sagst, nach mir verlangst, würdest Du das Mittel finden, mich zu überreden. — Gute Nacht!"

„Cecily!"

„Ich werde die Klappe in der Thüre zumachen, — statt die Thüre selbst zu öffnen."

„Gnade! Höre mich an."

„Ich glaubte einen Augenblick, — das Blut würde mir in

den Kopf steigen. — Das Feuer im Kamin erlöscht, — es wäre dunkel geworden, ich hätte nur noch an Deine Aufopferung gedacht, und dann wäre dieser Riegel, — aber nein, — Du willst nicht. — Ach, Du weißt nicht, was Du verlierst. — Gute Nacht, frommer Mann!"

„Cecily — höre mich, — bleibe, — ich habe es gefunden" sprach Ferrand nach einer kurzen Pause mit einer unmöglich zu beschreibenden Freude.

Den Elenden hatte der Schwindel ergriffen.

Ein Nebel verdunkelte seinen Verstand; der ungestüme thierische Trieb nahm ihm alle Klugheit, alle Vorsicht, und der Instinct der Selbsterhaltung wich von ihm.

„Nun, worin besteht dieser Beweis Deiner Liebe?" sagte die Creolin, die sich dem Kamine genähert hatte, um ihren Dolch zur Hand zu nehmen, und dann, von dem Lichte des Feuers beschienen, langsam wieder an die Thüre kam.

Ohne daß es der Notar bemerkte, überzeugte sie sich, daß die Kette innerhalb der Thüre gehörig eingehakt war.

„Höre mich an," sagte Jacob Ferrand mit seiner rauhen Stimme, — „höre mich an; wenn ich meine Ehre, mein Vermögen, mein Leben hier, sogleich, in Deine Hand legte, würdest Du dann glauben, daß ich Dich liebe? Würde Dir dieser Beweis von wahnsinniger Liebe genügen?"

„Deine Ehre, — Dein Vermögen, — Dein Leben? Ich verstehe das nicht."

„Wenn ich Dir ein Geheimniß mittheilte, das mich auf das Schaffot bringen kann, würdest Du dann mein sein?"

„Du ein Verbrecher? Du spottest. — Und Deine Sittenstrenge?"

„Lüge —"

„Deine Rechtschaffenheit?"

„Lüge —"

„Deine Frömmigkeit?"

„Lüge —"

„Du giltst für einen Heiligen und wärst ein Teufel? — Du prahlst. Nein, es giebt keinen Menschen, der so geschickt schlau, so kalt energisch, so glücklich kühn wäre, um in dieser Weise das Vertrauen und die Achtung der Andern zu erschleichen. Es wäre ein teuflischer Hohn, eine entsetzliche Herausforderung der Gesellschaft."

„Ich bin dieser Mensch. — Ich habe diesen Hohn und diese Ausforderung der Gesellschaft in das Gesicht geschleudert," sprach der Unmensch mit schauerlichem Stolze.

„Jacob! — Jacob! sprich nicht so," sagte Cecily mit kreischender Stimme und wogendem Busen, — „Du konntest mich wahnsinnig machen —"

„Willst Du meinen Kopf für Deine Liebkosungen?"

„Das ist endlich Leidenschaft!" sprach Cecily. — „Da, nimm meinen Dolch —, Du entwaffnest mich —"

Jacob Ferrand nahm durch die Oeffnung in der Thür vorsichtig die gefährliche Waffe und schleuderte sie weit von sich.

„Cecily, — Du glaubst mir also?" fragte er in Entzücken.

„Ob ich Dir glaube!" entgegnete die Creolin, indem sie ihre beiden reizenden Hände auf die krampfhaft zusammengedrückten Hände Ferrands legte. — „Ja, ich glaube Dir, denn ich finde eben jenen Blick bei Dir wieder, der mich schon einmal an sich bannte. Deine Augen funkeln. — Jacob, — ich liebe Deine Augen!"

„Cecily!!"

„Du mußt aber die Wahrheit sprechen."

„Ich spreche die Wahrheit — Du sollst es sehen."

„Deine Stirn ist drohend, Dein Gesicht furchtbar. — Sieh, Du bist entsetzlich und schön wie ein wüthender Tiger. — Aber Du sagst die Wahrheit, nicht wahr?"

„Ich habe Verbrechen begangen, sage ich Dir."

„Desto besser, ... wenn Du mir durch das Geständniß Deine Liebe beweisest."

„Und wenn ich Alles gestehe?"

„So bewillige ich Dir Alles, denn wenn Du dieses blinde, muthige Vertrauen hast, — siehst Du, Jacob, so werde ich nicht mehr den eingebildeten Geliebten meines Liedes rufen. — Zu Dir, mein Tiger, zu Dir, werde ich dann sagen: Komm! — komm! — komm!"

Während Cecily diese Worte mit dem Ausdrucke der glühendsten Sehnsucht sprach, trat sie so nahe an die Klappe in der Thür, daß Ferrand auf seiner Wange den heißen Athem der Creolin und auf seinen behaarten Fingern den electrischen Eindruck ihrer festen, frischen Lippen fühlte —

„Ah, Du wirst mein, ich werde Dein Tiger sein!" rief er aus, „und nachher magst Du, wenn Du willst, mich entehren,

mich auf das Schaffot bringen. — Meine Ehre, mein Leben liegt jetzt in Deiner Hand."

„Deine Ehre?"

„Meine Ehre. — Höre mich an. — Vor zehn Jahren hatte man mir ein Kind, zweimalhunderttausend Francs für dasselbe übergeben; ich stieß das Kind in die Welt hinaus, gab es durch einen falschen Todtenschein für todt aus und behielt das Geld. —

„Das ist klug und kühn; — wer hätte das von Dir geglaubt?"

„Höre weiter. — Ich haßte meinen Cassirer. Eines Abends hatte er mir ein wenig Gold genommen, das er mir am andern Tage zurückbrachte; aber um den Elenden zu verderben, beschuldigte ich ihn, er habe mir eine bedeutende Summe gestohlen. Man glaubte mir und warf ihn in das Gefängniß. — Liegt nun meine Ehre in Deiner Hand?"

„Ach, Du liebst mich, Jacob, Du liebst mich! — Welche Gewalt habe ich über Dich, da Du mir solche Geheimnisse anvertraust! — Ich werde nicht undankbar sein, — reiche mir diese Stirn, in welcher solche teuflische Gedanken erstanden sind, — damit ich sie küsse —"

„Ach," rief der Notar stammelnd aus, — „und wenn das Schaffot hier stände, ich würde nicht zurückweichen. — Höre weiter. — Das Kind, das von mir verstoßen war, fand sich wieder auf meinem Wege; ich fürchtete es — und ließ es umbringen."

„Du? — Und wie? Wo?"

„Vor wenigen Tagen, — bei der Brücke von Asnières, — an der Insel des Aussuchers. — Ein gewisser Martial hat sie in dem Flusse ersäuft. — Sind das genug Einzelnheiten? Willst Du mir glauben?"

„O, Du Teufel — aus der Hölle, — Du erschreckst mich, und doch zieht es mich hin zu Dir, doch weckst Du die Leidenschaft in mir. — Welche Macht besitzest Du?"

„Höre weiter. — Vorher hatte mir ein Mann hunderttausend Thaler übergeben, — ich lockte ihn in einen Hinterhalt, — jagte ihm eine Kugel durch den Kopf, — bewies, daß er sich selbst das Leben genommen und leugnete das Geld ab, das seine Schwester zurückforderte. — Jetzt liegt mein Leben in Deiner Hand — Oeffne!"

„Jacob —, ich bete Dich an!" sprach die Creolin.

„Wenn mir tausendfacher Tod droht, ich trotze ihm!" entgegnete der Notar im höchsten Sinnenrausche. — „Ja, Du hattest

Recht, ich würde diese triumphirende Freude nicht haben, wenn ich jung und schön wäre. — Den Schlüssel! — Wirf mir den Schlüssel zu! — Ziehe den Riegel zurück!"

Die Creolin zog den Schlüssel aus dem Schlosse und reichte ihn dem Notar, indem sie voll Liebe sprach:

„Jacob — ich bin außer mir."

„Endlich bist Du mein!" rief er in wildem Jubel aus, indem er das Schloß zu öffnen versuchte.

Aber die Thüre war noch verriegelt und ließ sich nicht öffnen.

„Komm, mein Tiger, komm!" sprach Cecily mit schmachtender Stimme.

„Den Riegel! — den Riezel!" rief Jacob Ferrand.

„Aber wenn Du mich hintergingest," warf die Creolin plötzlich ein, wenn Du diese Geheimnisse ersonnen hättest —"

Der Notar stand einen Augenblick staunend da; er glaubte sich am Ziele seiner Wünsche, und dieser letzte Aufenthalt trieb seine Ungeduld auf den äußersten Gipfel.

Er griff rasch in den Busen, riß die Weste auf und eine stählerne Kette entzwei, an welcher ein kleines flaches Taschenbuch hing, nahm dies, zeigte es der Cecily und sagte, fast athemlos, zu ihr:

„Da — hast Du, was mich um meinen Kopf bringen kann. — Zieh den Riegel zurück. — Das Taschenbuch ist Dein."

„Gieb her, mein Tiger!" sprach Cecily.

Mit der einen Hand zog sie hörbar den Riegel zurück, mit der andern nahm sie das Taschenbuch.

Jacob Ferrand überließ es ihr aber erst, als er fühlte, daß die Thüre unter seinem Andrängen nachgab.

Wenn aber die Thüre nachgab, so öffnete sie sich doch nur etwa einen halben Fuß breit, da sie in der Gegend des Schlosses durch die Kette zugehalten wurde.

Bei diesem unerwarteten Hindernisse warf sich Ferrand mit verzweifelter Anstrengung an die Thüre.

Cecily nahm blitzschnell das Taschenbuch zwischen die Zähne, riß das Fenster auf, warf einen Mantel in den Hof hinunter und ließ sich, eben so gewandt wie kühn, an einem vorher an dem Fenster befestigten Knotenstricke aus dem ersten Stocke in den Hof hinunter. Dann hüllte sie sich rasch in den Mantel, eilte zu der Stube des Portiers, öffnete sie, zog die Schnur, wodurch die Haus-

thüre geöffnet wurde, gelangte auf die Straße hinaus und sprang in einen Wagen, der, seit Cecily bei dem Notar war, auf Befehl des Barons von Graun für jeden Fall zwanzig Schritte von dem Hause des Notars wartete.

Der Wagen fuhr rasch davon und erreichte die Boulevards, bevor Ferrand die Flucht Cecilys bemerkt hatte.

Kehren wir zu diesem Unmenschen zurück.

Durch die kleine Oeffnung der Thür hindurch konnte er das Fenster nicht sehen, durch das die Creolin entfloh.

Mit einer gewaltigen Anstrengung seiner breiten Schultern zersprengte Ferrand die Kette, welche die Thür halb offen hielt.

Er stürzte in das Zimmer hinein, — fand aber Niemanden.

Der Knotenstrick schwang noch an dem Fenster hin und her.

Da sah er, an der andern Seite des Hofes, in dem Mondlichte, das durch die zerrissenen Wolken fiel, das Thor offen stehen.

Er errieth Alles, aber noch blieb ihm ein schwacher Hoffnungsschimmer.

Kräftig und entschlossen, wie er war, trat er in das Fenster, ließ sich an dem Stricke ebenfalls in den Hof hinunter und eilte aus dem Hause hinaus.

Die Straße war still und öde.

Er sah Niemanden und hörte nichts als das ferne Rollen des Wagens, welcher die Creolin forttrug.

Der Notar glaubte, es sei dies irgend eine verspätete Carrosse und achtete nicht darauf.

Es blieb ihm also keine Aussicht, Cecily wiederzufinden, welche die Beweise seiner Verbrechen mit sich genommen hatte!

Bei dieser entsetzlichen Gewißheit sank er wie niedergeschmettert auf einen Prellstein an seiner Thür.

Lange saß er da, stumm, unbeweglich, wie versteinert, mit stieren Augen, mit fest aufeinander gedrückten Zähnen, mit Schaum vor dem Munde, zerkratzte mit den Nägeln seine Brust und glaubte, in einen bodenlosen Abgrund zu versinken.

Als er sich wieder aufraffte, ging er mit schweren, unsichern Tritten umher; die Gegenstände wankten vor seinen Augen, als wenn er betrunken wäre.

Dann warf er die Thüre seines Hauses heftig zu und trat wieder in den Hof.

Der Regen hatte aufgehört.

Der Wind, der noch immer wehte, jagte schwere graue Wol-

ken vor sich her, welche das Mondenlicht verschleierten, ohne es ganz zu verdunkeln.

Nachdem die kalte frische Luft ihn etwas beruhigt hatte, ging Ferrand, in der Hoffnung, seine Aufregung vollends zu besänftigen, mit schnellen Schritten in den schmutzigen Gängen seines Gartens hin, während er von Zeit zu Zeit die beiden geballten Fäuste auf die Stirn drückte.

So schritt er auf Gerادewohl fort und gelangte an das Ende eines Ganges bei einem verfallenden Gewächshause.

Mit einem Male stieß er an einen Haufen frisch umgegrabener Erde. —

Er bückte sich, sah mechanisch hin und erblickte blutige Leinwand.

Er befand sich neben dem Grabe, das Louise Morel gegraben hatte, um ihr todtes Kind da zu verbergen, ihr Kind, das auch das Kind Ferrands war.

Trotz seiner Verstocktheit, trotz seiner entsetzlichen Angst, die ihn ruhelos umhertrieb, schauderte Ferrand vor Entsetzen.

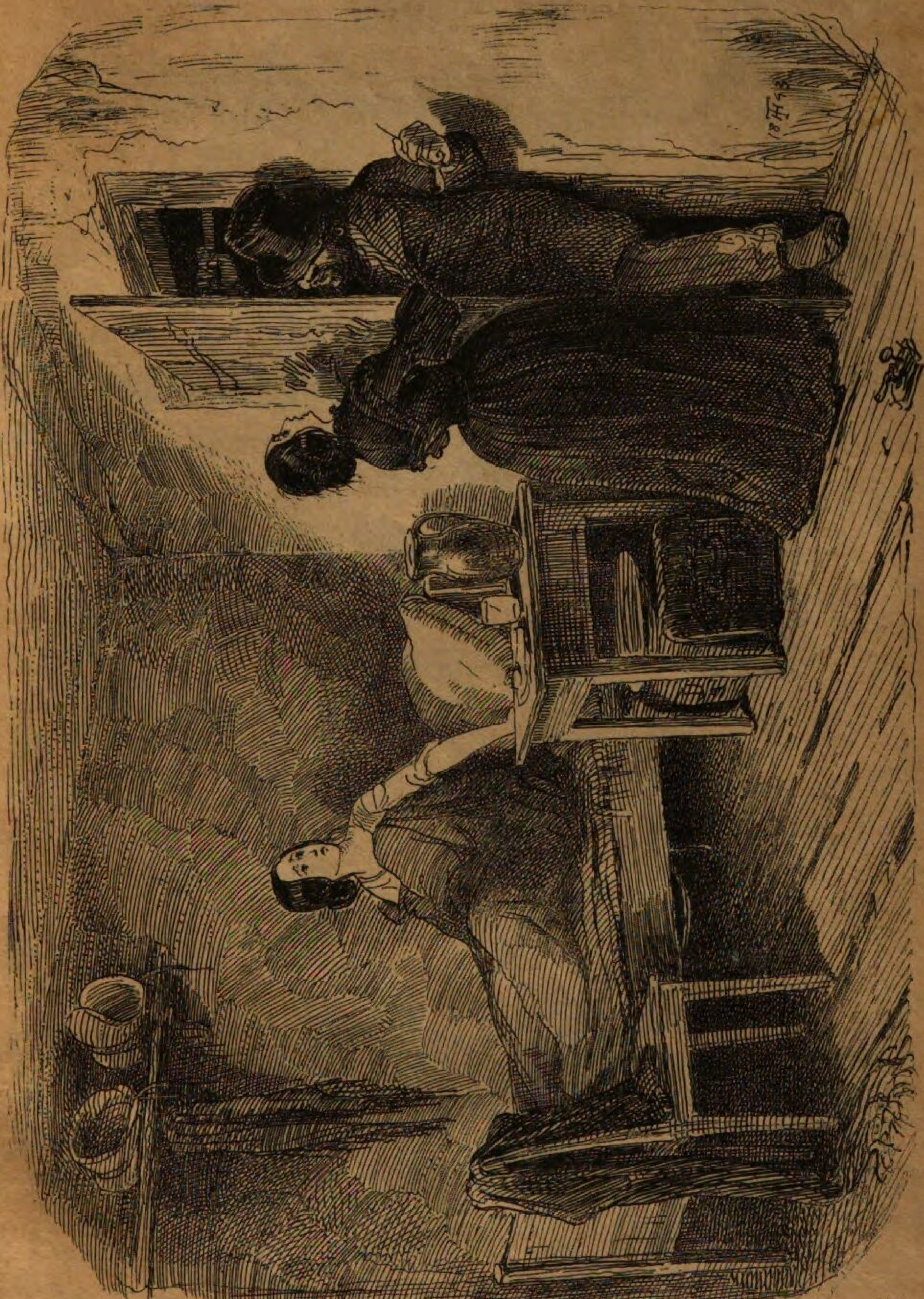
Das Schicksal selbst schien ihn in diesem Augenblick gerade hierher geführt zu haben.

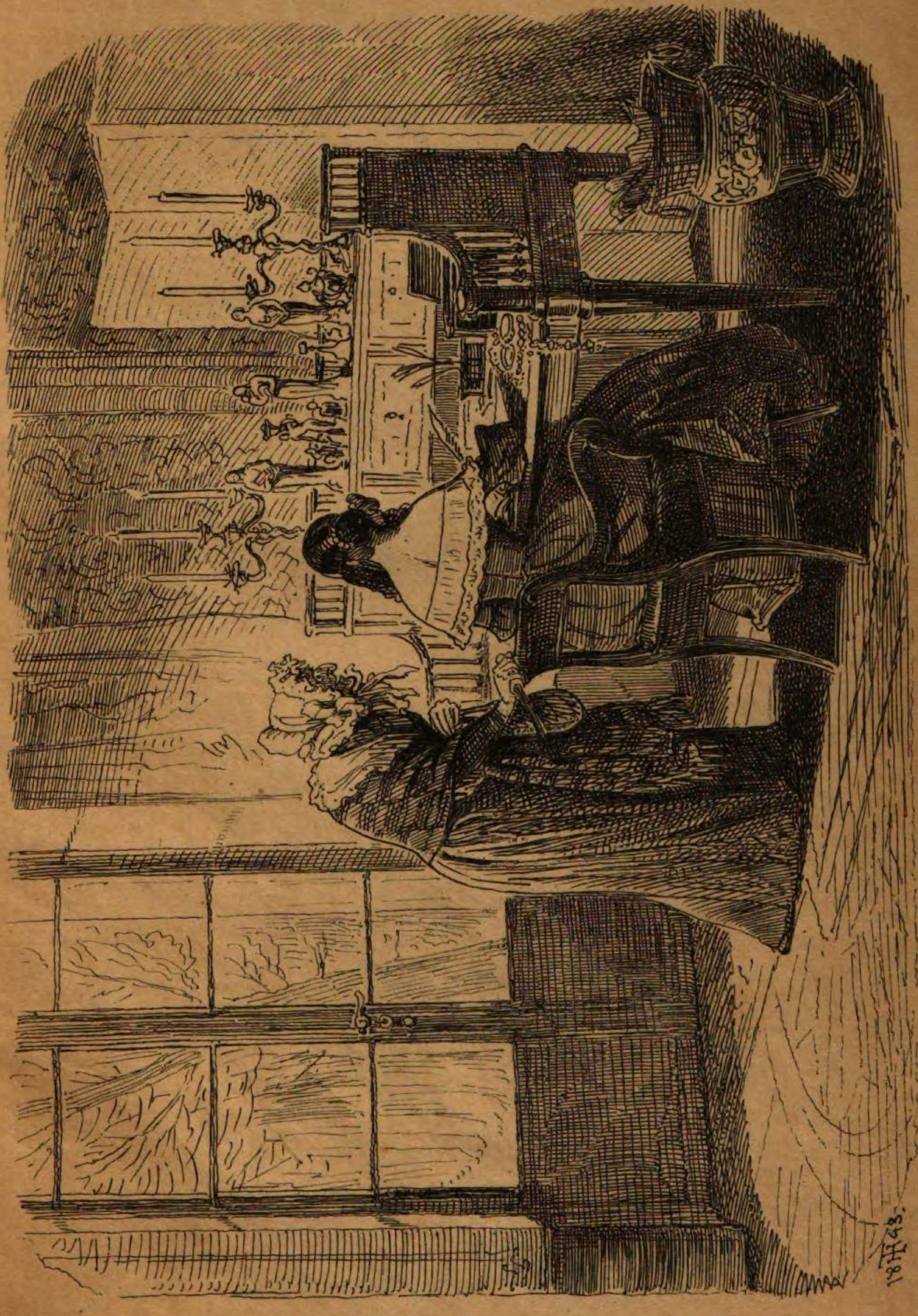
Verfolgt durch die rächende Strafe der Lüsternheit, brachte ihn der Zufall an das Grab seines Kindes — der unglücklichen Frucht seiner Gewaltthat und seiner Lüsternheit.

Unter allen andern Umständen würde Jacob Ferrand gleichgiltig über dieses Grab hinweggeschritten sein, da er aber seine Energie in der Scene erschöpft hatte, die wir eben erzählt haben, übermannte ihn plötzlich Schwäche und Entsetzen.

Eiskalter Schweiß trat auf seine Stirn, seine Kniee zitterten und brachen unter ihm zusammen, und so sank er bewegungslos neben diesem offenen Grabe nieder.

Gedruckt bei Wilhelm Moeser in Berlin.





8° Lk
Süe
6)

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sue, Eugène, / Diezmann, August, / Hosemann, Theodor,

Die Geheimnisse von Paris

Bd.: 6. Band

Berlin 1843

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LA 4831 -6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11258616-6